Ralf Ettl

Magische Erotik

des
Neuen Zeitalters

Zweifach sind wir in uns, diesseitig und jenseitig, ein Ich und ein Aberich. Das Jenseitige ist das Ewige, das Starke, das Diesseitige das sterbliche und Schwache. Werden wir uns des starken Ichs bewusst, des ewigen, unauslöschlichen, unwandelbaren, so sind wir unbezwingbar – in dieser wie in der jenseitigen Welt. Vereinigen sich Mann und Frau in wahrhaftiger Liebe und im vollen astralen Licht, so werden Diesseits und Jenseits durch sie vereint, die göttlichen Kräfte gelangen zur Entfaltung – und das höchste Glück wird uns zuteil.

Antonietta Contenta

Für jeden von uns kommt ein Tag, da stehen wir wie gewohnt morgens auf, am Himmel scheint die selbe Sonne wie stets und es ziehen die gleichen Wolken. Aber trotzdem kann an diesem Tag alles ganz anders sein als sonst. Ein Gefühl raunt es uns zu – ganz tief aus dem Inneren.

An jenem Tag kommt es zu einer Begegnung. Sie trägt den Namen: „Unser Schicksal.“ Denn jedem von uns ist ja ein Schicksal bestimmt – Dann kommt es darauf an, zu erkennen!

*

Ralf Ettl

Magische Erotik
des
Neuen Zeitalters.

1998

Zukunfts-Verlag

CH-8640 Rapperswil

Vorwort

Jede Stunde, jede Minute unseres Lebens vergeht unwiederbringlich. Es lohnt sich, gut zu erwägen, wo wir unsere Zeit investieren und wo nicht. Eine Investition soll Rendite eintragen. Das Lesen eines Buchs heisst, Lebenszeit zu investieren, und es gibt nichts Wertvolleres, denn kein Augenblick, der vergeht, kehrt zurück.

Das Thema, über das hier gesprochen wird, ist wichtig, es gibt kein zweites von gleich hoher Bedeutung. Es handelt vom Mittelpunkt unseres Lebens, vom Zweck jeden Tuns, von der Erfüllung des Daseins mit Sinn, Schönheit, Lebenskraft – Liebe und Sexualität.

Euch, die Ihr diese Blätter in Eure Hände nehmt und da lest, soll etwas von wirklichem Wert gegeben werden, so weit dies in den Kräften des Schreibenden steht und derer, die ihm dabei halfen. Die Weisheit uralter Hochkulturen liegt alledem zugrunde, jener Kulturen, deren Geist in einem neuen Zeitalter wiederkehren wird.

Für Euch ist dies geschrieben, die Ihr das weite Denken habt und das grenzenlose Fühlen, frei von Kleinlichkeit und Enge, gross und schön und mit dem Mut, in das neue Licht hinein zu schauen und ihm entgegenzugehen. Ihr werdet Euch im Spiegel dieser Blätter selbst erkennen!

Wer dies liest und versteht, wird vielleicht fortan den Sinn des vollen Lebens mehr als bisher erfühlen und erfassen – heiss und mild zugleich, kraftvoll und zärtlich in einem.

In diesen Blättern steckt viel Mühe und Sorgfalt. Sie sind für Frauen geschrieben, die wahre Frauen sind, und für Männer, die ganze Männer sind!

Die Schreibweise ist sehr persönlich, zu jedem Wort bekennt sich der, der dies schrieb. Es wird Menschen geben, die das zu schätzen wissen. Für die ist es gedacht.

R.E.

Starnberg, Mai 1998

"Der Sinn des Lebens ist das leben."
(Konfuzius)

1. Vom Sinn

Sinn! – Es ist ein Wort, dass sich erst begreifen lässt, wenn wir ihm ein zweites zur Seite stellen: Sinnlichkeit! – Sinn und Sinnlichkeit. – Zwei Worte und zwei Begriffe – und doch vorbestimmt zur Vereinigung. Wie Geist und Körper. Diese beiden Worte sind wie zwei Liebende. Sie haben Sexualität. Und das ist der Mittelpunkt allen Lebenssinns: Unsere Sexualität.

Der Sinn des Lebens! Kluge Philosophen haben sich darüber die Köpfe zerbrochen, und nicht ganz so kluge Theologen danach ihre Glaubenslehrbücher durchforstet. Zumindest die Philosophen brachten manchen gescheiten Gedanken hervor. Wo religiöse Lehren ihre Diktatur ausübten, blieb die Suche hingehen stets fruchtlos. Einige Dichter aber lieferten wertvolle Beiträge. Das früheste Zeugnis aller menschlichen Suche nach Sinn haben wir im sumerischen Gilgamesch-Epos. Homers Werk, Ilias und Odyssee, enthält der wunderbaren Bilder und Sinnbilder viele. Dante näherte sich den Dingen an. Und schliesslich kam Goethe mit seinem Faust. In Faust lebt das Ahnen von der magischen Liebe – vom Sinn hinter dem Sinn. Am Schluss von Faust II wird es deutlich:

„Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis;
das Unzulängliche, hier wird's Ereignis;
das Unbeschreibliche, hier ist's getan;
das Ewig-Weibliche zieht uns hinan."

Über diese Verse haben schon viele gerätselt. Dabei ist ihr Sinn einfach – wie Goethe selbst einmal sagte: Alles Grosse ist einfach! Und dies ist das Grösste von allem: Das Ewig-Weibliche! Darin liegt der Schlüssel zum Leben und der Schlüssel zum Himmel! Das Ewig-Weibliche strahlt die lichten Kräfte aus, die alles bewegen, die Kräfte der Liebe, des Eros, der den Mann ganz erfasst und desgleichen die Frau – in der süssen Vereinigung des Liebesakts. Dies ist das Höchste, hierin liegt aller Sinn! Im Lichte des Sinns gibt es nichts anderes, was zählte. Es ist das Unbeschreibliche, von dem Goethe spricht, das als irdisches Ereignis oft Unzulängliche, das Vergängliche und als solches nur ein Gleichnis – aber es ist da, ist wird wirksam, das Unbeschreibliche, es wächst und wird gross über alles: Das Ewig-Weibliche! Und wir können es erfassen, können es ganz erfassen: Die Frau in sich selbst, der Mann durch sie – beide gemeinsam in der Vollendung – im magischen Liebesakt. Jetzt, da ein neues Zeitalter mit Rosenfingern über den Horizont steigt, um mit Worten Homers zu sprechen, jetzt, mit der Wiederkehr der ewigen Liebesgöttin, der Aphrodite, der Venus, der Ischtar, jetzt werden die Bilder klar, das Unbeschreibliche nimmt greifbare Gestalt an.

Wir wollen sprechen vom Sinn! Wie oft waren wir alle doch Suchende in den Irrgärten unseres Lebens. Jeder kennt Tage, Wochen, Monate, womöglich

Jahre, in denen wir das Licht des Sinns nicht sahen. Es war auch bislang ferner als jetzt, denn jung erhebt sich das Morgenrot der neuen Zeit. Nun können wir es leichter erkennen. Aus dem erstem Dämmern wurde Helligkeit: Wir sehen, erfühlen und begreifen den Sinn! Er liegt ja tief in uns selbst begründet.

Auf den ersten Blick mag diese oder jener meinen, hier werde ja doch in erster Linie von Erotik gesprochen, von Sex. So ist es, und es ist gut so, denn es gibt ja keinen anderen Sinn als diesen! Und was er bedeutet, das steht hoch über blosser Körperlichkeit, die ja nur ein Teil des ganzen ist. Aber der körperliche Sex gleicht in dieser Welt der fruchtbaren Erde. Hier ist er der Anfang dessen, was alles umspannt, alles was das Weibliche für das Männliche wirkt und das Männliche für das Weibliche. Was wir nicht für einander täten – als Mann und Frau, als Frau und Mann – das wäre ohne Sinn. Noch kein wahres Kunstwerk wurde anders geschaffen, kein Gedicht anders geschrieben und kein Lied anders gesungen, kein wahrer Gedanke anders gedacht und kein Reich anders erobert. Alles Grosse, Reine und Wahre entsprang stets dieser einen Kraft. Auch ein Johann Sebastian Bach, der von sich meinte, allein zur Ehre seines Gottes zu schaffen, schuf in Wirklichkeit für die von ihm geliebte Frau, und ohne diese hätte er gar nichts geschaffen. Sämtliche Wege menschlichen Tuns von Wert und Bedeutung, mitunter hinter Umwegen verborgen, münden immer wieder an diesem einen Punkt, dem Angelpunkt allen lebendigen Seins. „Das Geheimnis der Liebe ist grösser als das Geheimnis des Todes," schrieb Oscar Wilde. Es ist auch grösser als alle Lehren und Religionen – weil es selbst Religion ist.

Ja, das Geheimnis der Liebe zwischen Frau und Mann ist die höchste, die einzige wahrhaftige Religion! Alles andere versinkt in Nichtigkeit neben dieser wunderbaren Kraft. Ihre Tempel tragen wir in uns. Öffnen wir darum unsere Augen, lassen wir Geist und Seele freien Atem – dann verstehen wir es: Was immer uns auch bewegt, die Fragen des äusseren Alltags ebenso wie der Wunsch nach innerer Erfüllung, auch alle stillen Träume, die in uns wohnen und ihre Sehnsucht ausbreiten, alles findet seine eine Antwort im Licht der Liebe zwischen Frau und Mann, der Liebe im Lichte der ewigen Morgenröte. Dort ist die Sonne, die alles erhellt und deren Strahlen keine Schatten werfen. Klein und nichtig sind alle Schwierigkeiten und Mühen, gesehen in diesem Licht. Wir bemerken auf einmal: Probleme, die da zu sein schienen, gibt es in der Wirklichkeit nicht. Denn wir erschaffen unsere Wirklichkeit aus der Magie der Liebe immer wieder neu! Alles ist vorstellbar, jedes Ziel wird erreichbar, nichts ist unmöglich – wir bestimmen uns selbst aus unserer eigenen ewigen natürlichen Kraft! In ihr sind wir schaffend und zeugend – wir erschaffen Leben und junges göttliches Licht!

Alles ist möglich, wenn Ihr es in diesem Geiste wollt – als Frau und Mann. Habt den Mut in das Licht des jungen Morgenrots hinein zu schreiten. Wendet Ihr Euch dann um, so seht Ihr auch diese Welt neu und gewinnt auch da hier ein neues Leben. Und dieses Leben ist schön, weil es vom Sinn erfüllt ist –

und weil der Sinn Euch erfüllt. Hebt darum den Blick: Der Schimmer der Morgenröte ruft!

*

“Wer Träume hat, lebt.
Wer keine Träume mehr hat,
ist bei lebendigem Leibe tot.”
(Georg Urban)

2. Das Geheimnis der Liebe

Liebe ist Gefühl, eine ganze Welt von Gefühlen. Ihr sollt hineintauchen in diese wunderbare Welt, in ihr wonnevolles astrales Licht, das heller als die Sonne scheint. Alles andere sollt Ihr vergessen, denn es hat jetzt keinen Wert, jetzt, wo wir vom Geheimnis der Liebe sprechen, dem grössten, höchsten und heiligsten – der einzigen wahren Religion für die wir leben und sterben: Frau und Mann – Mann und Frau. Das ist die Ewigkeit! Nichts sonst zählt. Alles andere ist totes Gerede und sinnloser Tand. Wir sind Wesen von göttlicher Sexualität. Darin liegt alles verborgen. Dies gilt es, voll zu begreifen, ganz zu erfassen – mit Herz, Leib und Seele. Die Welt wäre öde und der Kosmos leer ohne dies: Die Kraft der Liebe, die Macht der Sexualität. Sie allein ist Licht und Leben und Erfüllung. Schreitet ihr entgegen, beschleunigt Eure Schritte, fallt Euch in die Arme, umschlingt Euch, haltet Euch fest – es kommt ein neuer Geist! Er zieht Euch an und in Euch ein, erweckt ungeahnte Kräfte – und Ihr begreift und erfühlt: Es ist der Eros eines neuen Zeitalters, einer Ära aus den Strahlen der magischen Sonne!

Liebe ist Sinnlichkeit – dreifache Sinnlichkeit: Die Sinnlichkeit des Geistes, die Sinnlichkeit des Körpers, die Sinnlichkeit der Seele – das heisst, des Astralkörpers. Allein in dieser dreifachen Sinnlichkeit entfaltet sich der magische Eros; und allein dieser führt auf die höchsten Gipfel des Glücks, weil er allein uns die vollkommene Erfüllung des Sinns gibt! Sinn und Sinnlichkeit, Geist und Körperlichkeit, sind ein grosses Ganzes. Das ist es, was so viele Menschen heutzutage spüren, was eine zumeist noch namenlose Sehnsucht in ihnen gross werden lässt, die sie zu Suchenden macht. So ist es doch – Ihr wisst es selbst! Es gilt wieder zu finden, was tief in uns verwurzelt liegt als zentraler Urbestandteil unseres Wesens. In vergangenen Epochen war das selbstverständlich. Die schnöde Neuzeit hat es verloren. Bizarre Konventionen und absurde Moden unterdrückten die natürliche Sehnsucht von Geist und Körper. Aber jetzt naht ein neues Licht! Auch Ihr könnt es schon sehen. Es ist neu in dieser Zeit und doch uralt. Seine Sonne erstrahlte schon über Babylon, im frühen Indien und auch noch in Hellas und im alten Rom. Mitunter sogar noch in der Minne des Mittelalters und während der Renaissance. Womöglich am klarsten erstrahlte dieses Licht über Hyperborea, dem sagenhaften Atlantis, im ersten Goldenen Zeitalter, das die Inder das Satja Yuga nannten. Alte Legenden sprechen davon. Und immer ist es das Begreifen des Sinns hinter dem Sinn der Geschlechtlichkeit, was im Mittelpunkt steht, das Erkennen der Pole Weiblich und Männlich und deren Vereinigung in einem alles krönenden Augenblick: Die Magie der Liebe! Sie ist unendlich viel mehr als bloss Sex. Im alten Babylon war sie heilige Religion, die Religion der Liebesgöttin Ischtar, der Venus. Was zählen schon ein paar tausend Jahre vor ihr, der ewigen, der Göttin der Liebe? Sie kehrt wieder – und ist schon da! Geht ihr entgegen, empfangt von ihrem rosigen Lippen die heilige Glückseligkeit! Dies ist das grösste Geheimnis des

Lebens – allen Liebenden ein offenes Buch. Und doch hatte die entgeistigte moderne Zeit dieses Buch verdammt und verbrannt. Aus diesem Grunde wird es hier neu geschrieben. Schöpfend aus alten Quellen, aus ehrlichem Herzen und aus dem ersten Licht einer neuen Ära, deren Morgenröte schon aufsteigt am Horizont der Zeit: Die Liebesreligion der Göttin kehrt wieder! Nichts hält mehr sie auf.

Blosser Sex bedient nur den grobstofflichen Körper. Was sich dabei ergeben kann, verdient die Bezeichnung Orgasmus nicht, denn Orgasmus heisst ja: Höhepunkt! Was diese sozusagen eindimensionale Sinnlichkeit erzielt, ist nicht der Rede wert. Wer mehr nicht kennt, kennt gar nichts von der Liebe zwischen Mann und Frau. Ihr aber sollt mehr als nur dies kennen! Schon viele Menschen spüren: Es gibt mehr, muss mehr geben – irgendwo unter purpurroten Siegeln, die von zärtlichen Fingern erbrochen sein wollen. Sie suchen daher nach Steigerungsmöglichkeiten. Eine ganze Sexindustrie ist dadurch entstanden. Sie kann die Lösung nicht bieten, und doch ist dies ein Signal, denn es zeigt: Viele Menschen sind zu Suchenden geworden, mögen dabei auch manche zeitweilig auf Irrwege geraten. Wer einmal zu suchen beginnt, wird schliesslich auch finden. Suche ist immer Anfang, aber sie ist immer gut! Darum gebt niemals auf – Ihr gelangt sicher ans Ziel! Jetzt ist es ganz nahe, ja, es ist erreicht! Auch die vielbesprochenen Mechanismen des Marktes enthalten ein gutes Stück Wahrheit. Dies gilt zumindest seit etwa Mitte der Sechzigerjahre, seit es keine Modediktate mehr gibt, weil Generationen herangewachsen sind, die nicht mehr durch Obrigkeitsdenken verderbt sind. Bis dahin hiess es, manchen harten Kampf zu bestehen.

Die ersten Mutigen fochten ihn aus, sie gingen voran, wurden von zahlreichen Pfeilen getroffen – aber sie erfochten den ersten Sieg des neuen Lichts! Gebrochen ist die Macht scheusslicher Modesterilität. Der Wind der Freiheit weht! Und was häufig mit dem abfälligen Ausdruck „Sex-Welle“ bezeichnet wurde, war in Wahrheit ein tief aus der Seele der Menschen gekommener Ruf nach Erkenntnis ihrer selbst! Das ist alles andere als Oberflächlichkeit. Denn jede Suche nimmt an der Oberfläche ihren Beginn, ehe sie in die Tiefen des Geistes eindringen kann. Doch dahinter steht die Sehnsucht nach erotischer Geistigkeit – bewusst oder unbewusst. Im vollkommenen Liebesakt zwischen Frau und Mann wird der Geist lebendig. Auch Ihr wisst es, habt es von jeher in Euch gespürt! Der Geist ist kein Ding dieser Welt. Er will aus einer anderen Sphäre herübergezogen sein. Das Geheimnis dessen liegt im Prinzip der Affinität von Schwingungen. Und die liebende Vereinigung von Mann und Frau bewirkt eine Schwingung. Diese zieht geistige Kräfte an. Dazu verhilft natürlich kein Sexspielzeug, das ist, wie die Bezeichnung schon sagt, nur Spielzeug. Doch dass dergleichen Verwendung findet, beweist: Es gibt ein Gespür dafür, dass etwas fehlt. Das Fehlende ist gänzlich anderer Art.

Aber, wir sagten es bereits, wer einmal zu suchen begonnen hat, wird am Ende des Irrwegs auf das Richtige stossen! Zuerst ist die Sehnsucht, die Suche.

Und das Ziel dieser Suche heisst: Eine höhere Stufe in der erlebten Sexualität. Denn der körperbetonte Sex allein trägt nicht weit. Aber er ist der Ausgangspunkt, ist Kraft aus dem Boden der Natur.

Körper und Geist, Leib und Herzenliebe zusammen, tragen schon sehr viel höher. Eine wichtige Ebene tritt hinzu: Der Geist setzt Empfindungen des Körpers bis an die Schwelle der Seele um. Doch um vollkommen zu sein. um vollkommen zu lieben, bedarf es eben jenes weiteren Schritts, der dritten Ebene unserer Sinne: Der astralen Ebene! Denn erst auf den von der Morgenröte umflorten Gipfeln der Liebe wartet der astrale Eros, der mit Rosenfingern liebkost und mit den Lippen der Göttin küsst.

Ja, die Liebe zwischen Mann und Frau ist eine Schwingung. Sie besteht zunächst ausschliesslich im Geiste. Da wächst sie, dort reift sie, gewinnt ihre Stärke, baut auf ihre volle Frequenz. Und noch immer vereinigen die Körper sich nicht, denn zuvor muss die Schwingung jedes der beiden die innerkosmischen Grenzen durchbrechen und nach „drüben“ reichen, muss sich verbinden mit den sanft glühenden Strahlen des Purpurlichts aus der Welt der liebenden Göttin. Ist dies geschehen, so saugt der Astralkörper dieses besondere Licht an, speichert es in sich auf, bildet „astrale Potenz“. Jetzt erst ist die volle Liebeskraft da! Nun vereinigen sich beide Körper der Liebenden doppelt miteinander: Die Grobstoffleiber und die Astralkörper zugleich im unvergleichlichen vollkommenen Liebesakt. Wenn wir vom Purpurlicht der Liebesgöttin sprechen, so ist dies mehr als ein Sinnbild. Generationen früherer Epochen wussten dies gut. Der Mensch des 20. Jahrhunderts muss es erst wieder lernen. Aber die Zeit ist reif, wir begreifen es wieder! Das astrale Purpurlicht heranziehen zu können und reichlich in sich aufzuspeichern, ist vor allem eine Frage der Schwingung der Liebe, des reinen Gefühls! Dies ist jedoch kein willkürliches Empfingen, es meint nicht bloss Umsetzung von Instinkten – sondern den Griff nach den Sternen, hinein in das Göttliche, das in uns pulst! Wir berühren dabei das wahre und ursprüngliche Licht des Lebens. Dieses Licht kommt aus der Kraft der Liebe, einem astralen Kreislauf ohne Anfang und ohne Ende. Es ist die einzige wahrhaftige Religion. Ihre Gottheit braucht keinen Namen. Sie besteht aus der Ewigkeit.

Ist dieses Gefühl einmal da, lässt es sich erlernen, die Strahlen des Purpurlichts immer stärker heranzuziehen, in den Astralkörper aufzunehmen und im Austausch an den anderen – an die andere – weiterzugeben. Denn darin liegt ja das Geheimnis der vollkommenen Liebe: In der zeitweiligen Übergabe astralen Lichts, welches dann den Körper des jeweils anderen durchflutet und schliesslich zurückkehrt. Es ist ein Kreislauf göttlicher Strahlungskräfte. Weibliches und männliches Astrallicht sind ja von ganz unterschiedlicher Art. Der Körper des einen kann das Astrallicht des anderen nicht in sich halten, es durchwallt ihn mit astraler Glut und kehrt dann in Verklärung zurück. Dieser Vorgang erst kann auch den Grobstoff beflügeln, kann unsere Liebeskräfte zur

Entfaltung bringen, von der die Grobstofflichkeit alleine nichts weiss. In der Tat: Das Geheimnis der Liebe ist eine Schwingung! Wer sie ergreift und empfindet, wer sie beherrscht, vermag alles. Die Gabe dazu ist in jeder Frau und in jedem Mann. Ihr müsst sie erkennen!

*

3. Im Sonnenaufgang des Neuen Zeitalters

"Da werden sich wiederfinden im Grase die wunderbaren goldenen Tafeln,
welche in Urzeiten die Asen besassen..."
(Volospa / Edda)

Dies ist das Jahr 1998 christlicher Zeitrechnung. Doch diese hat ihren Wert schon verloren. Wir habe das Jahr 1 im Zeichen der Göttin! Denn das Neue steigt auf. Das Neue Zeitalter wird ein Zeitalter der weiblichen Gottheit sein; das Äon der Liebesgöttin Ischtar, Freyja, Aramati, Aschera, Aphrodite – der Venus. Ihr Morgenrot greift schon mit Rosenfingern über den Horizont der Zeit! Wenn diese göttliche Sonne vollends aufgegangen sein wird, erstrahlt allenthalben das Gold eines neuen, wahrhaftigen und natürlichen Geistes.

Was bedeutet das? Was wird uns dies bringen? – Reinheit und Klarheit, das Ende aller Verrohung und Gleichmachung. Ein neues Licht, das Licht der Liebe und verfeinerter Sinnlichkeit, das Wiedererwachen des magischen Eros zwischen Frau und Mann; den Weg durch die sanfte Morgenröte hin zum strahlenden Gold der Vollendung, dem Gold der Herzen im neuen Äon.

Vieles, was heutzutage noch wichtig erscheint, wird bald überwunden und vergessen sein. Neue Wertmassstäbe, die schon einmal vor Jahrtausenden galten, erfassen den Geist der Menschen. Politische und wirtschaftliche Ordnungen von heute werden bedeutungslos. Die Menschen bestimmen sich selbst im Einklang mit der göttlichen Natur – allein deren ewig wahres Gesetz wird gelten, in den Herzen geschrieben, nicht auf Papier. Und doch wird dieses Gesetz von strengerer Klarheit sein als alle heutigen Gesetze es sind. Was dem entgegensteht und was finster ist, stürzt sich selbst in den Abgrund der Vergangenheit. Nichts mehr bedrückt, auch keine herrischen Religionen. Die Göttin regiert, die Göttin der Liebe und des magischen Eros. Eine neue Religion vollendeter Sinnlichkeit leuchtet der Welt, frei von Dogmen und Zwängen: Die Religion der Liebe und der interkosmischen Sexualität, weil zwischen Diesseits und Jenseits wandernd, eine Schwingung des reinen unsterblichen Glücks. Die Sonne wird das Sinnbild dieser neuen Gottheit sein und ihre Strahlen die langen Haare der Göttin. Sie allein leuchtet fortan der Welt. Ihre Morgenröte zieht schon empor. Wir spüren es warm in unseres Herzens: Neues kommt. Schön, kraftvoll und klar. Schon erklingt uns der Ruf – wir können ihn hören und verstehen.

Ja, ein neues Goldenes Zeitalter steigt herauf inmitten der Trümmer des alten, das bereits stürzt. Noch einmal versucht das Vergehende um sich zu schlagen wie ein ertrinkendes Ungeheuer. Doch das Morgenrot ist schon da! Die Finsternis muss nun weichen. Roheit, Herrschsucht, Habgier, Gewalt und Widernatürlichkeit gehen unwiderruflich zugrunde. Noch eine kleine Weile schlägt das Untier um sich – doch sein Ende ist nahe, nichts hält das neue Licht auf. Wer sich dem Schatten zuwendet, geht mit diesem unter. Das Licht des

Neuen Zeitalters gleicht einer Schwingung. Was dieser nicht entspricht, hört auf zu bestehen. So wie die Nacht endet, wenn die Sonne emporsteigt. Die Schwingung des neuen Lichts ist gnadenlos auf ihre Weise. Es kann nicht anders sein. Sie wird diese Welt sehr verändern, und das sehr schnell. Nichts von dem, was etwa in diesem 20. Jahrhundert bedeutsam erschien, wird noch bedeutungsvoll sein. Es wird vergessen werden, niemand wendet sich mehr danach um. Das Neue steigt auf: Die Sonne aus dem Morgenrot. Das Goldene Zeitalter kehrt wieder: Klarheit, Wahrheit, Natürlichkeit – der magische Eros im reinen Licht! Es dringt überall hin, erwärmt die Herzen, erhellt den Geist – und es ist dennoch mitleidlos gegen jede Fäulnis des Gestern. Gegenüber dem Verkehrten kennt es kein Erbarmen. Ideologische und religiöse Dogmen verfliegen ins Nichts, als hätten sie niemals bestanden. Stolz und frei ist der kommende Mensch – und der Gottheit des Lichts zugewendet. Geldeswert wird nichts mehr zählen. Die sogenannte moderne Technik, heute noch hoch geschätzt, wird keiner mehr anschauen. Doch Homer wird man mit viel Freude lesen, Botticellis Bilder lieben und den Klängen von Tristan und Isolde lauschen. Die Begriffe der Macht indes erhalten völlig neue Konturen.

Uralte Legenden tauchen wieder auf aus den Nebeln der Zeit und nehmen Gestalt an: Atlantis, Hyperborea, Mu, Lemuria. Ihre Sagen und Weisheiten werden wiedergefunden als die goldenen Tafeln, von denen die Seherin Volospa in der germanischen Edda spricht, wir werden ergreifen mit Geist und Hand, wonach der sumerische Held Gilgamesch strebte, als er die Insel der Seligen suchte. Auf einmal wird sich uns vieles zeigen, was bisher im Verborgenen lag; und wir werden begreifen den Sinn hinter dem Sinn! Der Blick vom Diesseits ins Jenseits wird frei, wir erkennen und begreifen die höheren Sphären. Und wir alle verstehen: Es gibt keinen Tod. Im astralen Liebesakt des magischen Eros schaffen wir selbst uns Unsterblichkeit. So manches, was jetzt kaum begreiflich erscheint, wird uns schnell selbstverständlich sein. Das Vergehende hingegen liegt bald unendlich fern. Es ist so: Die Morgenröte eines neuen Äons steigt herauf! Wir wollen mit ihr steigen, nicht mit dem Vergehenden fallen. Es ist an uns – es ist an Euch!

Das Neue naht, doch es ist noch nicht vollendet. Aber der erste starke Schimmer der Morgenröte überstrahlt schon die blutigen Feuer der vergehenden Zeit. Immer mehr Menschen berührt das neue Licht. Sie wissen noch nicht recht, was es ist – und erfühlen es doch. Denn in der Liebe zwischen Frau und Mann drückt es sich aus, im astralen Eros unter dem ewigen Gesetz der Natur. Es ist an der Zeit, über all dies zu sprechen, jetzt – im Sonnenaufgang des Neuen Zeitalters.

*

"Einst gehen wir einem neuen magischen Zeitalter entgegen,
in dem die Regentschaft der Liebesgöttin wird bestimmen.
Da wird man das Geheimnis der kosmischen Hochzeit enträtseln."
(Rudolph II, deutsch-römischer Kaiser)

4. Die Magie der Sexualität

Befragen wir die neuzeitliche Wissenschaft, was denn den Menschen am meisten bestimme, so erhalten wir die Antwort: Der Selbsterhaltungstrieb und der Geschlechtstrieb. Das trifft zweifellos zu. Für starke Persönlichkeiten gilt es in umgekehrter Reihenfolge: Der Geschlechtstrieb steht noch vor dem Selbsterhaltungstrieb. Denn wo zu dem blossen sexuellen Trieb die Liebe des Herzens hinzukommt, da erlischt jedes Denken an sich selbst, der andere, die andere, gilt uns mehr als alles, auch mehr als unser eigenes Leben. Wir sind bereit zu sterben, jede Qual auf uns zu nehmen – für Sie, für Ihn. Darum gibt es keine Kraft, die jener einen gleichkommt, welche wir die Liebe nennen. Sie ist niemals bloss Körper, aber auch niemals nur Geist. Erst dies beides gemeinsam schafft wahre Liebe. Sie gewinnt in ihrer Vollkommenheit die astrale Dimension – darin besteht ihr höchstes Ziel. Die Liebe ist eine Himmelsmacht – und sie ist die bedeutendste Triebfeder in uns allen.

Die drei grossen Schulen der Psychologie (Freud – Jung – Adler) bieten anscheinend widerstreitende Theorien. Sigmund Freud führte alles auf die Libido zurück, also auf die Sexualität, C.G. Jung auf Archetypen, die fest im Menschen verwurzelt seien, und Alfred Adler meinte, den Machttrieb obenan stellen zu sollen. Schliesslich münden alle diese Auffassungen wieder dort, wo Freud angesetzt hatte (mag auch insbesondere Jung eine Reihe bemerkenswerter Zusatzaspekte durchdacht haben). Und doch hat auch Freud nicht verstanden, was jene Kräfte in ihrer ganzen Grösse bedeuten, was sie bewegt und was sie bewegen. Nach Wissenschaftlerart studierte er nur das Detail – wie der Forscher, der ein Präparat durch sein Mikroskop beäugt und das Leben um sich herum nicht mehr wahrnimmt. Sexualität allein bliebe wirkungslos, wären da nicht noch andere Kräfte, die ihr erst ihre Flügel verleihen. Weil es aber jene anderen, hinzukommenden und beflügelnden Kräfte gibt, steht die Sexualität im Mittelpunkt unseres Lebens. Sie beinhaltet allen den Sinn unseres ganzen Daseins, sie ist die bedeutendste, die alles bewegende Macht. Um dies zu erkennen bedarf es keines Psychologen. Wir spüren es unfehlbar in uns selbst. Und doch gibt es höhere Stufen, ganz besonders wichtiges. Das ist heutzutage bei vielen verkümmert. Aber es ist doch noch vorhanden, es läßt sich erwecken! Wir müssen es tun! Wer dies versäumte gliche einem Reisenden, der in Ägypten war, aber die Pyramiden nicht sah. Denn erst das Erleben des astralen Eros ist die Offenbarung der Liebe!

Diese so nüchtern begonnene Betrachtung leitet zu einer wichtigen Erkenntnis: Es gibt da eine Kraft in uns, eine ungeheuer starke, die ständig zur Entfaltung strebt und in der Lage ist, uns über die Schwelle unserer menschlichen Begrenztheit hinaus zu führen. Alles wird möglich aus dieser Kraft! Allerdings: Sie vermag ihr volles Potential bloss dann zu entwickeln, wenn die individuelle Geschlechtlichkeit stark genug ausgeprägt ist. Das ist eine

unabdingbare Voraussetzung. Emotionale wie auch sexuelle Erfüllung gehen aus der geschlechtlichen Klarheit hervor. Dafür zu sorgen, liegt an jedem einzelnen Menschen selbst, es ist jedem möglich. Allein frauliche Frauen und männliche Männer können ihre von der göttlichen Natur in ihnen vorgezeichneten Potentiale nutzen. Bei anderen verkümmern diese, und solche Menschen werden in ihrem Leben nie glücklich sein, sie werden die höchsten Wonnen der Liebe niemals erfahren, sie werden nicht einmal ahnen, was das ist. Die Worte Sex und auch Liebe mögen sie kennen, doch sie Verstehen nicht deren Bedeutung. Was sie für Glück und Wonne halten, ist nichtig und klein, doch sie wissen es eben nicht anders. Solche Leute laufen neben dem Leben dahin und merken es nicht. Es gibt derer heutzutage viele. Aber die meisten von ihnen könnten den Weg zum Glück finden und gehen – wie Ihr.

Ausschlaggebend für die vollkommene Liebe, für das Gelingen des magischen Liebesakts, ist die astrale Lichtkraft der beiden Partner. Um diese zu gewährleisten, ist es notwendig, den diesseitigen grobstofflichen Leib möglichst weitgehend in Übereinstimmung mit dem innenliegenden Astralkörper zu bringen, so dass die astrale Atmung funktioniert und ständig ein hohes Potential an astralem Licht vorhanden ist. Dieses astrale Licht könnten wir das Blut des Astralkörpers nennen. Es entscheidet über unser geistiges und über unser sexuelles Potential – und über alle damit zusammenhängenden Faktoren. Darum wird hierüber noch besonders ausführlich gesprochen werden.

Ein wichtiger Schlüssel liegt im Begreifen unseres Körpers als das, was er ist: Die Umhüllung eines in der diesseitigen Welt nicht sichtbaren Astralkörpers.

Dabei sind die Unterschiede zwischen dem Astralkörper der Frau und dem Astralkörper des Mannes viel grösser, als die diesseitig sichtbare Körper es zeigen. Was die Wissenschaft die primären Geschlechtsmerkmale nennt, betrifft die grobstofflichen Umhüllungen. Für die Astralkörper gelten erweiterte Massstäbe. Deshalb ist es für Frauen beispielsweise so wichtig, dass sie sich ihre Haare lang bewahren, denn lange Haare sind ein primäres Geschlechtsmerkmal des weiblichen Astralkörpers. Das grobstoffliche Gegenstück ist unerlässlich für den astralen Atem der Frau und für die Entfaltung des astralen Lichts in ihr. Aus guten Gründen blieben daher die Haare der Frauen in den Zeiten der Hochkulturen immer lang. Für Männer gelten im astralen Aspekt ganz andere Prioritäten. Über all dies wird noch ausführlich zu sprechen sein.

Die Magie der Liebe werden allein diejenigen erleben und anwenden können, die genug astrales Licht in sich haben – dank intakter Astralatmungsorgane. Wo dies gegeben ist – und das liegt an jeder Frau und jedem Manne selbst – eröffnet sich die Perspektive der Erotik im astralen Licht, der höchste Gipfel dessen, was Menschen in dieser Welt erfahren können. Denn erst der astrale Eros schafft die unmittelbare Verbindung mit der göttlichen Ebene. Wer den astralen Liebesakt vollkommen beherrscht, überwindet die Sterblichkeit. Dies kann zwei unterschiedliche Wege beschreiten: Den

bewussten und den unbewussten. Der unbewusste Weg führt in die „Welt der ewigen Morgenröte“ hinein wie in einen wunderschönen Traum. Zurückkehrend, sind enorme Kräfte aufgespeichert. Zugleich ist der Platz in einer anderen Welt gesichert, von der aus, nach dem Sterben auf der Erde, immer Rückkehr möglich ist. Der bewusste Weg bedeutet: Niemals sich selbst zu entgleiten. Ein Sterben als Wechseln des Körperkleids erfolgt irgendwann naturgemäss, doch das Ich-Bewusstsein vergeht in keinem Augenblick; man kontrolliert sich selbst und was geschieht genau, bestimmt den selbstgewählten, vorgebahnten Weg. Das mag phantastisch klingen und ist doch mehr als eine Mythe. Die rein grobstofflich-sexuelle Vereinigung von Mann und Frau überwindet den Tod, da neues Leben gezeugt wird; der astrale Liebesakt überwindet das Sterben an-sich! Was immer sonst Magie genannt werden mag, verblasst im Scheine dieses einen Tuns. Es ist das Höchste, das Erwecken des rein Göttlichen im Menschen! Und es ist mehr als Legende. In alter Zeit schon wussten es die Anhänger der Göttin – mögt Ihr diese nun als Sinnbild sehen oder als eine personifizierte göttliche Kraft, darauf kommt es nicht an. Entscheidend ist das Begreifen und Ergreifen der fliessenden Kräfte der höchsten Erotik. In früheren Zeiten war dies wohl bekannt. Dann kam das Zeitalter der Finsternis. Wenige nur vermochten noch, den Lichtstrahl der Göttin voll zu sich hin anzuziehen. Doch bis in den Beginn des 20. Jahrhunderts hinein gelang es Wissenden immer wieder und sogar vielen, die nur ein ausreichend starkes Ahnen in sich verspürten. Erst in der Phase tiefster Finsternis, die in der Folge des ersten Weltkriegs kam und bis zum Anfang Sechzigerjahre reichte, wurde es besonders schwierig. Inzwischen naht das Morgenrot des Neuen Zeitalters. Seit den Siebzigerjahren nahm sein erster Schimmer zu, etwa seit 1990 ist er wirkungsvoll. Bald wird der Strahl dieses Lichtes voll die Erde erfassen und die Macht der Göttin wird sich entfalten. Bereits jetzt erfühlen immer mehr Frauen und Männer das astrale Licht und begreifen – erst unbewusst, als eine wundersame Kraft, die im Äther schwebt, dann diese in sich selbst erkennend – und schliesslich im bewussten Eros des astralen Liebesakts. Manche vermögen dies schon jetzt, und derer werden immer mehr. Oft fehlt nur ein letzter Hauch des Verstehens, um die magische Liebe an sich vollauf wirksam werden zu lassen. Jenes Begreifen zu vermitteln, ist ein Anliegen dieses Buchs. Wir wollen auf den Seiten, die noch folgen, viel darüber sprechen, manches verdeutlichen – im Geist erwecken, was dort darauf wartet! Und so manche Leserin, so mancher Leser, wird es begreifen, wird es ganz plötzlich spüren in sich und zu handeln verstehen in dem neuen Licht! Es wird so sein! Paare werden einander anders empfinden und berühren, als sie es bisher taten. Die feinfühligen Fingerkuppen und die Lippen der Münder werden in einer neuen Art liebkosen – wie einst im ersten Goldenen Zeitalter, auch noch im alten Babylon und bei den Stämmen der Griechen, Römer und Germanen. Die Haut über den Muskeln der Männer wird wie unter Rosenöl glänzen, die Haut der Frauen über Brüsten und Schenkeln wird den Schimmer hauchfeiner Seide haben, und aus den Haaren der Frauen wird das Licht des Morgenrots erstrahlen. Bei der Vereinigung wird daraus ein

astrales Leuchten werden, das mit dem Göttlichen unmittelbar verbindet. Was zuvor bloss Sex genannt werden konnte, ist dann höchste Lust von magischer Kraft; sie vereinigt zwei Menschen, einen Mann und eine Frau, in ihrem ureigenen göttlichen Ursprung, führt sie während der Augenblicke des astralen Orgasmus heim in das Reich des ewigen Lichts, in die Weltenheit allen Anfangs, in der es kein Ende gibt.

Wir werden sprechen von „Doppelter Unsterblichkeit." Das ist etwas ganz Besonderes. Es ist möglich als die höchste Krönung der wahren Liebe im astrahlen Licht, wo Zeit und Raum sich der zeitlosen Ewigkeit und der raumlosen Unendlichkeit annähern, dem Unbegreiflichen und doch Erfassbaren. Denn alles ist möglich in der magische Macht der sich vereinigenden reinen Geschlechter: Es gibt keine Grenzen, keine Schranken, keine Enge – weit offen stehen alle Sphären, kein Horizont behindert den schweifenden Blick, keine Mauer und kein Zaun das Wandern.

Über dergleichen wollen wir im folgenden sprechen; genau und klar, wie das Wissen aus der göttlichen Morgenröte und dem goldenen Lichtstrahl es lehrt. Ihr sollt Euch daran erfreuen, sollt die Bilder vor Euch sehen und die Träume in Euch reifen lassen – denn alle Glückseligkeit beginnt im geträumten Gedanken, er ist ein heimliches Programm – und jeder starke Traum ist wahr, weil alle Gedankenbilder auf einer anderen Ebene Wirklichkeit sind. Von dort aus kommen sie in diese Welt, um greifbar zu werden. Vieles erfordert nun einen offenen Geist für das Ungewöhnliche und einen freien Sinn gegenüber der eigenen Geschlechtlichkeit. Es verlangt vor allem den Mut zum starken Gefühl, dem rückhaltlosen Bekenntnis zur Liebe der Herzen, die mächtiger ist als selbst die Furcht vor dem Sterben. Denn die magische Liebe kann zu einer Gratwanderung ausufern zwischen dieser und der jenseitigen Welt – aus irdischer Sicht also zwischen Leben und Sterben. Wer sich davor fürchtet, halte an der Linie inne, die gewiesen werden wird. Alles ballt sich fortan in jenem einen, in der Liebe zwischen Mann und Frau, dieser wunderbaren Kraft, die magisch ist im allerhöchsten Sinne: Die Magie der Liebe, die Magie der Sexualität – im Lichte der Morgenröte. Ihr sollt sie Euch anschauen im Träumen – und schliesslich durchleben mit aller Kraft der Sinne und bis in jede Faser Eurer Körper. Ihr sollt Euch verschlingen lassen von dem unbeschreiblichen Licht, aufgehen in jenem Kosmos, den Ihr aus zwei Körpern bildet – ein Mann und eine Frau!

Magie bedeutet: Wirken durch Wollen. Und das werdet Ihr tun. Alles was Ihr wollt geschieht durch den magischen Liebesakt im astralen Licht. Denn hierin liegt der Schlüssel zum nächsten Geheimnis: Jene alles überwältigende Kraft vermag auch alles zu zeugen, wonach der durch sie gelenkte Wille seinen Strahl sendet. Ein ganz anderer Blick auf die Dinge tut sich nun auf: Die Verwandlung der magischen Erotik in die Magie des Eros!

*

“Das Irdische ist der geringste Teil unseres Lebens.
Die Liebe gehört dem Überirdischen, dem Göttlichen, an.”
(Julietta Montefeltro, Ordo Bucintoro)

5. Die kosmische Macht der Sexualität

Das Prinzip der Sexualität, das wir an uns Menschen erleben, ist gleichsam ein kosmisches Prinzip, es gilt sogar darüber hinaus, ist sozusagen interkosmisch: Es ist das Wesensprinzip der absoluten Gottheit und somit das höchste, was überhaupt besteht. Darüber wollen wir jetzt reden.

Das Wort „Ilu“ heisst, wörtlich aus dem Sumerischen übersetzt, „göttliches Licht“. Dieses göttliche Licht hat zwei verschiedene Ausformungen, die eigenständig bestehen: Das männliche Ilu und das weibliche Ilu. In ihrer zeitweiligen Verbindung werden diese beiden Kräfte zur „Allschöpferkraft“, zu den Iluhe. Die absolute Gottheit ist: weiblich+männlich in ihrer zeitweiligen schöpferischen Vereinigung! Es gibt allein eine wahrhaft göttliche Macht und schöpferische Kraft: Die Sexualität. Diese höchste göttliche Macht bedarf keines Namens. Doch da wir Menschen zum Denken Begriffe brauchen, nennen wir sie, die Iluhe (Akkadisch Iluim).

Die Iluhe sind die über allem stehende göttliche Allmacht. Sie walten daher auch in unserem Kosmos. Das baphometische männlich/weibliche Doppelhaupt will dies versinnbildlichen. Die Tempelritter verwendeten es heimlich, doch schon den Babyloniern war es vertraut. In abstrakterer Weise zeigt auch das ostasiatische Yin-Yang-Zeichen ursprünglich dieselbe Erkenntnis.

Die europäischen Alchimisten der Vergangenheit haben den Sinn der Iluhe falsch gedeutet. Sie strebten die “Chymische Hochzeit” an, worunter sie die Vereinigung des Männlichen und des Weiblichen „in sich“ verstanden. Doch da gab es nichts zu vereinigen. Das war das grosse Missverständnis. Denn das „eigentliche Ich“, der Astralkörper, ist immer entweder rein weiblicher oder rein männlicher Art! Die irrenden Alchimisten konnten zu keinem Erfolg gelangen. Die partiellen Vermengungen im Irdischen betreffen bloss den Grobstoff. Es gibt also nichts an „Männlichem und Weiblichem in sich“ zu vereinigen – im Gegenteil, das Ziel heisst, die eigene Geschlechtlichkeit in möglichst reiner Form auszubilden. In jedem Mann lebt die reine männliche Ilu-Kraft. In jeder Frau lebt die reine weibliche Ilu-Kraft. Die wahre „Kosmische Hochzeit“ besteht darin, sich mit seinem jeweils andersgeschlechtlichen idealen Gegenstück zu verbinden; und dies sowohl auf der irdisch-sexuellen wie auch in den Herzen und auf der astralen Ebene.

Oscar Wilde sagt in seiner von Richard Strauss als Oper vertonten Dichtung „Salome“ die Worte: „Das Geheimnis der Liebe ist grösser als das Geheimnis des Todes“. Darin steck viel Wahrheit – auch wenn dies dem Dichter womöglich gar nicht vollauf zu Bewusstsein gedrungen sein mag. Der Schlüssel zur wahren Unsterblichkeit liegt in der Liebe zwischen Frau und Mann – im

Zusammenbringen rein weiblicher und rein männlicher Schwingungen. Diese können nicht zu einer andauernden Einheit miteinander verschmelzen, das wäre gegen ihre Natur. Aber sie können ein andauerndes Aneinander gewinnen! Dabei spielt die sexuelle Vitalität im Erdenleben eine sehr bedeutende Rolle.

In jedem von uns pulst also eine Ilu-Kraft. Im Manne die männliche und in der Frau die weibliche. Diese beiden Kräfte sind grundverschieden – aber sie stehen in einer geradezu magischen Schwingungsaffinität zu einander. Unter natürlichen Verhältnissen tun diese Kräfte das ihre weitgehend von selbst. Allerdings herrschen heutzutage häufig widernatürliche Verhältnisse. Mann ist oft nicht mehr ***richtig*** Mann, und Frau oft nicht mehr ***richtig*** Frau. John Wayne hat das einmal in den sinnigen Satz gefasst: „Ich hasse an dieser Zeit, dass so viele Mädchen aussehen wie Jungens, die wie Mädchen aussehen." Dieser grosse alte Haudegen hatte damit eine echte Weisheit ausgesprochen! Gleichmacherei wäre der Tod der Liebe, der Tod der Erotik – und der Tod des astralen Wegs. Die Frauen und Männer unserer Tage spüren das immer mehr, sie wehren sich und kämpfen, oft sogar unbewusst, um ihr wahres Ich.

Die grobstofflichen Umsetzungen der Astralkörper, also unsere sichtbaren irdischen Körper, entsprechen deren inneren, wahren Grundmustern in diesem 20. Jahrhundert oftmals zu wenig, um die nötige „Innen/Aussen-Harmonie" sicherzustellen. Die Ilu-Schwingungen werden gewissermassen verkrüppelt. Bei Frauen besonders arg durch Zerschneiden der langen Haare, die ja für das astrale Lichtpotential und die sexuelle Entfaltung der Frau sowie die Übergabe astralen Lichts an den Mann so wichtig sind. Irrige Ideologien und antiweibliche Moden haben leider in vielen Fällen die natürlichen Grundschwingungen deformiert. Aber immer mehr Frauen und Mädchen spüren dies und lassen sich nichts mehr diktieren. Sehr viele Menschen, und besonders Frauen, haben es oft schwer, ihr ureigenes Wesen zu finden – und damit ihren rechten Weg im Leben. Alle argen Probleme dieser Epoche lassen sich bei klarer Betrachtung auf diesen einen einzigen Punkt zurückführen: Mangel an astralem Licht! Niemand kann sich ungestraft gegen die ewige kosmische Ordnung stellen. Dies ist jedoch eine Frage der Erkenntnis, durch welche die verschüttete, aber vorhandene, richtige Schwingung wieder sehr weitgehend belebt werden kann. Es ist eine Frage individueller Entscheidung, des persönlichen Wollens. Die Gegebenheiten des jeweiligen Lebensumfelds üben sicherlich Einflüsse aus – entscheiden tut aber schliesslich jede Frau und jeder Mann selbst!

Das klare innere ***und*** äussere Verhältnis zur eigenen Ilu-Kraft, zur Selbstdarstellung getreu dem eigenen Geschlecht, ist ausschlaggebend für die Erkenntniskraft, für das sexuelle Potential, für die Fähigkeit, dieses Leben zu meistern – und darüber hinaus Kräfte höherer Art anziehen, entfalten und nutzen zu können. Der Mensch ist ein Wesen von natürlicher Sexualität, das allein im Einklang mit der natürlichen kosmischen Schwingungssexualität gut existieren und sinnerfüllt leben kann. Die kosmische Schwingungssexualität bietet den

Astralkörpern ihr spezifisches Atemlicht. Jeder Astralkörper ist – potentiell – durchdrungen und erfüllt von Ilu-Kräften. Entweder von weiblichen oder von männlichen. Vermischung ist niemals möglich.

Die Iluhe sind die Quelle der Kraft des Lebens, sie sind zugleich der Urquell allen Geistes – und auch allen Stoffs! Denn ohne eine Stofflichkeit – mag manche davon unseren diesseitigen Vorstellungen von Materie auch noch so unbegreiflich erscheinen – ist nichts möglich. Auch der Geist bedarf eines Stoffs, eines sehr feinen, um sein zu können.

Nun sind diejenigen Feinstoffe, aus denen unsere Astralkörper bestehen, andere als jene, die den Geist tragen; und abermals voneinander verschieden sind die Feinstoffe des männlichen Ilu-Lichts und die des weiblichen Ilu-Lichts. Daher kommt es, daß „verkrüppelte“ Astralkörper weder von den Kräften des Geistes noch von denen des Ilu-Lichts – also der Kraft des Lebens – richtig durchdrungen oder gar erfüllt werden können (darin hat unter anderem auch so manche Krankheit ihre tatsächliche Ursache). Verkrüppelungen seines Astralkörpers – und dadurch auch die Schädigung seines „Ilu-Potentials“ – verschuldet der Mensch letztlich immer selbst. Dabei ist es schlüssiger Weise ganz unerheblich, aus welchen Gründen dies geschah. Die Ursache von solchen Verkrüppelungen ist stets das Verstossen gegen die natürlichen Wesensprinzipien des eigenen Geschlechts. Männer, die sich unmännlich verhalten, Frauen, die sich unweiblich geben, irritieren gewissermassen die ihnen innewohnenden Ilu-Kräfte. Diese ziehen sich daher zusammen und reduzieren sich auf das Restmass der verbliebenen klaren Geschlechtlichkeit. Die betreffenden Astralkörper sind also viel weniger von Ilu-Licht und Lebenskraft erfüllt, als es notwendig wäre. Dies schwächt zunächst das sexuelle Potential. Da der Astralkörper der Träger des diesseitigen Grobstoffleibes ist, wird dieser überall dort, wo sich die Ilu-Kraft zurückgezogen hat, besonders anfällig gegen Krankheiten, ganz speziell im Bereich sämtlicher Nerven (rund 70 Prozent aller Krankheiten seien psychosomatisch bedingt, meint die Medizin, was de facto nichts anderes heisst, als das soeben Gesagte). Bei extremen Verstössen gegen innere und äusserliche Wesensmerkmale des eigenen Geschlechts kann es so weit führen, dass ganze Teile des Ilu-Lichts im wörtlichen Sinne abziehen und in einen anderen, besonders geeigneten, Astralkörper einziehen. Dies sind zwar automatische Vorgänge, sie haben jedoch göttlicherseits in erkennbarer Weise den Zweck, Falsches auszuscheiden und Richtiges zu fördern. Die göttlichen Prinzipien der Iluhe wirken im Sinne der ewigen Ordnung. Was dieser zuwiderhandelt, bestraft sich selbst. Diese Bestrafung wirkt sogar über das irdische Sterben hinaus. Denn wenn durch Missachtung der eigenen Geschlechtlichkeit das Ilu-Potential geschrumpft ist, ist auch der Astralkörper dunkel und wird daher nach dem Sterben von einer der finsteren Welten des Jenseits angezogen. Von dort aus ist der Weg zum Licht dann sehr weit. Was hingegen dem Sinn der ewigen göttlichen Gesetzmässigkeit gemäss ist, belohnt und erhöht sich selbst. Vorsicht ist gegenüber Personen

angebracht, die sich nicht ihrer geschlechtsspezifischen Rolle gemäss darstellen und verhalten. Bei solchen ist das Astrallicht auf alle Fälle geschrumpft, womöglich sogar schon teilweise ausgezogen. In so entstandenen „Löchern“ im Astralkörper nisten sich dann leicht negative Schwingungen ein, ohne dass dies der entsprechenden Person bewusst würde, da bei dieser die Unterscheidungsfähigkeit zwischen richtig und falsch, Licht und Finsternis abhandengekommen, jedenfalls aber merklich eingeschränkt ist. Wo der Einklang mit den kosmischen Prinzipien der Sexualität gestört ist, besteht auch keine Harmonie mit dem Leben und keine funktionierende Beziehung zu anderen Menschen.

Die Iluhe, die Kräfte von Männlich und Weiblich, sind die mächtigsten Kräfte von allem. Sie durchdringen alles, auch unseren gesamten Kosmos. Sie sind sozusagen: ***Gott*** – das Absolute, das über allem Stehende und nach ewigen Richtlinien Waltende. Sie wirken durch namenlose Schwingungen. Sie sind allgegenwärtig und allmächtig. Aber die hören keine Gebete. Ihr Wesen ist die Natur, sie sind die kosmische und überkosmische Macht der klaren Geschlechtlichkeit. Sie sind vollkommen gerecht und zugleich unbestechlich und unerbittlich. Gegenüber jeder Widernatürlichkeit sind sie völlig intolerant – denn sie sind: ***das Wahre***.

Was ist göttlich in dieser unserer Welt? – Die wunderbaren Schwingungen, die nach ganz verschiedener Art in der Frau und im Manne leben und beide in Liebe zusammenführen. Das allein ist göttlich in dieser Welt! Denn dies allein lässt die Herzen warm erglühen – und daraus entspringt neues Leben! Die diesseitige Erde kennt ihre Naturgesetze. Die jenseitigen Spähren und Welten haben eigene, andere: Die Naturgesetze des Jenseits. Einige von diesen wirken vom Jenseits ins Diesseits herüber und bestimmen ganz wesentlich auch Leben darhier. Niemand und nichts entgeht ihrem Strahl.

Unser Leben im Irdischen ist ja nur ein Zwischenspiel der Ewigkeit, deren fester Bestandteil wir sind. Es gibt manches, das haben wir hier zu tun – und dann führt unser Weg weiter in eine nächste Welt und in ein weiteres Leben. Es gibt ja keinen auslöschenden Tod. Mit dem Sterben wechseln wir bloss unsere Körperkleider. Für diese aber tragen wir in uns ein ewiges Muster, nach dem uns Mass angelegt wird. Das sind die Astralkörper. Sie sind ganz verschieden zwischen Frau und Mann. Sie brauchen für ihr Bestehen unterschiedliche astrale Stoffe und Schwingungen, verschiedenartigen astralen Atem. Davon wird noch genauer zu sprechen sein. Alles ist Bestandteil der grossen kosmischen Sexualität. Wir sind ein Teil von ihr, wir bestehen allein durch sie. Weiblich und Männlich, Frau und Mann, das ist das Grundprinzip allen Seins. Auf diesem Wege geht alles – auf Abwegen nichts. Nichts wäre ohne die Kräfte Männlich und Weiblich, denn durch sie ist alles! Sie sind das wahrhaft Göttliche!

Ob diese Erdenwelt noch mit Sinn länger weiterbesteht, wird an der Frage entschieden werden, ob es genügend Schwingungen nach rein weiblicher und

rein männlicher Art gibt – ob Frau ganz Frau bleibt und Mann ganz Mann. Sollten irrige Ideologien dies göttliche Gefüge zerstören, hörte diese Welt bald auf zu bestehen. Die ewige Gottheit löste sie als unsinnig auf. Denn die göttlichen Kräfte brauchen keine Menschen; die weiten Welten des Jenseits im göttlichen Licht bestünden auch ohne uns weiter!

Frau und Mann, Mann und Frau. Alles liegt in den beiden Geschlechtern und in deren Klarheit. Verfehlten sie ihren Sinn, gäbe es nur noch Sterben. Es liegt an uns – es liegt an Euch! Unsere Welt mag unvollkommen sein. Sie bringt mitunter Stürme hervor und Erdbeben, Vulkanausbrüche und manches Unwetter – aber sie ist doch auch schön, es lohnt sich, das uns hier vorgesehene Zeitmass auf ihr zu leben und auch Kindern diese Welt mit ihren Bergen und Wäldern, Flüssen, Seen und weiten Ozeanen und den weissen Wolken am Himmel zu zeigen.

*

"Wissen und Nichtwissen – wer beides im Verhältnis zu einander erkennt, erreicht,
nachdem er den Tod des Nichtwissens überwunden hat, durch Wissen Unsterblichkeit."
(Upanischaden)

6. Der doppelte Sexus

Die verbreitete Sichtweise auf unsere Sexualität ist irrig, weil sie sich ausschliesslich dem Grobstofflichen zugewendet. Der Sexus erscheint aus diesem engen Blickwinkel nur als ein Mittel zur Fortpflanzung. Diese Sichtweise ist ganz einfach falsch. Sie führte zur Verfemung der puren persönlichen Sexualität als „lasterhaft". Nicht allein die anmassenden monotheistischen Glaubenslehren tragen daran Schuld, sondern zu einem erheblichen Teil auch die tristen Wissenschaften. Der Zauber der Liebe zwischen Frau und Mann wurde als blosser Instinkt definiert. Eine Wissenschaft, die nur Materie sieht und Geist nicht kennt, stellt den Menschen in eine Reihe mit dem lieben Vieh. Wie lässt doch Goethe seinen erkennenden Faust so richtig sagen: „Grau ist alle Theorie und grün des Lebens gold'ner Baum." Der erste Akt des ersten Teils, da Faust allein in seiner Studierstube sitzt und plötzlich aus dem Wahnsinn der blossen Diesseitsbezogenheit erwacht und lieber sterben möchte als so weiterzuleben, ist der vorweggenommene letzte Aufzug der neuzeitlichen Schulwissenschaft. Faust wirft alle trockene Wissenschaft von sich, um das Leben in seiner vollen Kraft und schönsten Form, der Liebe, uneingeschränkt zu packen. So wird es auch so manchem heutigen Wissenschaftler ergehen, wenn ihn das junge Licht der neuen Zeit berührt, und er wird die wahre Sexualität begreifen, weil auch er sie an sich selbst erlebt. Wer das heute noch nicht versteht, wird es demnächst lernen.

Wir Menschen sind keine „höherentwickelten Tiere" (bei aller Tierliebe, nein!). Wir sind unendlich viel mehr: Wir sind geistige Wesen ewigen Seins!

Darum ist auch unsere Sexualität ganz und gar nicht mit derjenigen der Tiere vergleichbar. Wir folgen keinem Instinkt! Wir folgen der Liebe! Vor allem aber – und darum ist das so: Unsere Sexualität haben wir aus einer anderen, einer jenseitigen lichten Welt mitgebracht, in der es gar keine Vermehrung gibt! Also kann die blosse Fortpflanzung auch nicht der alleinige Sinn unserer Sexualität sein – weder der alleinige noch der vorrangige. Uns treibt also auch keinen „Fortpflanzungsinstinkt", sondern etwas weitaus Höheres! Der Liebesakt zwischen Frau und Mann ist eben nicht in erster Linie ein „Mittel zur Fortpflanzung", nein! Dies ist er erst in zweiter Linie, erst hier im Irdischen hat sich dieser zweite, zusätzliche Aspekt ergeben. Unsere grobstoffliche diesseitige Sexualität ist lediglich ein Abglanz unserer wahren und ursprünglichen astralen Sexualität! Deren Kraft setzt die göttliche Natur in dieser Welt auch für die Fortpflanzung ein. Auch! Nicht ausschliesslich und nicht an erster Stelle ihrer Bedeutung.

Ergründen wir also: Was ist unsere wahre ursprüngliche Sexualität? Auch sie ist zeugend. Jedoch nicht nach dem Verständnis der Biologie. Unsere wahre Sexualität zeugt astrales Licht durch die geistige Kraft der Liebe! Den Liebesakt

als Zeugungsvorgang gab es schon in unserer jenseitigen Urheimat, dem Reich des ewigen Lichts, es wird ihn auch nach unserem irdischen Sterben und der Wiederverkörperung in einer jenseitigen Welt wieder geben. Der rein astrale Liebesakt ist seinem Hergang nach ein anderer als der diesseitig-irdische, doch viele Gemeinsamkeiten bleiben bestehen. Wir werden davon noch ausführlich sprechen. Mit der Betrachtung des astralen Liebes- und Zeugungsakts stossen wir zum Mittelpunkt des Göttlichen in uns vor. Hier erkennen wir unsere Zweckbestimmung aus allerhöchster Sicht: Wir haben aus der ewigen Gottheit das Licht des Lebens empfangen. Darum sind wir unsterblich. Aber dies hat einen Sinn, einen Zweck: Durch den Liebesakt zwischen Frau und Mann – den astralen Liebesakt – vermehren wir das göttliche Licht. Wir zeugen aus den in uns lebenden astralen Quellen – neues göttliches Licht! Dafür gab uns die Gottheit das ewige Leben, dies ist der innerste Sinn unseres umfassenden Seins. Der Liebesakt zwischen Frau und Mann ist also viel mehr als nur die Zeugung von Kindern auf dieser Erde. Im Ursprung – und immer – bedeutet der heilige Liebesakt ja die Zeugung göttlichen Lichts! Es ist wichtig, sich dieses Faktums bewusst zu werden. Denn hierin erkennen wir unsere Bedeutung für das grosse interkosmische Gefüge. Zugleich macht es uns vollends klar, dass der Liebesakt aus sich selbst heraus rein, schön und edel ist! Er steht höher als alles, was wir sonst vermöchten. Das Wunderbarste und Höchste, die Liebe zwischen Frau und Mann, wird im sogenannten Alten Testament der Bibel als „Sündenfall“ bezeichnet, verdammt und auch noch „Erbsünde“ genannt. Eine tiefere, licht- und lebensfeindlichere Finsternis könnte es nicht geben; es ist der Ungeist des Hasses gegen das Leben.

Auch die weltfremden transzendentalistischen Religionen Indiens und Ostasiens Verstehen das volle Leben nicht, auch wenn sie weniger grausam sind. Die alten heidnischen Glaubenswelten der Griechen, Römer, Germanen, Kelten und Slawen beinhalteten eher eine Harmonie aus diesseitigem und jenseitigem Bewusstsein. Doch die Gewaltherrschaft des Monotheismus hat diese Weisheit weitgehend vernichtet. So steckte unser durch das Christentum verformtes Europa und Amerika über einen langen Zeitraum am tiefsten im Dunkel des Nichtverstehens. Jetzt – endlich – kommt das befreiende Licht zu uns, lässt uns unserem ureigenen Wesen gemäss leben und lieben.

Noch gibt es viele unbefriedigte, unglückliche Menschen, die in einem bizarreren Kreislauf von Produzieren und Konsumieren nach Ersatzbefriedigung suchen. Aber statt des Ersatzes gilt es, endlich das Wirkliche zu finden, das Wahre. Es ist uns allen ja immer nahe, weil wir es unauslöschlich in uns tragen.

*

“Alles Grosse ist einfach!”
(Johann Wolfgang von Goethe)

7. Frau und Mann

"Die Frau ist was sie ist – der Mann ist was er tut."
(Yukio Mishima, Spruch des Samurai)

Die Frau besteht als Persönlichkeit, sie ist ganz sie selbst. Sie ist Schönheit und Zärtlichkeit, Liebesfähigkeit und mögliche Mutterschaft. Sie braucht nichts ausser sich selbst, um zu bestehen.

Ganz anders der Mann. Seine Persönlichkeit entsteht erst durch das, was er tut – mit Klugheit, Mut, Fleiss, Geschicklichkeit. Der Mann besteht aus seiner Leistungsfähigkeit. Leistet er nichts, so ist er auch nichts.

Das Verhältnis zwischen Frau und Mann wird durch Wesenszüge bestimmt, die tief in Geist und Seele verankert sind. Kein „Zeitgeist", keine Mode, keine Ideologie vermag dies je völlig zu brechen. Häufig wurde vieles zerstört, die äussere Form, die Art und Weise der Beziehung. Der Geist aber ist unzerstörbar. Darum kann, was durch Unheil zerstört wurde, geheilt werden. Alle Schlüssel zu den Pforten von Sinnerfüllung und Lebensglück liegen im Wesen – und im Willen! – der Menschen, in jedem einzelnen von uns.

Es gibt verschiedene Wege zum Ziel, und unterschiedliche Ausformungen der Ziele. Nicht jeder Mann ist ein „Samurai", die Mehrzahl sind Kaufleute, Bauern, Arbeiter, Handwerker. So sind auch die Frauen verschieden. Die Frau des Kaufmanns versteht, mit zu zählen. Die Frau des Bauern teilt des Mannes Tagewerk. Die Frau des Samurai bewundert seine Taten, sie dient nicht, sie lässt sich bedienen. Die Hierarchie des Lebens ist Gesetz der Natur. Es steht über den Gesetzen, welche Menschen erlassen. Wir sind nicht gleich, werden es niemals sein. Aber jeder Mensch kann vollkommen sein im Rahmen seiner Möglichkeiten (so sprach schon Goethe). Wer anderes möchte, als seine Natur ihm zuwies, wird daran scheitern. Wer seine Natur ausschöpft, wird in seinem ganzen Leben erfolgreich sein. Das gilt für Männer, es gilt auch für Frauen – wenngleich in völlig unterschiedlicher Weise.

Frau und Mann! Es ist üblich, diese beiden Worte in umgekehrter Reihenfolge zu hören: Mann und Frau. Wir aber sagen ganz bewusst: Frau und Mann! Damit soll keine Reihung nach Wert vorgenommen werden – sondern nach Sinn! Dies wird anschliessend noch sehr klar begründet werden. Frau und Mann sind völlig verschiedene Wesen – aber von völlig gleichem Wert! Wer jedoch meint, unbedingt eine Reihung und Wertung zwischen den beiden Geschlechtern vornehmen zu müssen, könnte allein das weibliche voranstellen. Auch das werden wir gleich klar begründen und untermauern. Es wird manchen Vertretern der monotheistischen Lehren nicht gefallen, da es den Behauptungen im Pentateuch (die fünf Bücher Mose) zuwiderläuft, nach dem die Frau minderwertig sei. Doch das berührt uns, als freie Menschen, ganz sicher nicht.

Also: Frau und Mann! So entspräche es auch der alphabetischen Anordnung – womit wir dies zunächst auf einen neutralen Boden gestellt hätten.

Frau und Mann sind grundlegend verschiedene Wesen. Diese Verschiedenheit ist noch viel grösser, als der äussere Unterschied es zeigt. Und doch ist es gerade und ausschliesslich diese Verschiedenheit, die zur Gemeinsamkeit führt. Frau und Mann sind wie zwei Seiten einer Münze mit ganz unterschiedlichen Prägungen. Auf der einen Seite steht die nüchterne Zahl, die Ratio, der kühle Verstand. Das ist die männliche Seite. Auf der andren befindet sich das Bild, die Schönheit, das Gefühl. Dies ist die weibliche Seite. Beide Seiten sind ganz verschieden – und doch: Erst gemeinsam gewinnen sie Wert. Die Wahrheit ist das Gegenteil dessen, was jenes englische Sprichwort besagt, das da lautet: „Men are spirit, women are earth". Damit soll ausgesagt werden, der Mann neige mehr zum Geistigen, und die Frau mehr zur Vernunft. Das Gegenteil trifft zu. Richtig müsste es heissen: „Women are spirit, men are earth." Hier kommt die stark alttestamentarisch-biblische Prägung des Angelsächsischen zum Ausdruck. In dieser an-sich germanischen Sprache ging auch das ehrende Wort „Frau" verloren und wurde durch eine Adaptation hebräischer Vorstellungen ersetzt: „woman"; das heisst: „wo Mann" – wo der Mann ist, dort auch das „Anhängsel" Weib, denn im Hebräischen ist ja allein der Mann ein Mensch. Die Finsternis des frauenfeindlichen Pentateuch kommt dort abermals zum Ausdruck. Das christliche Neue Testament hat durch die Marienverehrung das Alte überwunden, jedoch nie konsequent.

Wir aber wissen: Die Frau ist Geist – der Mann Vernunft; sie ist die Priesterin des Lichts und der Liebe – er ist ihr Beschützer und Sachwalter. Die Minnesänger des Mittelalters ahnten dies noch gut. Sie empfanden sich als die Diener der Frauen. Es waren heidnische Gefühle und Ideen, die sie leiteten und beglückten. Ja, die Minnesänger, die fahrenden Ritter, bieten uns noch heute ein Vorbild wahrhafter Männlichkeit. Auch sie werden in neuer Form wiederkehren in der neuen, schon nahenden Zeit.

Der fahrende Ritter und Minnesänger hatte nicht in erster Linie das Ziel, die von ihm verehrte Frau – seine „Angebetete" – unbedingt körperlich zu besitzen. Er reiste durch die Lande und vollbrachte Heldentaten zu Ehren jener Frau – wie noch Don Quijote für seine Dulcinea in dem wunderbaren Roman von Miguel de Cervantes. Die irdische Frau war dabei gleichsam eine Stellvertreterin der Göttin auf Erden. All dies geht zweifellos auf Gepflogenheiten einer vorchristlichen Empfindenswelt zurück. Die Minne beutete eine spirituelle Annäherung an die Göttin – das heisst: An die weibliche Ilu-Kraft.

Minne und Liebe sind <u>ein</u> Gefühl auf <u>zwei</u> Ebenen: Die Liebe gilt der irdischen Frau – die Minne der Verehrung des Ur-Weiblichen in ihr und durch sie. Diese beiden Ebenen können sowohl parallel zu einander verlaufen wie auch zusammenfliessen. Das eine schliesst das andere keineswegs aus.

In der gegenwärtigen Epoche ist der Ausdruck „Minne“ nicht zufällig aus dem geläufigen Wortschatz verschwunden. Auch das Wort „Liebe“ in seinem wahren Sinn ging schon in vielen Bereichen verloren. Wer hat heutzutage schon noch einen Geliebten oder eine Geliebte? Statt dessen ist die Rede von „Partnern“. Daraus spricht nichts anderes als die Angst vor dem vollwertigen anderen Geschlecht. Denn eine ***richtige Frau*** will einen ***richtigen Mann,*** und ein richtiger Mann eine ***richtige Frau.*** Dies stellt Ansprüche an Geist und Körper, die zu erfüllen mit niedrigem Bequemlichkeitsstreben nicht in Einklang zu bringen ist. Eine Frau von Format stellt hohe Ansprüche. Das ist ihr gutes Recht! Mit Schlappschwänzen lässt sie sich nicht ein. Sie will Liebe, kraftvoll mit Leib und Seele – keine „Konsumgenossenschaft.“ Das entspricht einem Gesetz von ewiger Ordnung. Die letztgültige Entscheidung trifft ja immer die Frau – wenn sie eine Frau von Format ist. Die Männer müssen sich um sie bemühen – sehr ernsthaft – wie einstmals die fahrenden Ritter es taten.

Das Bild des Mannes ist stets auch das Bild des Kriegers. Denn unser Leben auf dieser Erde ist Kampf. Tapferkeit, Geradlinigkeit und die Frauen zu ehren – Ritterlichkeit – sind die Eigenschaften des Mannes. Daraus gewinnt er die Kraft seines Lebens – das auch den Mut zum Sterben verlangt, falls die Stunde dies von ihm fordert. Hätten die Männer nicht stets ihre Frauen beschützt und die Kinder, so wäre die gesamte Menschheit schon zu Urzeiten von Säbeltigern verschlungen worden und existierte heute nicht mehr. Der Mut und die Entschlusskraft, zu kämpfen – sei es im täglichen Arbeits- und Lebenskampf oder, wo nötig, im Kriege –, das entspricht dem männlichen Kampfgeist und dieser ist der stärkste erotische Faktor des Mannes – Eros und Heros nähern sich hier einander an.

Das Wesen der Frauen ist ein ganz andres. Es ist, wie sie selbst, von zarter und feinfühliger Art. Die Frau ist wie ein Gemälde aus Sonnenlicht: Schön und mild und fern aller Gewalttat. Sie ist das reinere von den beiden Geschlechtern. Deshalb braucht sie auf dieser unreinen und gewalttätigen Erde den Mann an ihrer Seite. Die Frau ist Güte, ist Herzenswärme, ist das liebende Licht. In der Frau wirkt mehr direkte Göttlichkeit. Schon darum ist sie – wollte man unbedingt reihen – von den beiden Geschlechtern als erstes zu nennen. Frauen sind nicht für rohe Berufstätigkeit auf der Welt und Männer nicht für den Haushalt. Das heißt indes nicht, die Frau sei an den Haushalt gefesselt! Bedenken wir: Dieses Erdendasein ist nur eine Zwischenstation. Familie und Haushalt nach irdischem Verständnis sind nicht typisch für unser ewiges Leben. Frauen wollen ganz natürlicher Weise mehr als bloss dies. Vieles können sie tun – doch Männliches darf es nicht sein! Denn das könnte schnell ihr zartes Wesen zerstören und damit alles, was sie bedeuten. Frauen sind für die Liebe da, in all ihren Facetten, für die Schönheit, die Anmut, die Kunst, die verfeinerte Kultur. Männer stehen für den Lebenskampf. Sie sind die Beschirmer der Frauen. Das ist ihre Aufgabe, dafür sind sie da. Die beiden Pole Frau und Mann sind völlig

ungleich und ergänzen einander vollkommen. Männer können Frauen nicht ersetzen und Frauen nicht Männer. Gleichmacherei tötet die Fähigkeit zur Leidenschaft, die Erotik und die Liebe der Herzen. Wo Gleichmacherei stattfindet, verroht und verödet das Leben. Wir brauchen uns dort nur umzuschauen, wo es solche naturfremden und sinnfeindlichen Tendenzen gibt, um die Richtigkeit dieser Feststellung sofort zu erkennen. Sogenannte „Feministinnen", die zutreffenderweise „Maskulinistinnen" heissen sollten, weil sie die Frau abschaffen und vermannen wollen, gehören dabei zu den ödesten Erscheinungen einer gestörten „Gesellschaft". Aus guten Gründen kümmern sich selbstbewusste Frauen nicht um solch heillosen Unfug. Das göttlich Gesetz ist das der Natur, und die Natur unterwirft sich keiner wie auch immer gearteten Ideologie; nicht dem Kommunismus, nicht dem Faschismus und auch nicht dem Demokratismus. Ein jedes hat seinen spezifischen Sinn und Zweck, auch alle Menschen sind ungleich. Das Gesetz der Natur ist hierarchisch geordnet, von der höchsten Gottheit bis zum kleinsten Einzeller auf der Erde. Wer sich dem meint entgegenstellen zu können, geht unter. Denn die Natur ist mächtiger als alle Menschen zusammen. Eine einzige Sturmflut macht es auch dem Dümmsten klar. Die sogenannte „westliche Gesellschaft" besteht noch keinen Wimpernschlag der Ewigkeit, und beim nächsten wird sie verschwunden sein, falls sie sich nicht der ewigen Gesetze besinnt und diesen konsequent folgt. Wer Menschentum durch „Konsumententum" zu ersetzen versuchte, wollte alles Grosse und Schöne ermorden, und die Liebe wäre ihm dabei am meisten im Weg, vor der hätte er geradezu panische Angst, denn Liebe heisst ja: Hingabe, Verpflichtung, Verantwortung, über den nur materiellen Dingen stehen. Und die guten und wahren Kräfte sind ungebrochen vorhanden, es liegt an jeder Frau und an jedem Mann selbst, dem inneren Wesen treu zu sein (oder zu werden) – wenn nötig auch gerade gegen den Strom!

Frau und Mann. Ja, sprechen wir es offen aus: Die Frau steht höher als wir Männer! Sie ist ein Wesen von verfeinerter Art. Das zeigt die Zartheit ihres Körperbaus, es zeigen die schönen weichen Züge ihres Gesichts, es drückt sich aus im hellen Klang ihrer Stimme – rein und klar, der Unschuld des Kindhaften nahe, ohne deshalb kindlich zu sein. Die Frau, sie ist die Sonne, die uns Männer durch ihr Licht beschenkt. Dies trifft grundsätzlich auf jede Frau zu, die ihrem weiblichen Wesen entspricht. Bloss jene Personen, die von Geburt aus weiblichen Geschlechts sind, aber aus dem Frauentum austraten, um männliche Rollen zu spielen, solche haben ihr Licht verloren und verdienen den ehrenden Titel Frau nicht. Die echten Frauen aber, sie sind unser Himmel und unsere Sonne! Ohne unsere Frauen wären wir Männer lichtarme Hüllen. Sie sind das Schönste, das Wunderbarste, ja sie sind wirkliche Wunder!

Jeder rechte Mann fühlt dies genau. Trotzdem hat mancher es nicht klar verstanden. Die indische Lehre des Tantra kommt der Wahrheit ein wenig näher. Sie betrachtet die Frau als „Shakti", als Abbild der kosmischen Urkräfte, ohne jedoch ihren unmittelbaren göttlichen Aspekt zu begreifen. Darin aber liegt der

Kern der Erkenntnis: Die Frau ist nicht bloss Mittlerin zum Licht – sie ist selbst Licht! Den Weg zum Licht leitet daher die Frau – nicht der Mann! Es ist wichtig, dies ganz zu erfassen, denn allein aus diesem Verstehen erfüllen sich Weg und Ziel, Sinn und Zweck.

Die vollkommene Liebe, die durch Jahre und Jahrzehnte kein Schatten trübt, die gibt es sehr wohl! Doch müssen Mann und Frau dann einander verdienen! Der Mann muss die vollwertige Frau verdienen durch Hingabebereitschaft in jeder Form; und die Frau muss diesen Mann verdienen, in dem sie vollkommen Frau ist!

Auch aus wissenschaftlicher Perspektive wäre noch viel zu diesem Thema zu sagen. Etwa über die Unterschiedlichkeit der Gehirne von Frau und Mann. Das des Mannes hat sein funktionales Schwergewicht in jenen Bereichen, die den Kampfgeist lenken, das der Frau hingegen in jenen, die Gemeinschaftssinn und zartes Empfinden bestimmen; das Gehirn des Mannes ist umfangreicher, das der Frau aber dichter strukturiert. Noch viel wäre zu alledem zu sagen. Doch all dies ist ja nur aufgrund der verschiedenartigen Astralkörper so, im jenseitigen Ursprung liegt der ewige Schlüssel zu allen Geheimnissen.

*

"Da sprach der Degen Siegfried:
Wo ich ihr dienen kann,
das soll immer treulich
und willig sein getan."
(Nibelungenlied)

8. Der vollkommene Liebesakt

Deine Geliebte ist Deine Göttin –
Du braucht keine anderen Götter neben ihr.
Dein Geliebter ist Dein Gott –
Du braucht keine anderen Götter neben ihm.

Es gibt ein Geheimnis in dieser Welt, in diesem Leben, ein einziges wirklich grosses Geheimnis. Es offenbart sich im heiligen Liebesakt zwischen Frau und Mann. Heilig nennen wir dies – ganz bewusst. Was immer Religionen und Sekten lehren – Ihr könnt es vergessen! Es ist nicht wahr, es hat keinen Wert. Auch östliche wie westliche Mystik gehen am Sinn vorbei. Die Verehrung der Liebesgöttin, der Venus, der Ischtar, ist keine belehrende und massregelnde Religion wie die anderen, sie ist jedoch im wörtlichen Sinne Religion, denn dieses Wort bedeutet ja: Rückführung – Rückführung zum Ursprung, zum Mittelpunkt dessen, was alles bedeutet; das liegt in der Verehrung der Göttin, das ist die „Religion des Neuen Zeitalters". Dieser Kult braucht keine Tempel, keine Verhaltensmuster, keine Priester, keine Kirche, keine öffentlichen Zeremonien – denn er vollzieht sich ganz und gar zwischen Euch, einer Frau und einem Mann, im vollkommenen Liebesakt – er leitet Euch zur Unsterblichkeit, zur Wahrnehmung des ewigen Lebens, das in Euch wohnt. Und die Gebete dieser wahrhaftigen Religion sind die zärtlichen Worte, die Ihr zueinander sprecht, sind die liebevollen Gedanken, die Ihr einander zudenkt. Die Kraft der Erlösung von aller irdischen Bedrängnis – Ihr schafft sie aus Euch selbst! – Ihr selbst seid das Licht!

Allein der Liebesakt zwischen Mann und Frau führt bis an die goldene Pforte, die Himmel und Erde miteinander verbindet. Da wird die Scheidewand zwischen Diesseits und Jenseits auf einmal hauchdünn, ja, durchdringbar! Eine auf Augenblicke gebildete gemeinsame Schwingung reicht hinüber in jenes rosige Reich, das der Liebesgöttin gehört. Von dort zieht diese Schwingung ungeahnte Kräfte heran – göttliches Licht und den Samen des Lebens. Es ist wahrlich ein ganz besonderer Vorgang, von dem wir nun sprechen. Nichts gleicht ihm. Und sein Sinn ist ein dreifacher: Die Schöpfung göttlichen Lichts, die Zeugung neuen Lebens – und die Gewinnung von astraler Licht- und Liebeskraft.

Der Liebesakt zwischen Frau und Mann ist das einzige Geschehen in dieser Welt, das nicht allein von dieser Welt ist! So sei er begriffen und vollzogen! Der Liebesakt zwischen Mann und Frau ist ja eine magische, eine heilige Handlung, er führt an die Schwelle zur Ewigkeit – und mitunter über diese hinaus. Darum ist er die höchste Religion! Auf seinem Gipfel in der dritten Vereinigung, auf der Schwelle zur goldenen Pforte, werden wir gleichsam auf dem Grat zwischen Leben und Sterben stehen. Deshalb darf keine Furcht uns hemmen. Der vollkommene Liebesakt bedeutet ja, alles für einander zu geben, also auch: Bereit sein, für einander zu sterben!

Weil dies so ist, weil hier die Grenzen zwischen Diesseits und Jenseits fliessend werden und zwei Sphären ineinander übergehen, hat diese magische Handlung ganz eigene Gesetzmässigkeiten. Sie sind facettenreich und mannigfaltig in ihrer lebhaften Ausformung – und stets der vollkommene Liebesakt im magischen Eros. Der Variantenreichtum ist wichtig, weil der Liebesakt zwischen Frau und Mann möglichst häufig vollzogen sein soll, immer wieder neu, immer wieder stark empfunden. Dadurch bildet und festigt sich ja der gemeinsame Schwingungsschirm, der den harmonievollen Weg beider durch das irdische Leben sichert.

Die praktische Voraussetzung ist die bewusste Bereitschaft von Geist und Körper, also mehr als nur „Lust auf Sex“ haben. Es ist wichtig, die innere Ebene zu mobilisieren, das heisst, die Empfindensfähigkeit des Astralkörpers mit der des Grobstoffleibs gewissermassen zusammen zu schalten. Denn im allgemeinen bestehen diese beiden Empfindensebenen zwar ineinander, hinsichtlich der diesseitig wahrnehmenden Sinne jedoch voneinander getrennt wirkend. Somit geht es zunächst darum, die sensitiven Fähigkeiten unseres Astralkörper mit den Sinnen des grobstofflichen Körpers zeitweilig auf eine Ebene zu bringen. Das ist allein durch das Gefühl der Liebe möglich. Dieses Gefühl ist rein geistig, der Intellekt spielt dabei keine Rolle. Daher ruft es jene ganz besondere Schwingung hervor, durch die eine Verbindung der körperlichen mit den astralkörperlichen Sinnen möglich wird. Ohne Liebe gibt es darum auch keinen vollkommenen Liebesakt, sondern nur „Sex“.

In unserem durch Alltäglichkeiten bestimmten Leben ist es wichtig, sich des Nichtalltäglichen zu besinnen; der Lebenskampf in dieser Welt lässt es uns mitunter vergessen.

Zu jenen Aspekten, die in unserem jetzigen irdischen Leben zwar latent in uns liegen, jedoch kaum im Vordergrund stehen, gehört die Erkenntnis der wahren primären Geschlechtsmerkmale – und also der erotischen Reize, wie sie in den Welten unserer astralen Urheimat herrschen. Diese erotischen Reize sind es ja, die auch hier auf unsere Astralkörper wirken. Wir müssen uns dieser bewusst werden, um zum astralen Liebesakt fähig zu sein.

In der irdischen Welt wirken Frauenbrüste als wichtigstes sexuell-erotisches Signal. Das geht jedoch nur auf die zweiteilige Grobstofflichkeit auf Erden zurück, es ist nichts anderes als die Fernerinnerung an die Mutterbrust aus dem Säuglingsalter. Die astralen Welten indes kennen keine Vermehrung – und also auch keine Mutterbrusterinnerungen, obschon die Grundformen des weiblichen Astralkörpers durchaus ähnliche Ausprägungen besitzen. In den Welten des Jenseits und auf der astralen Ebene ist das erotische Hauptsignal der Frau an den Mann ihr langes Haar. Deshalb ist die astrale Erotik so stark mit den langen Haaren der Frauen verbunden und de facto von diesen abhängig. Die Frauen, als Trägerinnen der Ilu-Schwingung, welche von den langen

Frauenhaaren angezogen und vermittelt wird, senden dieses Zeichen als wesentlichstes astral-erotischen Signal an den Mann; diese Ausstrahlung ist untrennbar mit der des weiblichen Geistes verbunden. Im Astralen ist ja die Frau der gebende Teil, der Mann hingegen der empfangende. Das männliche astral-erotische Hauptsignal ist die Ausstrahlung seines Geistes. Dies dringt auch im Irdischen noch häufig durch, weshalb schöne Frauen sich oft geistvolle Männer wählen, ohne besonders auf deren Äusseres zu achten.

Wir leben hier und jetzt unter Verhältnissen, das unserem inneren Ich nicht adäquat sind. Die Einflüsse äusserer Notwendigkeiten verlangen Denk- und Handlungsweise von uns, die im Grunde gegen alle Natur sind. Es heisst also, vielfache Schranken zu überwinden auf dem Wege ans Ziel – auf dem Weg durch die schimmernden Pforten.

*

"Wenn die Geschlechter sich vereinen
in inniger Liebe,
umstrahlt sie ein Abbild des Himmels auf Erden."
(Julius von Bomberg)

9. Der Liebeskosmos

Wenn wir zum doppelten Schöpfungsakt schreiten, so erschaffen wir dafür den Kosmos der Liebe. Er ist ein wirklicher Kosmos, ein in sich geschlossener Raum ohne Grenzen, der dann uns ganz alleine gehört, uns und der ewigen Göttin, der wir nun dienen, deren Licht wir mehren in uns und durch uns im vollkommenen Liebesakt. Dabei streben wir in die himmlischen Welten hinüber – doch unser Ausgangspunkt ist diese Erde; auf ihr müssen wir daher die bestmöglichen Voraussetzungen schaffen.

Allein der vollkommene Liebesakt zwischen Mann und Frau führt über drei Stufen bis an die goldene Pforte, die Himmel und Erde miteinander verbindet. Da wird die Scheidewand zwischen Diesseits und Jenseits auf einmal hauchdünn, ja, durchdringbar! Auf Augenblicke bildet sich eine gemeinsame Schwingung, die hinüberreicht in jene rosige Welt, die der Liebesgöttin gehört. Von dort zieht diese Schwingung ungeahnte Kräfte heran – und den Samen des Lebens. Es ist wahrlich ein ganz besonderer Vorgang, von dem wir nun sprechen, nichts gleicht ihm. Und sein Sinn ist ein zweifacher: Die Zeugung neuen Lebens – und die Gewinnung von Kräften, die im wahrsten Sinne überirdisch sind. Der Liebesakt zwischen Frau und Mann ist das einzige Geschehen in dieser Welt, das nicht allein von dieser Welt ist! So sei er begriffen und vollzogen! Der Liebesakt zwischen Mann und Frau ist ja eine magische, eine heilige Handlung, er führt an die Schwelle zur Ewigkeit – und mitunter über diese hinaus. Darum ist er die höchste Religion. Auf seinem Gipfel in der dritten Vereinigung, auf der Schwelle zur goldenen Pforte, werden wir gleichsam auf dem Grat zwischen Leben und Sterben stehen – und vor dem Tor der doppelten Unsterblichkeit. Dort darf keine Furcht uns hemmen. Der vollkommene Liebesakt bedeutet ja, alles für einander zu geben, also auch: Bereit sein, für einander zu sterben!

Weil dies so ist, weil hier die Grenzen zwischen Diesseits und Jenseits fliessend werden und zwei Sphären ineinander übergehen, hat diese magische Handlung ganz eigene Gesetzmäßigkeiten. Sie sind facettenreich und mannigfaltig in ihrer lebhaften Ausformung – und stets der vollkommene Liebesakt mit der Macht des magischen Eros. Der Variantenreichtum ist wichtig, weil der Liebesakt zwischen Frau und Mann möglichst häufig vollzogen sein soll. Eintönigkeit kommt niemals auf, auch wenn das Grundprinzip sich nicht ändert, wovon noch genau gesprochen werden wird. Zunächst aber ist das Umfeld wichtig. Denn es gilt, einen ganz speziellen Stimulus zu schaffen, der von aussen nach innen wirkt und sozusagen unsere äusserliche Diesseitigkeit auf die Bewusstwerdung unserer inneren Jenseitigkeit vorbereitet. Dabei handelt es sich um mehr als bloss Stimulation!

Zuerst: Der vollkommene Liebesakt findet nicht im Bett statt. Das Bett ist zum Schlafen da und, wenn man Pech hat, zum Sterben. Die Liebe will ihr eigenes Lager haben, denn sie ist ja ein magisches Ritual, welches die Begrenzung der diesseitigen Welt überwindet! Das Bett aber ist durch fest umrissene Masse begrenzt. Es will ein Platz irdischer Geborgenheit sein. Die Liebe indes verlangt nach überirdischer Grenzenlosigkeit, alles Kleine und Enge ist gegen ihre Natur. Das Bett ist ein Platz der Ruhe. Die Liebe jedoch ist Ruhelosigkeit, ist Leidenschaft, Überwindung aller Grenzen. Das Bett ist ein geometrisches Gebilde. Es hat Höhe x Länge x Breite oder, bei einem Rundbett, Höhe x Durchmesser. Es bewirkt stets das Empfinden von Grenzen, sogar noch dann, wenn man nicht daran denkt. Wer über diese hinausgeht, fällt aus dem Bett, und das macht keinen Spass, das steht dem grenzenlosen Gefühl der Liebe entgegen. Denn Liebe ist masslos. Ihre Massstäbe sind ja nicht von dieser Welt. Deshalb braucht die Liebe ihr eigenes Lager. Es soll ebenerdig sein und unbegrenzt, so weit der Raum es erlaubt. Der Raum, das Zimmer, stellt während der Liebe einen ganzen Kosmos dar. Seine Wände werden darum nicht mehr als Begrenzung empfunden, ja, die Dreidimensionalität unserer Welt scheint sich aufzulösen. Berührt dann beispielsweise ein Fuss eine Wand, so ist diese nicht mehr Begrenzung, sondern Bestandteil unseres in sich geschlossenen Kosmos'. Es scheint, als könnten wir an dessen Wänden emporrollen, diesen ganzen Kosmos durchleben. Begriffe wie unten und oben verlieren ihre Bedeutung – denn während des Liebesakts hat unser Geist die Dreidimensionalität dieser Welt überwunden als könnten wir schweben. Es ist die Urerinnerung daran, dass wir dies ja wirklich vermögen! – in jener anderen Welt, aus der wir stammen und in die wir einst wieder heimkehren werden. Jetzt, in den Augenblicken der sich vereinigenden Liebe, werden die Fähigkeiten des Astralkörpers wach – der Alltag versinkt, der Himmel des leuchtenden Morgenrots steigt empor.

All dies jedoch geschieht nicht im banalen Bett. Es spielt sich auf dem Lager der Liebe ab – wie weiland im alten Babylon. Diesem Lager gehört der ganze Raum. Sei er gross oder klein, er wird zeitweilig zum unbegrenzten Kosmos der Liebe. Dieser Kosmos hat auch seine eigenen Farben. Farben sind ja nichts anderes als Schwingungen! Die Farben der Liebe gleichen denen der Morgenröte: Lachsrot, Rosa, Purpur und Lila. Dabei gehört das Purpur ganz dem Mann und das Lila ganz der Frau. Lachsrot ist die Farbe der Göttin und Rosa ihr astrales Strahlen. Dem Leuchten der Morgenröte gleicht auch das Licht in unserem Raum. Es hat jene Farbe, die der Frau angehört, denn ihre Schwingung bahnt ja den Weg. Die Beleuchtung ist daher violett; weder zu hell noch zu dunkel. Das Lager ist aus weichen Stoffen und Kissen bereitet. Und doch sei mitunter der Boden zu spüren, denn er entspricht dem Grobstoff in uns – das Licht hingegen entspricht dem Feinstoff, und die Farben entsprechen dem Geist. Auf drei Ebenen zugleich vollzieht sich ja die Liebe: Körper, Geist und Astralkörper (Seele). Daraus formt sich der Akkord des vollkommenen Liebesakts, dieser in die Ewigkeit hinein reichende Dreiklang, der die

unwiderstehliche Anziehungskraft seiner Schwingung entfaltet. Der Duft von Zitrusfrüchten durchziehe den Raum, von Orangen und Mandarinen. Unseren Liebeskosmos können wir durch weitere Düfte bereichern und auch durch Klänge, wovon noch zu sprechen sein wird. Auch sollen Früchte bereitstehen und klares Wasser sowie ein wenig Wein. Ausserdem soll es eine Schale mit lauwarmen Wasser nebst weichen Tüchern geben. Speziell für die Frau liegen Kamm und Bürste, ein Handspiegel und Schmuck bereit. So entsteht ein Insel der Morgenröte inmitten der diesseitigen Welt. Auf ihrem Lager werden wir uns vereinigen als ein Menschenpaar, als ein Mann und eine Frau – durchflutet vom göttlichen Licht, das aus der zeitlosen Ewigkeit und der raumlosen Unendlichkeit aus dem Quell einer unsichtbaren magischen Sonne zu uns dringt. Und dieses Licht ist immer wieder neu, jedesmal wie ein Erstesmal, denn es gleicht einem kosmischen Feuer, welches und in unseren Liebeskosmos durchschwebt und durchstürmt. Wir können es sehen und fühlen – überall.

Eine bislang unbeschriebene Ebene ist die der Klänge, der Musik. Aus dem alten Babylon wissen wir, es gab besonders Harfen und Flöten, desgleichen in Griechenland und im alten Rom. Doch die Melodien und Lieder von damals kennen wir nicht. Gewiss ist, dass moderne Rockmusik oder dergleichen alles zerstören würde, denn solches entspricht dem niedrigsten Diesseits – unser Streben gilt jetzt aber dem Höheren. Lautenmusik der Renaissance käme für die Klanggestaltung des Liebeskosmos' in Frage, Orchestersuiten oder das Cembalo-Konzert in f-Moll von Johann Sebastian Bach, das Vorspiel zu Wagners Tristan und Isolde; auch der 3. Satz der 3. Sinfonie von Johannes Brahms mag ein Stimmungsbeispiel sein. Hier spielt das individuelle Empfinden eine bedeutende Rolle. Eine vollendet passende Musik, den Liebeskosmos zu erfüllen, wurde seit uralter Zeit nicht mehr komponiert. Richard Wagners Tristan und Isolde kommt dem wahrscheinlich am nächsten.

*

10. Die erste Pforte **(I)**

Durch drei Pforten führt der Weg in das himmlische Reich der Göttin. Die erste dieser Pforten nennen wir die bronzene, die zweite die silberne, die dritte aber die goldene; hinter ihr erstrahlt das höchste Licht. Um es zu schauen, es zu erreichen, brauchen wir die entsprechende Schwingung in uns. Diese höchste überirdische Schwingung entsteht bei der dritten Vereinigung. Zuvor aber wirken sich andere Schwingungskräfte aus, zwei Vorstufen sind nötig. Eine jede davon hat ihre besonderen Wege.

Die in uns liegenden Kräfte müssen wir nun nutzen: Schwingung und Resonanz von Körper, Geist und Astralkörper. Dies ist die Reihenfolge des Wirksamwerdens. Die Hierarchie des Kräfte ist die genau umgekehrte. Der Astralkörper ist am stärksten, der Geist lenkt ihn, der grobstoffliche Leib versetzt den Ablauf zunächst in Bewegung. Am Anfang, auf der untersten Stufe, steht somit das, was gemeinhin „Sex“ genannt wird. Für sich allein bleibt dies eine schwache Kraft, sie berührt nur den äusseren Kreis der vorhandenen Sinne. Aber dieser Anfang ist wichtig, ist nötig, um die höheren Kräfte zu aktivieren. Zuerst will der Grobstoff als solcher erkannt sein. Es ist der Vorgang des Wahrnehmens unserer momentanen irdischen Greifbarkeit. Der Geist allein vermag in dieser Welt nichts, ohne den Körper könnte er gar nicht wirksam werden, nicht einmal Bewusstheit erlangen. Auch unser Astralkörper kann in dieser Welt nicht ohne den Grobstoffleib sein, wenngleich der Astralkörper weitaus wichtiger ist und den hier sichtbaren Körper erst möglich macht. Jetzt jedoch leben wir in dieser Welt, ihre Stofflichkeit ist unser Ausgangspunkt in allem, so auch bei der liebenden Vereinigung. Aus diesem Grunde soll jene erste Stufe – die erste Pforte – mit dem ihr gebührenden Respekt betrachtet sein.

Diese erste Stufe – sprechen wir ungeniert vom puren Sex – stellt zwar die untersten Sprossen der goldenen Leiter zur Vollendung dar, doch ohne sie könnten wir die höheren Sprossen niemals erreichen. Es wäre ein Irrtum zu meinen, am Anfang stünde der Geist, die reine Liebe des Herzens. Wer dergleichen behauptet, betrügt bloss sich selbst. So bleibt auch etwa platonische Liebe nur eingebildete Liebe, sie besteht nicht wirklich, auch wenn solches mitunter eine sonderbare Dynamik entfalten mag. Dagegen liesse sich anscheinend einwenden, dass wir uns doch zumeist erst einmal verlieben, manchmal noch lange bevor von körperlicher Berührung die Rede sein könnte. Wäre damit nicht doch der Geist – das Herz – der Anfang? Nein! Denn was ist: Sich verlieben? Es ist nichts anderes als heisse Begierde in einem durchaus edlen Sinn! Der Zustand des Verliebtseins ist etwas Wunderbares. Ohne eine solche Vorstufe kann es wahrhaft leidenschaftliche Liebe nicht geben. Denn die Leidenschaft sammelt ihre später wirksam werdenden Kräfte während der Phase des Verliebtseins – ob diese Phase nun Jahre währt oder nur Stunden. Die deutsche Sprache hat dieses Wort sinnreich gebildet: Leidenschaft – etwas, das

Leiden schafft, bis das Ziel erreicht ist, jedesmal wieder. Denn Liebe hat auch immer ein wenig mit Leiden zutun. Geistig in Form der Sehnsucht, körperlich im erotischen Schmerz – und schliesslich im Wissen um die sich jedesmal wiederholende Endlichkeit des höchsten sinnlichen Moments. Liebe und Leid sind stets in gewisser Weise Geschwister. Steht also nicht doch der Geist am Beginn? Abermals: Nein! Denn verliebt sein heisst ja noch nicht, lieben. Wir verlieben uns stets in das Äussere. Verliebtsein ist eine Resonanz auf Äusserlichkeit, sie betrifft nur in sehr geringem Ausmass das innere Wesen. Erst später, wenn aus Verliebtheit Liebe erwächst, gilt diese auch dem im Inneren wohnenden Kern. Dabei bestehen gewiß, wie in allem, Unterschiede zwischen Frau und Mann. Männer verlieben sich in die weibliche Schönheit. Das ist natürlich. Von der Fraulichkeit strahlt die Anziehungskraft aus, Fraulichkeit ist gleichbedeutend mit Schönheit. Frauen sehen Männer wohl anders. Sie definieren anhand von Äusserlichkeiten oft schon im Mädchenalter Eigenschaften. Daher geschieht es, dass sich schöne Frauen nicht selten in hässliche, aber sehr männliche und herausragend kluge Männer verlieben. Hier wirkt bereits die Intuition der Frau, für ihre späteren Kinder die richtigen Gene zu suchen. Manchmal gleicht das sich Verlieben einem Wiedererkennen. Es gibt ja tatsächlich die „Liebe auf den ersten Blick“! Und was bedeutet dies: Die Sehnsucht nach der Vereinigung mit jenem Wesen, mit dem wir schon einmal vereint waren in einer anderen Welt. Mehr als in jedem anderen Falle ist hier die Sehnsucht nach körperlicher und astralkörperlicher Vereinigung die Triebfeder des sich Verliebens; denn hier birgt das Gefühl gleichsam ein tiefverwurzeltes Wissen prädestinierter Gemeinsamkeit. Das Ziel der Verliebtheit ist also stets die Vereinigung der Körper. Verliebtheit ist eine Regung des Herzens – aber eben noch nicht der Geist der Liebe, sondern die Wegbahnung zum Körper, zum diesseitigen grobstofflichen Leib, umweglos gesprochen: Zum Sex. Und wenn so manche aus Verliebtheit geborene Verbindung bald scheitert, so liegt das zumeist daran, dass die beiderseitigen Erwartungen aufgrund irriger Einstellungen enttäuscht wurden – was zumeist nicht nötig wäre. Alle anderen Faktoren des Scheiterns haben ihren Ursprung in diesem einen Punkt. Kein Liebesverhältnis brauchte zu einer trüben Verdienst- und Konsumpartnerschaft zu verkommen, in der zwangsläufig jedes Feuer der Leidenschaft erlischt.

Die „Evolution der Liebe“ geht also von den äusserlichen Sinneneindrücken aus. Durch diese entsteht Verliebtheit, aus Verliebtheit wird Sehnsucht, Begierde, Leidenschaft – schliesslich Liebe. Und diese Abfolge durchleben wir tatsächlich immer wieder beim Liebesakt. Von den romantischen Träumen bis zur Krönung. Wo dies nicht unbewusst vonstatten geht, sondern im Licht der Erkenntnis, da gewinnt der Liebesakt seine natürliche Dramaturgie: Er wird zum magischen Ritual!

An dessen Beginn steht somit für eine kleine Weile ein Zurück in die Gefühle des Verliebtseins und des einander erneut Erkennens. Alle Sehnsucht und Leidenschaft des erstens Empfindens wallen abermals auf – und es ist

immer wieder schön, es leitet jedesmal erneut an jenen Punkt, der keine Routine kennt. Es ist wie die Brandung des Meeres, die zurückflutet und immer wieder neu vorstösst mit immer wieder neugeformten Gischtkronen auf ihren Wellengipfeln. Und deshalb darf es niemals zu einer Routine kommen, die alles ersticken würde was rein, gross und schön ist. Dies ist der erste Schlüssel zur goldenen Pforte der vollkommenen Liebe. Er heisst: „Das Erkennen." Von hieraus sind auch die beiden weiteren Schlüssel zu finden; wir gelangen sicher ans Ziel.

Betrachten wir nun das Ritual in seiner ersten Form. Es gibt derer natürlich verschiedene. Einige wollen wir nachher noch anschauen. Die Vorbereitungen machen nicht allzu viel Mühe. Bald hat man ausreichend Übung darin, alle Tage das äussere Umfeld des eigenen Liebeskosmos' zu schaffen.

Wir haben uns das Lager der Liebe bereitet – aus weichen Stoffen und vielen Kissen in allen Farben der Morgenröte. Sanftes lilafarbenes Licht durchschimmert den Raum, der für uns jetzt grenzenlos ist. Es ist, als küssten sich Morgen- und Abendrot über uns. Alles, was an den rohen Alltag erinnert, ist versunken als hätte es nie existiert. Die Welt der Kleinheit und der Enge haben wir ausgeschlossen. Vor uns liegt eine Insel, die dem Reich der ewigen Morgenröte angehört, der Zauberwelt der rosigen Liebesgöttin. Ihrem Ruf folgen wir nun, nichts anderes hat mehr Bedeutung. Es gibt nur uns allein: Eine Frau und einen Mann, die Schönheit der beiden Geschlechter. Uns berührt nicht, ob es ein Morgen geben mag oder ein Übermorgen. Allein dieser zeitlose Augenblick gilt. Wir sehen es in unseren Augen, lesen es ab von unseren Lippen: Wir sind bereit, bereit für die Liebe, für das Verlangen, das masslose, das grenzenlose, das alles verschlingende; denn alles wird aufgehen in uns, nur mehr wir allein werden sein: Wir sind bereit! – Rosen und Malven duften, es erklingt ein Hauch von Musik, mild schimmert das Licht. Es spiegelt sich auf der Haut, auf den langen Haaren der Frau und funkelt auf ihren polierten Fingernägeln. Die Gesichtszüge des Mannes zeichnet es nach. Sein Blick ist auf die Frau gerichtet. Er sucht ihre Lippen, er neigt sich ihr zu. Und ihre Lippen öffnen sich, ihre Zunge spricht ohne Worte zu der seinen. Wir sind nun dicht beisammen, reden miteinander; und wir reden nur über uns. Was es ausser uns noch geben mag – irgendwo – vielleicht – gehört nicht unserem Kosmos an, es bleibt unsagbar fern, wir erinnern uns nicht daran, was es war – wir kennen nur uns – uns! Wir haben uns ja ineinander verliebt. Vor manchen Jahren vielleicht – oder erst gerade vor einer Stunde, die doch so endlos gewährt hat. Noch haben wir uns manche Worte zu sagen – doch bald werden wir schweigen. Hände suchen behutsam Taillen, Schenkel und Brüste. Noch trennt bekleidender Stoff die sehnsuchtsvollen Finger von der darunter bebenden Haut. War es so nicht gewesen, als das junge Verliebtsein erstmals nach den Sinnen der Liebe zu tasten wagte? Damals, neulich, als die Ewigkeit ihren Anfang nahm, als wir – einander erkannten! Das wiederholt sich nun abermals im Mondschein der Verklärung: Zärtlich und andachtsvoll, noch nicht wild und verwegen, obschon

das Blut danach ruft. Denn die Verliebten sehen einander ja immer verklärt; allein des anderen Schönstes und Bestes leuchtet uns an – und es weckt alle Leidenschaft, alle Sehnsucht und alle hoffnungsfrohe Begierde: Verliebt sein, dann lieben, in einander aufgehen, nichts mehr empfinden ausser dem heissen und doch nie brennenden, unbeschreiblich süssen rosigen Licht... Es wird geschehen!

Die diesseitige Welt hat aufgehört zu bestehen. Wir sind unser eigener Kosmos geworden. – Es ist die Dramaturgie der vollkommenen Liebe. Sie ist Jahrtausende alt und doch immer jung. Allein wer sie beherrscht, gelangt an das höchste Ziel, an die goldene Pforte, hinter der das Licht der ewigen Morgenröte erstrahlt. – Wir wissen das. Wir schauen uns an: Wir sind bereit zu durchschreiten die erste Pforte. – Wir sind bereit!

Wir wissen, was bedeutet Mann, was bedeutet Frau. Von ihr strahlt der magische Magnetismus des Eros aus. Sie ist der Mittelpunkt des Kosmos' im Lichte der Morgenröte, sie, die Frau. Wie die Sonne die Planeten in ihren Bann zieht, so wirken die Anziehungskräfte der Frau auf ihn, den Mann. Alles in ihr und an ihr ist dafür geschaffen, die ganze Form ihres Körpers ist dafür gebildet. Die schwungvolle Linienführung ihres Leibes ist ja stoffgewordene Schwingung! Dieser Körper gleicht der Partitur des grössten Meisterwerks. Von den Wogen ihres Haares bis zu den feingebildeten Schenkeln, zwischen denen der Aufgang der Schöpfung wartet; von der sanften Biegung ihres Halses zu den sich atmend erhebenden Brüsten, von der biegsamen Taille zu ihren sich wölbenden Hüften: Ein göttliches Kunstwerk zeigt sich da dem Manne, ein unvergleichliches, umspannt von seidiger Haut: Die Frau. Sie ist ja ein magischer Schwingungskörper an-sich! Durch ihre Zartheit ist sie unsagbar stark. Ihre schmalen Hände können den ganzen Kosmos umspannen, die zärtliche Berührung ihrer Fingerkuppen lässt Vulkane ausbrechen und Ozeane aufwallen. Wo ihre nackten Füsse stehen, erblüht ein Blumenmeer. Wenn die Lippen ihres Mundes sich öffnen, wird eine Welt neu erschaffen, und der Blick ihrer Augen überstrahlt alle Sonnen des Universums. Alles ist sie und sie ist alles – in ihrem Wesen als Frau. So begreift und erfühlt sie der Mann. Sie aber sieht ihn – in seiner Kraft aus Muskeln, Sehnen und Verstand; denn das ist ja seine Schwingung, der Anteil zum ganzen, den er einbringt: Kraft des Körpers und Kraft des Intellekts. Das ist, was die Frau in ihm erkennt: Wissen und Können und Mut, um das Erdendasein zu meistern, gut zu bestehen im Lebenskampf; Ideenreichtum, voranstürmendes Wesen. Aus alledem bildet sich seine Schwingung. Darum verliebte sich Cleopatra in Julius Cäsar: Sein Wort bedeutete Macht. Und Macht ist der Eros den Männlichen, Macht heisst: Etwas zu machen verstehen! Ganz anders sieht ja die Frau den Mann als der Mann die Frau. Ihre Wesenheiten sind eben gegensätzlich, einander ergänzend. Sie ist der Geist und der Himmel, die göttliche Priesterin, er ist die Erde, die Macht des unmittelbaren Geschehens. So empfinden die beiden einander – bewußt oder unbewusst – so wächst das gegenseitige Begehren. Es wird gross und stark und

gewaltig, den Geist und alle Sinne gänzlich erfassend. Wir haben einander erkannt als bestimmt für den heiligen Liebesakt. So weich sind ihre Lippen! So sanft glüht ihr Kuss! Und so fest und zärtlich zugleich ist sein Griff um ihre Lenden! Das Erkennen nimmt seinen Lauf. Unnötig gewordene Umhüllungen aus irdischem Material legen wir ab. Die Sonne der zeitlosen Ewigkeit geht auf, über zwei reinen Körpern von Frau und Mann.

Die Frau tritt nun in Mitte des Raumes, der jetzt ein Kosmos im Lichte des Morgenrots ist. Der Liebesgöttin wird sie ihre Grüsse zusenden, wird von ihr die erhöhenden Kräfte empfangen, die jetzt wichtig sind. Sie legt den Kopf in den Nacken. Ihre Haare streichen über die Haut ihres Rückens. Ihre Arme verschränken sich über ihren Brüsten. So bleibt sie still stehen, wartet, reckt sich auf die Zehen empor. Der Kopf sinkt noch weiter in den Nacken zurück. Ihr Blick ist jetzt ganz zum Himmel gerichtet. Ihre langen Haare hängen nun lotrecht herab, sie bilden mit der Blickrichtung eine Linie. Die Arme der Frau gehen auseinander, geben frei den Blick auf die gestrafften Brüste, die den noch wartenden Mann anschauen mit ihrem rosigen Augenpaar. Die Frau hebt ihre Arme und richtet zugleich wieder den Kopf auf. Ihre Füsse gewinnen wieder festen Stand. Sie steht nun für einige Minuten in der Form jenes Keilschriftzeichens, das auch in der germanischen Man-Rune eine Entsprechung hat. Der Mann folgt ihrem Vorbild. Dann lässt sie ihre Arme sinken. Sie zieht einen Teil ihrer Haare vor der linken Schulter nach vorn, so dass sie über dem Herzen liegen. Sie blickt den Mann an und wendet sich um. Sie gibt alle ihre Haare wieder auf den Rücken und verharrt so. Nun tritt der Mann von hinten an sie heran. Er fasst mit beiden Händen sanft ihre Haare im Nacken zusammen und lässt sie bis zur Taille an ihnen hinuntergleiten. Dabei sinkt er auf ein Knie nieder. Er hält ihre Haare fest und zieht an ihnen langsam und behutsam den Kopf der Frau in den Nacken, bis ihr Blick abermals ganz dem Himmel zugewendet ist. Jetzt richtet sich der Mann wieder auf, ohne die Haare der Frau loszulassen. Sie dreht sich nun um. Ihre Haare ziehen sich dabei vor eine Schulter. Erst jetzt lässt der Mann sie los. Mann und Frau umarmen einander. Beider Hände suchen das Rückgrat des andern. Ihre Fingerkuppen gleiten von unten nach oben über die Wirbelsäulen bis hoch in den Nacken. Sie neigen einander die Köpfe zu, so dass Stirn und Stirn sich berühren. Die Frau lässt ihre Hände am Körper des Mannes herabgleiten. Ihre Rechte legt sich auf jene Stelle seines Leibes, wo das Zwerchfell seinen Sitz hat. Der Mann greift mit einer Hand unter dem Hals in die Haare der Frau und um ihre Taille. (Hier wird immer von hüftlangen Haaren der Frau ausgegangen. Bei geringeren Längen bleibt das Prinzip jedoch gleich. Reichlich mittellange Haare sind für das Wirksamwerden aber unbedingt notwendig.) –

Bis hierher ist eine Menge geschehen – sehr viel mehr, als zu sehen war: Die Frau hat ihre „sexuelle Astrallichtbatterie“ aufgeladen; und zwar für sich und für den Mann zugleich. In physikalische Worte gekleidet könnten wir sagen, die Frau stellt einen magnetischen Pol dar, der Mann gleicht einem elektrischen

Pol, welcher von des Magnetkräften des ersteren abhängig ist. Die Liebesfähigkeit geht von der weiblichen Gottheit aus, von der weiblichen Ilu-Kraft. Allein die Frau kann diese Kraft anziehen und in sich aufspeichern. Bei der ersten Vereinigung übergibt sie dann aus ihrer „Batterie“ Kräfte an den Mann. Wie vital sich der Mann in der Liebe erweist und insbesondere wie schnell und stark der Mann zur jeweils nächsten Vereinigung fähig ist, liegt also keineswegs allein an seiner sexuellen Potenz, sondern auch ganz wesentlich am sexuellen Speicherpotential der Frau. Dies ist ein magischer Aspekt, den die bloss grobstofflich orientierte Biologie zurzeit noch nicht definieren kann. Das Faktum besteht dennoch. Es ist ein magischer Aspekt. Aber aus ihm erklärt sich die oft sehr unterschiedliche sexuelle Leistungsfähigkeit von Männern bei verschiedenen Frauen. Das Medium für die zeitweiligen Aufnahme zusätzlichen sexuellen Astrallichtpotentials der Frau sind ihre Haare. Sie wirken hier buchstäblich als Schwingungen anziehende Antennen. Die Länge und auch deren Gleichmässigkeit sind dabei für den Wirkungsgrad ausschlaggebend. Einen Teil des zusätzlich angezogenen sexuellen Astrallichts, welches sich dann während der liebenden Vereinigung schlagartig entlädt, kann die Frau für eine Weile in ihren Astralkörper aufnehmen und dort speichern, jedoch nicht alles. Der übrige Teil strahlt sehr schnell wieder aus. Das meiste davon kann indes der Mann direkt aus den Haaren der Frau in sich aufnehmen, wie wir soeben mit angesehen haben. Einen weiteren Teil überträgt die Frau durch das Auflegen ihrer Hand beim Zwerchfell des Mannes, seinem Hauptschwingungsorgan. Das Emporfahren mit den Fingerkuppen an der Wirbelsäule hängt wiederum mit der Aufnahme und Aktivierung des zusätzlichen sexuellen Astrallichts zusammen. Im astralen Gegenstück des Rückenmarks befindet sich sozusagen die Zentrale der astralen Lichtballung. Hier findet die Aufspeicherung von Reserven statt. Indem wir uns dies bewusstmachen, fördern wir die astralkörperliche Reaktion. Der bis hierher geschilderte Auftakt auf dem Wege zur ersten Pforte des vollkommenen Liebesakts bezieht sich also auf die Vorbereitungen der magischen Funktionen. Wir werden später sehen, dass es diesbezüglich auch noch graduell andere Vorgehensweisen gibt. Das Grundprinzip selbst bleibt jedoch schlüssiger Weise das gleiche, so verschiedenartig die einzelnen Ausformungen auch anmuten mögen. Betrachten wir jetzt zunächst den Fortgang des Liebesakts auf dem Wege zur ersten Pforte, um dann anschliessend diese nächste Etappe noch ein wenig näher anzuschauen. Die Voraussetzungen für die Verwirklichung des astralen Eros sind geschaffen. Der nächste praktische Schritt betrifft jedoch erst einmal die Grobstofflichkeit, die rein diesseitige Sexualität. Kehren wir jetzt in unseren Liebeskosmos zurück, um fortzufahren.

Die beiden Liebenden lassen einander nun los. Sie stehen sich gegenüber und sehen sich an. Ihre Blicke wandern ineinander, werden zu einem einzigen Blick, den zwei Augenpaare gemeinsam schauen. Es ist, als wandere plötzlich der Blick des einen durch die Augen des anderen. Einjeder sieht den andern und

zugleich auch sich selbst im Spiegel seiner Augen. Und beide spüren: Sie sind schon eines, obschon ihre Körper sich noch nicht vereinigt haben. Aber nichts wird dies nun noch aufhalten. Erstmals umschlingen die beiden einander nun ganz. Die Fingernägel der Frau stechen in die Schultern des Mannes. Das ist nötig, damit die gröbere Stoff- und Astralstofflichkeit des Mannes ein Signal erhält. (Frauen sollten deshalb lange Fingernägel haben.) Es geht nicht darum, Schmerz und Wunden zu verursachen, dies hat nichts mit Sadismus oder Masochismus zu tun. Die grobstofflichen Nerven des Mannes benötigen diesen Impuls aber, um den sonst in störender Weise weiterwirkenden Intellekt auf jenen zweiten Rang zu verweisen, der ihm jetzt zukommt. Denn von nun an zählt ausschliesslich die Welt der Gefühle und Sinne. Diese blühen im Manne jetzt ebenso auf, wie sie in der Frau bereits wach sind. Es erfolgt die erste Vereinigung, die Stehend ihren Anfang nimmt, ehe sie in den Kissenwolken unseres morgenroten Liebeskosmos' ihre Vollendung findet. Es ist die erste Vereinigung von drei aufeinander folgenden, das Durchschreiten der ersten Pforte. Diese ist ganz dem noch stark bewussten Grobstoff geweiht, eben der ersten Sprosse auf der goldenen Leiter. Noch ist ja die besondere astrale Kraft aus dem Lichtspeicher der Frau nur von aussen und daher zu einem verhältnismässig geringen Teil in den Mann übergegangen. Diesen ersten Weg hat er weitgehend aus eigener Kraft zurückzulegen. Und er muss es in starker Weise tun, um die Astrallichtbatterie in der Frau auszulösen, deren speziellen Anschub er für den weiteren Weg unbedingt braucht. Die Frau gab ihm bereits, was sie ihm auf äussere Weise zu geben vermochte – das Licht für die nächste Sprosse auf der goldenen Leiter muss er sich von ihr holen, muss es sich erkämpfen. Das geschieht ja erst im Augenblick des ersten starken Orgasmus'. Doch diese erste Pforte ist jetzt noch nicht durchschritten. Durch die Übertragung des bereits stattgefundenen „Erkennens" vom Blick in den Tastsinn führt der Weg weiter. Hier ist es am Manne. Die Formen des weiblichen Körpers erfasst er nun ganz in allen Ausformungen – dieser Körper ist ja eine stoffgewordene Umsetzung der urweiblichen Schwingung. Jede einzelne Biegung ist von Bedeutung, vom Scheitel bis zu den Zehen, von den Haarspitzen bis zu den Fingernägeln. Dies ist die Phase des fühlenden Wahrnehmens. Sie folgt ihrem eigenen Gesetz, sie braucht ihre Zeit. Er ist über ihr, sie liegt mit geschlossenen, leicht angewinkelten Beinen. Auf der Stirn der Frau nimmt die Wanderung des Mannes ihren Anfang: Er küsst ihre Stirn, dann ihre Augenlieder, dann ihre Nasenflügel, dann ihren Mund.

Seine Hände unterdessen gleiten von beiden Seiten über ihre Schultern; sie erreichen ihren Hals. Nur die Fingerkuppen schieben sich sachte am Halse empor bis zu ihren Ohren. Dort spreizen sich seine Finger und schieben sich in ihre Haare hinein. Da verweilen seine Hände, während er die Ohrläppchen der Frau küsst, ihr Kinn und ihren Kehlkopf. Dann senkt er sein Gesicht zwischen ihre Brüste. Sie hebt den Kopf an, und seine Hände fahren durch die Länge ihrer Haare wie zwei behutsame Kämme oder streichen an ihnen entlang. Dabei darf

es zu keinem Ziehen an ihren Haaren kommen, da das die schon erwachenden astralen Sinne irritieren würde. Seine Arme sind jetzt über der Frau ausgestreckt. Nun machen sich die Hände der Frau an den Nerven dicht unterhalb seiner Taille bemerkbar. Danach streckt sie die Arme aus. Der Mann erhebt seinen Oberkörper. Seine Hände folgen dabei den unteren Linien ihrer Arme, gleiten durch die Achseln und auf die Brüste. Die Hände der Frau begegnen dort nun den seinen. Er küsst die Hände und die Fingernägel der Frau. Diese streichen nun über seine Schlüsselbeine, an seinem Hals entlang und schieben sich hinter die Schultern, ehe sie ihre Arme abermals ausbreitet. Die Wanderung der Wahrnehmung des Mannes nimmt seinen Fortgang über ihren Leib, ihre Oberschenkel und ihre Unterschenkel bis hin zu den Fusssohlen. Die Frau verhielt sich unterdessen noch immer weitgehend still – sie liess sich entdecken. Nun aber richtet sie ihren Oberkörper auf und hält dem Manne ihre Hände entgegen. Er nimmt ihre Hände und sinkt über die Frau nieder. Die beschauliche Phase von Erkennen und Wahrnehmen ist vollendet. Die Finger der Frau signalisieren dem Mann das Beginnen der im Ziel mündenden Phase. Die Schranken ihrer Beine öffnen sich. Alle in der Ruhe angesogenen Energien entladen sich nun in individueller physischer Leidenschaft. Die erste Vereinigung erfolgt, die bronzene Pforte wird durchschritten.

Abermals geschah mehr, als sich bei der blossen Schilderung mitteilen liess. Es war zunächst: Die Umsetzung des einander Erkennens. Dies gleicht der Art, wie ein alter Meister an die Schaffung eines Gemäldes herantrat. Der gute Maler weiss: Malen ist Sehen. Das Auge muss zunächst genau erfassen und nach innen leiten, was dann durch Hand und Pinsel an die Leinwand wiedergegeben werden soll. Auch der vollkommene Liebesakt ist ein Gemälde, ein Gemälde der Sinne. Deshalb lässt er sich immer wieder neu schöpfen, in immer wieder frischen Farben und Formen. Ja, die Liebe ist eine Kunst, in gewisser Weise die höchste von allen. Doch die Begabung dazu hat die Natur einem jeden von uns mitgegeben. Wir erschaffen unsere Gemälde der Liebe, ohne dabei den Intellekt zu bemühen – es entsteht aus sich selbst heraus, geboren durch die Zauberkraft der Sinne und Gefühle, wie sie allein zwischen Frau und Mann lebendig werden können. Wir planen unser Liebesgemälde nicht, es genügt, dass wir dessen Grundmuster kennen und verinnerlicht haben. Danach lassen wir seinen Farben und Formen freien Lauf. Denn eine höhere Kraft leitet uns hier und fügt alles zum vollkommenen Bild. Dieser Kraft vertrauen wir uns an, überlassen uns ihr ganz. Sie tritt in uns ein, erfüllt und führt uns: Die Kraft des astralen Eros. Sie ist schon da und wirkt bereits, auch wenn wir uns bisher weitgehend auf der rein sexuell-körperlichen Ebene befinden. Diese leitet eben zunächst zum vollkommenen Erkennen. Dabei entwickelt sie ihren Plan – es ist ihr Plan, nicht der unsere! Die Körper berühren sich nun. Sie folgen dem vom astralen Licht eingegebenen Plan.

Er ist bewährt seit Jahrtausenden und kennt noch andere Ausformungen in den verschiedenen Hochkulturen Asiens und Europas. Der gesamte Plan verfolgt

den schlüssigen Zweck, unsere sexuellen Kräfte schon auf dem Weg zur ersten Pforte möglichst kraftvoll aufzureizen – und zwar in Harmonie mit den unter der Oberfläche bereits erwachenden astralen Sinnen! Deshalb ist die Abfolge unserer Wanderung der Sinnenwahrnehmung so wichtig. Sie spielt auch eine wesentliche Rolle bei der Vorbereitung der astralen Lichtübergabe aus der „Batterie“ der Frau an den Mann, welche bei der ersten Vereinigung vonstatten geht.

Ist die erste Pforte durchschritten, so wiederholt sich im Anschluss der Vorgang der Wahrnehmungswanderung des Mannes über den Körper der Frau in umgekehrter Richtung. Das Schweigen kann nun für eine Weile durchbrochen werden. Wir reden miteinander, gehen vielleicht gemeinsamen Träumen nach. Hier sind individuelle Aspekte massgebend. Der Mann beschäftigt sich ununterbrochen mit der Frau. Sie ist ja die leibhaftige Stellvertreterin der Göttin auf Erden! Er denkt in keinem Augenblick an sich selbst. Keinesfalls darf der Mann nach dem ersten Akt Erschöpfungsanzeichen zeigen! Zwar wird sein grobstofflicher Körper in den ersten Momenten nach dem Durchschreiten der Pforte einen natürlichen Hauch der Ermüdung spüren, doch dies muss der Mann unbedingt sofort überwinden. Sehr schnell breiten sich dann die aus der Astralbatterie der Frau an ihn übergebenen Kräfte in ihm aus, so dass er frischer und stärker ist als zuvor. Hier entscheidet die Männlichkeit des Geistes, auch nicht den geringsten Anflug von Schwäche an sich zu dulden! Wo diese männliche Willenskraft fehlen sollte, entwiche auch das soeben aufgenommene zusätzliche astrale Licht; die nächste Pforte würde dann unerreichbar bleiben. Doch wo die Kraft der Liebe sich schon über den puren Sex erhob, kann dergleichen Schwachheit ohnehin kaum vorkommen.

Ist der Rückweg der Wahrnehmung beendet, so folgt eine Auffrischung des einander Erkennens, womöglich unter liebevollen Gesprächen. Unterdessen werden Frau und Mann sich gegenseitig symbolisch waschen. Eine Schale mit lauwarmen Wasser und weichen Tüchern steht ja bereit. Dabei sei beachtet, dass die Haare der Frau möglichst nicht nass werden. Sie wird sie sich anschliessend auch wieder besonders schön kämmen oder Bürsten – ehe sie den Schmuck für den Weg durch die zweite Pforte anlegt. ...

Erquicken mögt Ihr Euch inzwischen durch Früchte und leichte Getränke – jedoch mit nichts, was die Sinne merklich berauschen und somit die Eigenschwingung verderben würde! Denn die hohe Liebe hat nichts mit niedriger Ekstase zu schaffen! Das Gefühl des klaren Geistes muss sich entfalten!

*

„Dreimal drei Liebeswege
führen zur Goldenen Pforte,
zu den höchsten Wonnen;
dreimal drei Liebeswege
überwinden die Sterblichkeit;
dreimal drei Liebeswege
vergöttlichen Euch.“
(Libro Ordo Bucintoro)

Wir haben die erste Pforte erfolgreich durchschritten, die bronzene, die den sicheren Boden eröffnet für den weiteren Weg. Die silberne Pforte ist nun unser Ziel, das nächste auf dem Wege zur dritten Pforte, der goldenen.

Jetzt naht die Stunde des Geistes, des reinen Gefühls. Gross und stark wird es werden, sich der Sinne bemächtigen und alles überwältigen, was noch dieser Welt angehört.

Die beiden Liebenden sind auf dem Lager beisammen und beschäftigen sich spielerisch miteinander. Alles ist leicht, alles ist fröhlich, die inneren Kräfte wirken zunehmend nach aussen, das astrale Licht in uns breitet sich aus, es dringt von innen bis an die Haut unseres diesseitigen Körpers. Wir können es noch nicht sehen – denn das kommt erst auf den höchsten Sprossen der goldenen Leiter – doch spüren tun wir es schon sehr deutlich. Von Augenblick zu Augenblick nimmt dieses Gefühl weiter zu: Neue Kräfte, die nicht bloss körperlich sind, dehnen sich aus. Diesem geheimnisvollen Geschehen in uns müssen wir Zeit geben. Es wird nicht lange dauern, bis wir für den Gang zur silbernen Pforte gut gerüstet sind. Unterdessen gibt es etwas zu tun: Die Frau legt nun Schmuck an. Halsketten und Armreifen, Finger- und Zehenringe, verzierte Spangen für das Haar. Das Material des Schmucks ist nicht ausschlaggebend, ein Bergkristall ist gleichviel wie ein Brillant, Kupfer zählt nicht minder als Platin, Perlen aus hübschem Holz oder Glas sind so gut wie die teuersten aus den Muscheln der Meerestiefe. Es geht nicht um den diesseitigen Wert – die Schönheit der Frau macht alles kostbar, was sie an sich trägt. Jetzt aber nimmt sie den Schmuck, um damit bestimmte Stellen ihres Körpers zu verzieren; und dies wird sich von aussen nach innen auswirken. Denn zunächst ist wieder sie es, die dem Manne Kräfte zuführt, ehe die Hauptlast des weiteren Wegs auf ihn übergeht.

Der Schmuck, den die Frau nun anlegt, lässt Ihren Körper wie ein Buch mit verschiedenen Kapiteln erscheinen: Das erste Kapitel sind ihre Haare. Sie werden locker zusammengebunden und erhalten ausserdem einen Zierkamm. Er wird kaum fest in ihnen halten, doch das ist auch nicht wichtig. Das zweite Kapitel ist ihr Kopf. Ein Kehlband oder eine enge Halskette liegt über dem nächsten Kapitel, dem Oberkörper. Ihn ziert eine lange Kette, die vom Halse her bis über und zwischen ihre Brüste reicht. Das nächste Kapitel sind ihre Arme. Zierreifen an den Oberarmen und an den Handgelenken markieren es. Die Hände erhalten Ringe auf jeweils zwei, beziehungsweise drei Finger. Um Taille und Hüften liegt eine zierende Schnur oder Schmuckkette für das nächste Kapitel, den Unterleib und die Beine, die zusammen ein einziges bilden. An die Fussgelenke kommen wiederum schmückende Reifen und Zehenringe zumindest an die beiden grossen Zehen für das letzte Kapitel, die Füsse. Dieser Schmuck bezeichnet nun also Kapitel des Körpers der Frau. Der persönlichen Phantasie sind dabei keine Grenzen gesetzt. Auch Ohrringe sind möglich,

wenngleich nicht speziell anzuraten (insbesondere ist das Durchstechen der Ohrläppchen zu vermeiden, falls aber schon geschehen, nicht zu erneuern). Beim Vorgang des Schmückens darf der Mann der Frau helfen, sofern sie das wünscht.

Dies ist der Beginn des nächsten Wegs, des Wegs zur „silbernen Pforte."

Ein für das alltägliche Leben wichtiger Aspekt und Sinn besteht darin, gewissermassen eine Zustand des „permanenten Verliebtseins" zu schaffen, beziehungsweise aufrechtzuerhalten. Darin liegt die Gewissheit eines ständig vollkommenen Miteinanders von Mann und Frau.

*

11. Schwingungsorgane und Astralkörper

Das Geheimnis des astralen Eros und des vollkommenen Liebesakts lässt sich allein dann erfassen, wenn wir um unsere Schwingungsorgane und unsere Astralkörper wissen. Unseren Vorfahren vergangener, geistig höher stehender Epochen war all dies sozusagen im Blute bewusst, ohne dass sie darüber erst nachzudenken brauchten. Wir haben dieses Wissen aus dem Blute verloren, wir müssen es neu erlernen. Ist dies einmal geschehen, werden wir es nie wieder vergessen, denn es ist unser ureigenes Ich!

Der Terminus „Astralkörper“ wird hier verwendet, da er zu einem verbreiteten Begriff geworden ist. Richtiger wäre es, die wörtliche Übersetzung für „Bild des himmlischen Leibes“ zu verwenden. Doch wir wollen hier keinen völlig unbekannten Begriff neu einführen. Gesagt werden muss darum eingangs, dass mit dem Wort „Astralkörper“ schon viel Unfug getrieben worden ist. Es gibt „Esoteriker“, die dem Menschen gleich mehrere, bis zu sieben oder gar mehr verschiedene Astralkörper verpassen wollen – das ist einfach Unsinn. Wir Menschen haben einen einzigen inneren Leib, der unsre Form bestimmt. Diesen nennen wir hier, den Astralkörper. Er ist ebenso unvergänglich, wie die alles umschliessende und durchdringende Generalschwingungssphäre, die wir hier als „astrale Ebene“ bezeichnen wollen, um auf unnötig kompliziert klingende Ausdrücke zu verzichten.

Wir sind ja Wesen ewigen Seins – als Mann oder als Frau. Zeit berührt uns nicht wirklich. Wir stehen über ihr. Die Zeit beherrscht nur die grobstoffliche Umhüllung. Wir sind viel mehr! Wir sind ewig. Jawohl, wir sind ewig, unsterblich und ewig jung! Schauen wir in uns hinein, in den Spiegel unserer selbst: Wir sind ewig und unbesiegbar. In uns erstrahlt das astrale Licht – von Ewigkeit her! Nichts kann uns das nehmen. Und dieses Licht, dass gleissend hell ist und doch nicht blendet, dass in der Liebe siedend heiss ist und doch nicht verbrennt, das tragen wir in uns, denn es ist unser Leben, es ist die Kraft des Lebens – nicht weniger als dies! Und diese Kraft ist uns zu einem einzigen Zwecke gegeben: Damit wir leben sollen! Und leben heisst: Lieben – nichts anderes als das! Unser ganzer und einziger Sinn ist, die astralen Lichtflüsse in ständiger Wallung zu erhalten. Damit sie wachsen, sich ausweiten, sich mehren. Der heilige Liebesakt zwischen Frau und Mann bewirkt nur auf der Erde das Geborenwerden von Kindern. Das ist bloss hier. Drüben aber, in den Welten der Ewigkeit, aus denen wir kommen und in die wir auch wieder gehen, bedeutet dieser Liebesakt die Zeugung göttlichen Lichts. Darum ist er heilig! Deshalb bedeutet er wahrhaftige Schöpferkraft!

Alles ist Mann und Frau, alles ist Frau und Mann – astraler Eros. Nichts ausser diesem hat wirklich Bestand, nichts ausser diesem ist Sinn unseres Seins!

Daher lebt in uns diese eine über allem stehende Kraft so unfassbar stark, darum! Nicht aus banaler Lust, nicht um blosser Fortpflanzung willen, sondern weil wir darin göttlich sind und es in Wahrheit nichts anderes gibt! Darum begreife, Mann, deshalb, begreife, Frau, was Du bist: Ein Wesen von göttlicher Sexualität. Wirf sämtliche irrigen Bilder von Dir und schaue in den reinen Spiegel Deiner Wahrhaftigkeit: Göttlich bist Du! Göttlich seid Ihr in Eurer liebenden Vereinigung: Mann und Frau, Frau und Mann, ewiges Paar, alleinige göttliche Kraft aus dem astralen Licht!

Manches gilt es, zu erkennen, Uraltes neu zu verstehen: Das astrale Licht, den Quell allen Lebens und aller Liebe. Lasst es in Euch leuchten!

*

„Unsichtbar sind wir in uns."
(Karthager-Buch)

Die Bedeutung der Schwingungsorgane

Unsere Schwingungsorgane sind von höchster Wichtigkeit, und dies nicht nur aus dem Blickwinkel der Sexualität. Die schulwissenschaftliche Biologie vermag sie noch nicht eindeutig zu definieren. Doch das ändert nichts an der Bedeutsamkeit. Ohne wirksame Schwingungsorgane verliert der Mensch seine geistige wie auch physische Vitalität, und damit insbesondere auch seine Sexualität. Die Schwingungsorgane bestimmen die Wirkfähigkeit der Lebenskraft, denn sie ziehen jene besonderen Feinstoffe an, die für den Astralkörper ebenso notwendig sind, wie für den grobstofflichen Leib die Luft zum Atmen.

Diese Feinstoffe kommen aus den Strahlen der beiden Ilu-Kräfte, aus der Strahlungskraft des männlichen Ilu, beziehungsweise aus der Strahlungskraft des weiblichen Ilu. Sie sind daher für Frauen und für Männer von jeweils unterschiedlicher Art: Weibliche Feinstoffe und Schwingungen auf der einen Seite und männliche Feinstoffe und Schwingungen auf der anderen. Diese sind nicht untereinander austauschbar. Es liegt in der Natur des Gefüges, dass weibliche Feinstoffe und Schwingungen ausschliesslich von weiblichen Schwingungsorganen angezogen werden, und andererseits männliche Feinstoffe und Schwingungen bloss von männlichen Schwingungsorganen. Dabei kann es in Ausnahmefällen zu kurzfristigen Pervertierungen kommen, die sich jedoch dann katastrophal auswirken. Dies alles liegt schon darin begründet, dass männliche und weibliche Astralkörper aus unterschiedlichen Substanzen gebildet sind. Das gesamte System des Lebens, des körperlichen wie auch des geistigen, besteht ja aufgrund jener beiden Kräfte – des weiblichen und des männlichen Ilus.

Die Schwingungsorgane nun sorgen durch ihre unablässige Tätigkeit für die Erhaltung der Lebenskraft, für die Erkenntnisfähigkeit des Geistes, für das Funktionieren der Geschlechtlichkeit zwischen Mann und Frau sowie für jene Fähigkeiten, die im weitesten Sinne dem Bereich des magischen Vermögens zuzuordnen sind. Die Schwingungsorgane sind die Lebenserhaltungssysteme der Astralkörper, die wiederum die unerlässliche Grundlage für das Bestehen der grobstofflichen Körper sind. Unsere Schwingungsorgane sind im Jenseits und auf der astralen Ebene unverletzlich wie die Astralkörper selbst.

Im Diesseits aber ist die Funktion der astralen Schwingungsorgane untrennbar mit ihren verletzbaren grobstofflichen Gegenstücken verknüpft. Und da unser grobstofflicher diesseitiger Leib nur eine zeitweilige Verkleidung des Astralkörpers ist, kann dieser bloss gemeinsam mit einem weitgehend heilen Astralkörper bestehen. Die Bedeutung der Schwingungsorgane ist also die aller höchste.

Die Astralkörper

Der Begriff „Astralkörper“ bezeichnet den „inneren Leib“, jenes feinstoffliche Grundmuster, das alle lebenden Wesen in sich tragen; ob Mensch, Tier oder Pflanze. Der Astralkörper ist somit das, was wir aus unserer Urheimat, dem Reich des ewigen Lichts, mitgebracht haben (siehe Parakosmologie). Auch unsere diesseitigen Grobstoffkörper sind nach dem Muster des innenliegenden Astralkörpers aufgebaut. Dabei dürfte der diesseitige Körper im Alter von rund 21 Jahren dem Original, dem ewigen Astralkörper, am ähnlichsten sein. Allein der diesseitige Grobstoffleib ist ja dem Altern unterworfen, nicht hingegen unser eigentlicher, auf Erden bloss innerlich vorhandener wahrer Leib, dessen ewiges Muster eben der Astralkörper ist.

Nun sagt uns schon das Wissen aus der Parakosmologie, dass die unterschiedlichen Geschlechter Männlich und Weiblich von allem Anfang an dagewesen sind – auch wenn diese sich erst im Irdischen in der hier bekannten biologischen Weise auswirkten. Schon immer aber, auch im Reich des ewigen Lichts, gab es das Männliche und das Weibliche, und in den Welten des Jenseits, die wir nach dem irdischen Sterben durchwandern, ist es ebenso. Vor unserem Auszug aus dem Reich des ewigen Lichts können wir von einer „vorbiologischen Geschlechtlichkeit“ sprechen. Der Unterschied zwischen Männlich und Weiblich war jedoch geistig und äusserlich immer vorhanden und sogar noch viel ausgeprägter als jetzt im Irdischen. Zu jener Zeit und in den lichten Sphäre waren unsere Astralkörper sozusagen in 1:1-Form umgesetzt. Daher kommt es, dass die äusserlich grösseren Unterschiede, die damals zwischen Mann und Frau bestanden haben und nach unserem Erdenleben wieder bestehen werden, auch jetzt in Gestalt unserer Astralkörper in uns stecken.

Die Astralkörper beinhalten gleichsam die grundlegende Verschiedenheit von Mann und Frau. Alles ist so aufgebaut, daß die beiden Geschlechter einander ergänzen. Erst im Zusammenkommen dieser Verschiedenheit während des Liebesakts zwischen Mann und Frau entsteht für Augenblicke die göttliche Einheit der beiden Iluhe, der allschaffenden Kräfte von Männlich und Weiblich. Verschiedenheit ist also der Schlüssel zur Ganzheit. Denn von allem Anbeginn her sind Paare bestimmt – auch wenn sie sich vielleicht im Erdenleben nicht immer treffen können; dann finden sie sich in der nächsten Welt wieder.

Das göttliche Prinzip der Iluhe ist also das der Kräfte von Männlich und Weiblich in jeweils vollkommen reiner Form. Beide haben den gleichen Wert – Frau und Mann – doch niemals sind sie gleich! Dies drückt sich auch in ihren Astralkörpern aus.

Die Astralkörper bewirken schliesslich auch die im allgemeinen unsichtbare „Aura.“ Dabei handelt es sich jedoch nur um abstrahlendes, sozusagen schon verbrauchtes, Astrallicht. Auch bei Sichtbarwerden der „Aura“ sagt diese daher nicht viel über das Wesen aus.

Die Unterschiede zwischen männlichem und weiblichem Astralkörper

Die Unterschiede zwischen männlichen und weiblichen Astralkörpern zeigen sich auch äusserlich in deren irdischen grobstofflichen Umsetzungen, also an unseren Erdenleben. Allerdings selten so ausgeprägt, wie es dem Original entspräche. Dazu kommt, dass sich durch den Auszug aus dem Reich des ewigen Lichts bei vielen Schäden ergeben haben. Daher gibt es schönere und weniger schöne Menschen – ihre Astralkörper sind aber alle sehr schön. Insoferne steckt in jeder Frau eine Helena und in jedem Mann ein Paris, um mit einem Bild aus der griechischen Mythologie zu sprechen.

Die Astralkörper von Frau und Mann bestehen, das wissen wir bereits, aus unterschiedlichen Feinstoffarten. Darin liegt auch einer der Hauptgründe der äusserlichen Unterschiede. Während unsere grobstofflichen Erdenleiber aus Fleisch und Blut gleicher Art sind, bestehen die Astralkörper aus verschiedenartigen Stoffen, aus unterschiedlichen Feinstoffen. Diese Stoffe sind einmal „Lichtsubstanzen“ nach männlicher oder weiblicher Art genannt worden. Sie stehen jeweils in Affinität zu entweder männlichen oder weiblichen astralen Lichtschwingungen. Nennen wir dies daher „Licht/weiblich“ und „Licht/männlich.“ Also Licht/weiblich-Substanzen und Licht/weiblich-Schwingungen bei Frauen einerseits, und Licht/männlich-Substanzen und Licht/männlich-Schwingungen bei Männern andererseits.

Die Licht/männlich-Substanz benötigt Licht/männlich-Schwingungen, die Licht/weiblich-Substanz hingegen braucht Licht/weiblich-Schwingungen. Das ist etwa so, als ob Mann und Frau zwei verschiedene Arten von Luft zum Atmen benötigten. Im Irdischen ist das aufgrund des gleichen Grobstoffs nicht so, auf der astralen Ebene aber ist es so. Allerdings behindert dies nicht das Beisammensein, weil der Vergleich mit der Atemluft ja nur ein grundsätzlicher ist. Die Unterschiede zwischen Licht/ männlich und Licht/-weiblich sind unüberbrückbar, Austauschbarkeit ist vollkommen unmöglich.

Am offenkundigsten ist der Unterschied zwischen männlichem und weiblichem Astralkörper bei den Haaren. Bei den Frauen und Mädchen erstreckt sich der Astralkörper vollständig auf grosser Länge bis in die Haare. Die Astralhaare einer Frau sind immer sehr lang. Nach irdischem Mass mindestens 1,10 Meter, oft sind sie aber auch so lang wie der ganze Körper, reichen also vom Scheitel bis zu den Füssen. (Nach sumerisch/babylonischer Erkenntnis (die Masse sind umgerechnet aus babylonischen Ellen, eine babylonische Elle entspricht 26,5 cm)). (Dies gilt übrigens nicht allein für Asiatinnen und Europäerinnen, sondern ursprünglich auch für Negritos, die bloss aufgrund einer erblichen Mutation während des Sintbrands im Irdischen Kraushaare haben. Dementsprechende Überlieferungen gibt es in verschiedenen altorientalischen Kulturen. Der Sintbrand muss eine entsetzliche Katastrophe noch vor der Sintflut gewesen sein. Es gibt neuerdings die Theorie, dabei könne es sich um

einen hochtechnisierten Krieg gehandelt haben, der zum Untergang der damaligen Erdbevölkerung führte. Vieles spricht für den wahren Hintergrund der Sintbrand-Sage. So sind bei den australischen Negritos, die den Sintbrand dank der geographischen Lage offenbar nicht durchlitten, die Haare noch heute zumeist glatt, die Ureinwohner Australiens haben, zumindest in spiritueller Hinsicht auch Erstaunliches aufzuweisen.)

Da die Haare der Frauen also auf grosser Länge einen vollwertigen Astralkörper besitzen, fallen sie ihnen auch nicht aus! Anders ist es bei Männern, deren Astralhaare nur etwa ein bis zwei Handbreiten messen, weshalb sie den meisten Männern mehr oder weniger ausfallen. Zwar kann auch Männerhaar relativ lang wachsen, doch das ist dann lediglich eine verlängerte Hornbildung, wie auch beim Bart oder überlangen Finger- und Fussnägeln; es gibt dafür kein inneres astrales Gegenstück und somit auch keine Bedeutung. Ein weniger ausfallender, aber doch bemerkenswerter Unterschied zwischen weiblichem und männlichem Astralkörper zeigt sich auch in den Fingernägeln und der Fingermuskulatur. Die weiblichen Fingernägel sind astral länger als die männlichen. Frauen haben auch mehr Kraft in den vorderen Fingergelenken (Mädchen können daher tatsächlich besser „kratzen“!).

Insbesondere Frauenhaare sind also etwas ganz grundsätzlich anderes als Männerhaare. Frauenhaare haben immer auf ganzer Länge ein vollwertiges inneres Gegenstück, sie sind astral lebendig! Schönheit ist nicht ihr einziger Zweck – Frauenhaare erfüllen eine wichtige Funktion. Weil Frauenhaare astral lebendig sind, heisst das: Jedes Schneiden, Sengen, Ätzen, jede Beschädigung von Frauenhaaren, bedeutet eine unmittelbare Schädigung des Astralkörpers der betreffenden Frau oder des betreffenden Mädchens. Solches wirkt sich naturgemäss immer negativ aus; es sollte daher logischerweise vermieden werden.

Durch die Vergrobstofflichung im Irdischen, welche durch den Geschlechtsakt zwischen Mann und Frau eingeleitet wird, kommt es zu partiellen „Minimalvermengungen“ unterschiedlichen Ausmasses. Es wandern also teilweise weibliche Strahlungen in den Mann und teilweise männliche Strahlungen in die Frau. Dadurch entsprechen die irdischen Verkörperungen zwar recht weitgehend, jedoch nicht ganz, dem Abbild des Astralkörpers.

Ein Erkennungszeichen für den Reinheitsgrad der diesseitigen Umsetzung des Astralkörpers ist bei einer Frau mit hoher Zuverlässigkeit, wenn sie ihre Haare nicht oder nicht viel schneiden mag. Denn bei Frauen bedeutet ja jedes Schneiden der Haare eine Verletzung des Astralkörpers. (Bei Männern hingegen kann davon, wie schon gesagt, keine Rede sein.) Eine Frau, die ihre Haare sehr lang trägt, hat mit hoher Wahrscheinlichkeit einen hohen astrahlen Reinheitsgrad, das heisst ihr Astralkörper ist im Diesseits gut wiederverkörpert. Solche Frauen spüren einfach, dass Schneiden an ihren Haaren eine schädigende Verletzung des Inneren bedeuten muss, mögen sie auch über die

Zusammenhänge gar nichts wissen – das Gefühl ist dennoch bei ihnen vorhanden. Es ist an-sich gegen die Natur der Frau, ihre Haare zu schneiden oder schneiden zu lassen. Wo es trotzdem geschieht, tragen immer negative äussere Einflüsse daran die Schuld.

Der weibliche Astralkörper unterliegt anderen Gesetzmässigkeiten als der männliche. Der weibliche Astralkörper ist in vielerlei Hinsicht empfindlicher, feinfühliger, strahlungsvoller. Dies ist von allem Anfang her so eingerichtet. Es ist auch der Grund dafür, dass die Mutterschaft (die es ja allein im Irdischen gibt) dem Weiblichen übertragen wurde – eben weil das Weibliche an-sich lichter ist und zarter fühlend ist als das für den Lebenskampf ausgerüstete Männliche und daher besser geeignet, Kinder in das Leben hineinzuführen. Frauen besitzen auch eine weichere Haut als Männer. Die Rollenteilung zwischen Männlich und Weiblich ist eine wahrhaft göttliche Einrichtung. Sie heisst jedoch nicht, das Wirken der Frau habe auf Haushalt und Kinder beschränkt zu bleiben. An dieser Stelle gilt es zu bedenken, dass Kinder und Familie ja allein in der irdischen Welt bestehen, während es „drüben“ in den Welten des Jenseits und der Unsterblichkeit keine Fortpflanzung gibt. Welche Tätigkeit immer Frauen aber ausüben: Sie muss mit ihrer weiblichen Schwingung in Einklang stehen. Frauen sollen nichts Männliches tun. Wo dieses natürliche Rollengefüge zerstört würde, entstünde die Hölle auf Erden (was sich dann zum Beispiel in zunehmender Gewalttätigkeit bei Jugendlichen und sogar schon unter Kindern äussert). Wo Frau nicht mehr richtig Frau ist und Mann nicht mehr richtig Mann, da steht die göttliche Ordnung auf dem Spiel. Grobstoff und Feinstoff, irdischer Leib und Astralkörper – und damit Geist und Seele – stehen nicht mehr in Harmonie, sondern geraten in Gegensatz zueinander. Ein Zeitalter der Finsternis verdunkelt die Welt, wie das gegenwärtig noch häufig der Fall ist. Dem dürfen wir uns nicht unterwerfen.

Der männliche Astralkörper ist robuster gebaut als der weibliche. Die Licht/männlich-Substanz, aus der er besteht, ist weniger fein als die Licht/weiblich-Substanz, aus welcher die weiblichen Astralkörper sind. Daraus erklärt sich auch, warum Männer kräftiger gebaut sind als Frauen. Die Biologie spricht von einer um etwa 25 Prozent höheren „Vitalkraft“ des Mannes. Dieser körperlichen Überlegenheit des Mannes steht jedoch eine spirituelle Überlegenheit der Frau gegenüber. Wir sehen abermals: Aufgrund ihrer Verschiedenheit ergänzen sich die beiden Geschlechter vollkommen! Dies ist der heilige Schlüssel zu allem. Auch die Licht/ männlich-Schwingungen, die der männliche Astralkörper zu seiner Erhaltung benötigt, sind sozusagen robuster als die für den weiblichen Astralkörper notwendigen Licht/weiblich-Schwingungen. Der Mann braucht deshalb auch nicht so feine „Schwingungsantennen“ wie die Frau. Der Mann ist seinem ganzen Schwingungssystem nach kräftiger, härter strukturiert, weniger feingliedrig gebaut als die Frau.

Wichtig ist aber für beide Geschlechter, eine jeweils reine Ilu-Schwingung in sich zu schaffen – je nach Geschlecht. Denn der „Lichtgrad“, welcher dem Astralkörper durch die Anziehungskräfte des Geistes zugeführt wird, entscheidet über das Ausmass der Lebenskraft in dieser Welt – und über den zukünftigen Weg in einer lichten Jenseitswelt nach dem irdischen Sterben.

Die Schwingungsorgane bei Mann und Frau

Die Schwingungsorgane von Mann und Frau unterscheiden sich sehr stark voneinander. Dies sowohl hinsichtlich ihrer Art und Anordnung wie auch in ihrer Funktionsweise. Gemeinsam ist beiden nur eine ihrer Aufgaben, nämlich jene, die jeweiligen Lichtsubstanzen kontinuierlich aus der allgemeinen Feinstoffsphäre anzuziehen und dem astralen Herzen zuzuführen – denn dabei sprechen wir natürlich vom astralen Gegenstück des grobstofflichen Herzens (insofern ist aber die uralte Bezugnahme auf das Herz als Sitz der Lebenskraft abermals zutreffend).

Die Hauptschwingungsorgane ziehen also zunächst einmal ununterbrochen Licht/männlich-Substanzen beim Mann, beziehungsweise Licht/weiblich-Substanzen bei der Frau, an und führen diese dem astralen Gegenstück des Herzens zu. Beim Manne in die linke, bei der Frau in die rechte Herzseite. Diese Lichtsubstanzzufuhr bedeutet für den Astralkörper das, was der Sauerstoff, die Atemluft, für den grobstofflichen Leib ist. Der prinzipielle Unterschied besteht lediglich darin, dass die Grobstoffe einheitlich sind und daher auch Männer wie Frauen die gleiche Luft atmen können. Im astralen Bereich ist das bekanntlich anders. Die weiblichen Feinstoffe (Licht/weiblich) unterscheiden sich grundlegend von den männlichen (Licht/männlich), und daher benötigt der weibliche Astralkörper eben auch einen anderen „Schwingungsatem“ als der männliche – umgekehrt verhält es sich naturgemäss ebenso. Aber bei beiden Ge-schlechtern ist die Schaltstelle des Feinstoffatems das Herz, wenn auch schon wieder mit einem Unterschied: Bei der Frau wirkt die rechte Herzseite und beim Manne die linke.

Das ganze Gefüge der göttlichen Natur ist auf Ergänzung zweier unterschiedlicher Wesenheiten angelegt: Weiblich und Männlich! Die Anziehung der jeweiligen Lichtsubstanzen erfolgt durch das jeweils geschlechts-spezifische Hauptschwingungsorgan, partiell ergänzt durch das jeweilige Nebenschwingungsorgan. Dies ist eine massgebliche Grundlage für die Erhaltung der Lebenskraft wie auch der Funktionstüchtigkeit des erkenntnisfähigen Geistes. Über die Unterschiedlichkeit der Schwingungsorgane von Frau und Mann wird nachher noch ausführlich gesprochen werden.

In den Jahren der Kindheit werden die nötigen Feinstoffe, welche sozusagen der Atem des Astralkörpers sind, durch von aussen her wirkende Kräfte zugeführt. In der Kindheit zieht der Mensch solche Kräfte also noch nicht selbst an. Etwaige Verletzungen der Schwingungsorgane wirken sich daher in den Kindheitsjahren auch kaum diesbezüglich aus. Erst wenn der diesseitige Grobstoffleib so weit entwickelt ist, dass der Astralkörper – der ja kein Werden und Vergehen kennt! – sich voll in ihm zu entfalten beginnt, hört die automatische Feinstoff- und Schwingungszufuhr von aussen auf, der Mensch muss diese von nun an aus eigener Kraft anziehen – seine

Hauptschwingungsorgane müssen voll funktionsfähig sein. Dieser Zeitpunkt fällt zumeist mit dem Herannahen der Geschlechtsreife zusammen. Auf alle Fälle ist damit zu rechnen, dass Mädchen ab dem 13. Lebensjahr und Burschen ab dem 14. auf das reibungslose Funktionieren ihrer Schwingungsorgane angewiesen sind. Im Lebensalter zwischen etwa 12 und 60 Jahren ist die volle Funktionstüchtigkeit der Hauptschwingungsorgane entscheidend. Denn in dieser Lebensphase gibt es keinerlei automatische Lichtkraftzufuhr von aussen mehr – und noch keine nennenswerten Reserven. Erst im höheren Alter nimmt die Wichtigkeit der Schwingungsorgane ab, weil bis dahin gewisse Reserven angesammelt worden sind – jedenfalls dann, wenn die Hauptschwingungsorgane stets im wesentlichen in Ordnung waren. Im hohen Alter, wenn der Astralkörper registriert, das seine grobstoffliche Hülle allmählich an Stabilität verliert, richtet er sich sozusagen auf das Ausziehen ein. Der Astralkörper beginnt dann schon, sich zu verselbständigen und neue Schwingungskräfte auf einer anderen Ebene zu suchen.

Es kann also gesagt werden, dass die Schwingungsorgane von der frühen Jugend an bis in den Herbst des Erdenlebens hinein ihre höchste Bedeutung haben. In dieser längsten und wichtigsten Phase des Lebens auf der Erde entscheiden sie über Wohl oder Wehe von Geist und Körper – und zugleich bilden sie die Grundlage für jene Schwingung, die nach dem irdischen Sterben zur Wiederverkörperung in eine nächste Welt führt.

Die Schwingungsorgane der Frau

Die astralen Substanzen, welche der weibliche Astralkörper zur Erhaltung seines Lichts braucht, sind von äusserst feiner Art. Man muss sie sich vorstellen wie winzige Funken, die von der astralen Ebene her kommend das Diesseits durchziehen – etwa so wie Schwärme kleiner Fische einen Ozean. Um solche Feinstoffunken aufzufangen, bedarf es eines sehr feinen, aber möglichst grossen Netzes – um bei dem eben genannten Vergleich zu bleiben. Dazu eignet sich allein das Frauenhaar. Sein astrales Gegenstück besitzt eine hauchfeine magnetische Ader. Sie verläuft im Inneren des verhältnismässig starken Astralhaares – wie im diesseitigem Gegenstück der Haarmarkkanal. Dort ermöglicht das grobstoffliche Haar dem Astralhaar, seine Fähigkeiten auch hier im Diesseits zu entfalten und jene notwendigen weiblichen Astralstoffe anzuziehen und einzufangen. Dies geschieht ununterbrochen, es ist das Atmen des weiblichen Astralkörpers! Das Hauptschwingungsorgan der Frau und Mädchen sind also ihre langen Haare. Die Haare von Frauen und Mädchen sind ja aufgrund der geschlechtsspezifischen Beschaffenheit des weiblichen Astralkörpers ganz etwas anderes als die von Männern.

Nebenschwingungsorgan der Frau ist die Milz. Der zentrale Punkt des astralen Atems ist das Herz. Bei der Frau die rechte Herzseite. Bei alledem ist hier natürlich wiederum stets vom astralen Gegenstück der grobstofflichen Organe die Rede! Diese astralen Organe sind hinsichtlich ihrer diesseitigen Funktionsfähigkeit aber vom intakten Vorhandensein der diesseitigen grobstofflichen Organe abhängig. Etwaige Verletzungen der grobstofflichen Nebenschwingungsorgane behindern die astrale Schwingung zwar mehr oder weniger, bringen sie jedoch nicht zum Erliegen. Vielmehr wird in einem solchen Falle die Funktion des Hauptschwingungsorgans verstärkt, was meistens einen beinahe vollständigen Ausgleich schafft. Es sind ohnehin die Hauptschwingungsorgane, die vier Fünftel oder sogar mehr des astralen Atems bewirken. Schäden an Nebenschwingungsorganen können also sehr weitgehend ausgeglichen werden – immer vorausgesetzt, die Hauptschwingungsorgane sind in Ordnung. Schwere Verletzungen des Hauptschwingungsorgans, bei Frauen also der Haare, führen gleichzeitig zu schweren Schäden des gesamten Schwingungssystems. Das Hauptschwingungsorgan kann nicht durch Übernahme der Funktionen durch das Nebenschwingungsorgan ersetzt werden. Zwar tritt in solch einem Falle eine Art zwischenzeitlicher „Notbehelf“ dadurch ein, dass Teile der sonst nur bei Männern als Nebenschwingungsorgan tätigen Leber mit in Funktion gesetzt werden, doch führt dies sehr schnell zu schweren Schäden, da nun unreine „Astralluft“ angezogen wird. Es kommt gewissermassen zu einer astralen Vergiftung. Die Sexualität wird gestört, Vermännlichungstendenzen treten auf, die Eigenschwingung droht verloren zu gehen. Schäden schwerster Art sind die Folge. Eine Besonderheit kann dann auftreten, wenn das Hauptschwingungsorgan, das lange Haar, gegen den

entschiedenen Willen der Besitzerin verletzt worden sein sollte – etwa durch Krankheit, durch einen Unfall oder sonstige Gewalteinwirkung – und wenn die Betreffende darunter sehr leidet, wenn sie sich danach stark sehnt, das Verlorene möglichst schnell zurückzugewinnen. Dann bilden sich Kraft dieser Sehnsucht und des Willens aus eigenem Ektoplasma zwischenzeitlich „provisorische Ersatzhaare“. Diese sind im Diesseits nicht sichtbar, aber sie reichen mitunter aus, den Astralhaaren für eine Weile das Nötigste an Entfaltungsmöglichkeit zu bieten. Dieses „Ersatzschwingungsorgan“ hält fast immer so lange, bis die echten Haare wieder ausreichend nachgewachsen sind. Es verflüchtigt sich allerdings sofort, wenn der starke Wunsch danach erlischt oder zu schwach wird, da der Ektoplasmaersatz durch die Kraft des Ersehnens der echten Regeneration unablässig neu gebildet werden muss. Nach mutwilliger Zerstörung des Hauptschwingungsorgans, also wenn sich eine Frau oder ein Mädchen die langen Haare abschneiden lässt, ist das Desaster fast immer gewiss. Nur in ganz seltenen Fällen, etwa wenn die Betreffende es anschliessend sehr bereut, extrem darunter leidet und das Verlorene mit grosser Kraft zurückzugewinnen ersehnt und anstrebt, können sich auch in einer solchen Situation „Ektoplasma-Ersatzhaare“ bilden und für eine Übergangszeit in Funktion treten. Solches ist jedoch selten, zumal während der Zerstörung, also des Schneidens, viel an Lichtkraft aus dem Astralkörper entweicht und zugleich Negativschwingungen in ihn hineingezogen werden. Dergleichen ist immer eine Tragödie, die Ursache der Unfähigkeit zu vollwertiger Sexualität und schliesslich eines entgleitenden Lebens, in dem der Sinn erlischt und die Leere sich ausbreitet. Bei Frauen, deren Hauptschwingungsorgan schwer beschädigt ist, die aber laufend deutlich geschlechts-spezifische Tätigkeiten ausüben (etwa durch Mutterschaft), bilden sich mitunter ebenfalls für einen begrenzten Zeitraum „Ektoplasma-Ersatzhaare,“ die zwar nicht sichtbar sind, aber ausreichen, um für eine Weile einen „Notbetrieb“ der Hauptschwingungsfunktion aufrecht zu erhalten. Aber dies ist eben nicht mehr als ein Notbetrieb. Er reicht nicht aus, um auf die Dauer genügend Licht/weiblich-Substanzen anzuziehen. So bald die geschlechtsspezifisch noch reinen Lichtstoffreserven verbraucht sind, also keine reine Licht/weiblich-Zufuhr mehr stattfindet, setzt geistig-seelisches Siechtum ein, was sich zunächst in einer allgemeinen Unzufriedenheit mit dem eigenen Leben ausdrückt. Tatsächlich ist dergleichen bloss Unzufriedenheit mit sich selbst, welche dann auf das ganze Lebensumfeld übertragen wird. Die ewigen Prinzipen verletzt niemand ungestraft. Und das echte Hauptschwingungsorgan, das eigene lange Haar der Frau, lässt sich definitiv nicht ersetzen. Wegen der Zartheit und Verletzlichkeit dieses weiblichen Hauptschwingungsorgans, befinden sich viele Frauen und Mädchen in einer permanenten Gefahr. In allen früheren Epochen ist das nicht so gewesen, denn Frauenhaar blieb immer lang. Doch das 20. Jahrhundert hat die ewige Ordnung geschlechtlicher Harmonie häufig zerstört. Sexuelles Unbefriedigtsein, die Auflösung der Familie, Haltlosigkeit der Menschen und persönliches Unglück besonders vieler Frauen heutzutage sind in

ihrem Kern die Folge zerstörter Astralsysteme. Frauen mit schwer beschädigten oder gar zerstörten Hauptschwingungsorganen, das heisst nicht ausreichend langen oder gar kurzen Haaren, verstehen ihr eigenes Wesen nicht mehr – ohne dies jedoch begreifen zu können. Sie bewegen sich haltlos in einem namenlosen Unheil, das sie nicht verstehen. Ihre Sexualität ist gestört, und sie wissen nicht, wieso, suchen womöglich die Schuld bei den Männern. Sie finden keine Liebe mehr und kein Geliebtwerden. Sie leben in einer öden Wüste – und können die Ursache nicht mehr erkennen. Das Fehlen des weiblichen astralen Lichts führt zuerst zu Schäden der Psyche und dann auch des Körpers. Dies sind seelisch-geistige Tragödien, derer es heutzutage leider allzu viele gibt, obschon keine einzige nötig wäre. Aber: Es gibt eben Gesetzmässigkeiten der göttlichen Natur, gegen die niemand ungestraft handeln kann.

Ein vollwertiges Hauptschwingungsorgan der Frau sind Haare von zumindest 65 Zentimetern gleichmässiger Länge. (Nach sumerischen Quellen und Studien der Panbabylonischen Gesellschaft.) Mehr ist besser, weniger erfüllt nicht mehr vollwertig die Funktion. Wo die Haarlänge wenigstens noch etwa 35 Zentimeter misst, ist ein minimaler Schwingungsempfang möglich. Das reicht zwar nicht aus, um auch bloss annähernd volle Lichtkraft anzuziehen, aber es ermöglicht immerhin, astral mehr oder minder zu überleben. Kürzere Haarschnitte münden gewissermassen im astralen Sterben. Dabei ist besonders schlimm, dass sich die Lichtarmut, die sich durch kurze Haare bei Frauen ergibt, auch ihre Männer indirekt schwächt und sich sogar noch nach dem irdischen Sterben negativ auswirkt, denn der lichtarme Astralkörper wird von einer lichtarmen Jenseitswelt angezogen und muss sich dort unter unguten Gegebenheiten wiederverkörpern. So zahlt manche Frau für abirrende Moden, missverstandene „Emanzipation“ oder auch nur Bequemlichkeit einen sehr hohen Preis – in diesem und auch im nächsten Leben.

Das perfekte Hauptschwingungsorgan einer Frau sind Haare von 65 bis 80 Zentimetern Länge, gleichmässig heil, nicht durch Ponyfransen oder sonstwie beschädigt. Solche Frauen bringen das Licht – sich selbst und ihrer Umgebung. Sie bringen Schönheit und Anmut in unsere Welt und die weibliche Kraft. In ihnen lebt das Geheimnis der astralen Erotik. Und sie tragen sogar zur lichten kosmischen Schwingung über der ganzen Erde bei. Die ewige göttliche Macht hat vielleicht keinen Namen – aber sie vermag auch, zu belohnen: Sie fügt Licht zu Licht – in dieser und in der nächsten Welt.

Die Schwingungsorgane des Mannes

Die astralen Substanzen, die der männliche Astralkörper zur Erhaltung seines Lichts benötigt, kann man sich wie feinstoffliche Zusammenballungen vorstellen, die, kleinen Kummuluswolken ähnlich, von der astralen Ebene her das Diesseits durchziehen. Nach Form und Grösse entsprechen sie ungefähr dem Zwerchfell. Dessen astrales Gegenstück im Körper des Mannes strahlt einen Magnetismus aus, der solche Feinstoffwölkchen immerzu anzieht und dafür sorgt, dass die Zufuhr frischer männlicher Astralsubstanzen nie abreisst. Dies entspricht dem Atmen des männlichen Astralkörpers.

Das Hauptschwingungsorgan des Mannes ist also das Zwerchfell. Nebenschwingungsorgan ist die Leber. Der zentrale Punkt des astralen Atems ist das Herz. Beim Manne die linke Herzhälfte. Bei alledem ist hier natürlich immer vom astralen Gegenstück der grobstofflichen Organe die Rede! Diese astralen Organe sind hinsichtlich ihrer diesseitigen Funktionstüchtigkeit vom intakten Vorhandensein der diesseitigen, grobstofflichen Organe abhängig. Ohne diese können sich die ganz anders gearteten astralen Organe im Diesseits nicht zur Wirksamkeit entfalten. Bei schweren Verletzungen des Zwerchfells wird die Leber verstärkt tätig und gleicht eventuelle Schäden oft weitgehend aus, die männlichen Schwingungsorgane sind deutlich weniger empfindlich als die weiblichen. Die Gefahren für das Hauptschwingungsorgan des Mannes sind nicht allzu gross. Dies hängt eben auch wiederum damit zusammen, dass der Mann ganz grundsätzlich robuster gebaut ist als die Frau, um seinen rauheren Aufgaben im Leben gut gewachsen zu sein.

Die Schwingungsberührung

Eine tatsächliche Vereinigung männlicher und weiblicher Schwingungen ist unmöglich, sie findet auch beim Liebesakt zwischen Mann und Frau nicht statt. Was dabei jedoch geschieht, ist eine der Vereinigung ähnliche, sehr enge Berührung. Diese währt im Kern jeweils nur einen winzigen Augenblick, auch wenn das Empfinden weit darüber hinausreicht. Aber das genügt, um drei wichtige und wunderbare Ereignisse hervorzurufen:

Das erste dieser Ereignisse ist die zeitweilige Bündelung der beiden unterschiedlichen Schwingungen. Wir können es uns bildhaft vorstellen wie das Winden einer Kordel, die aus zwei eigenständigen Fäden besteht. Sie bleiben immer eigenständig, doch durch das Umeinanderwinden bilden sie einen gemeinsamen Faden, der sich leicht wieder in zwei auflösen lässt. Dieses für einen Augenblick bestehende Schwingungsbündel sendet einen Strahl aus, der jene jenseitige Sphäre erreicht, in der sich die Samen des Lebens befinden – ein Kind wird in diese Welt gerufen.

Das zweite dieser Ereignisse ist das Entstehen einer gemeinsamen „Schwingungsglocke“ über den beiden Liebenden. Diese wirkt wie ein schützender Schirm ihrer innigen Gemeinsamkeit. Der häufige Liebesakt erfüllt daher auch den Sinn, die Geist-, Seelen- und Schwingungsgemeinschaft der beiden zu schützen und zu festigen. Deshalb lasst der Sehnsucht Eurer Sinne freien Lauf, ganz gleich wann und wo. Um schräge Mienen und dummes Gerede prüder Leute kümmert Euch nicht, solche wissen nichts von der Göttlichkeit in der Kraft der Liebe!

Das dritte dieser Ereignisse ist die für Augenblicke entstehende unmittelbare Verbindung zu den göttlichen Ilu-Kräften. Während dieser ist das sich liebende Menschenpaar der allschaffenden Gottheit ganz nahe, ja, es fliesst mit dieser zusammen, wird ein Teil von ihr! Dieses Ereignis findet freilich bloss dann statt, wenn bewusste Liebe besteht und die diesseitigen Sinne sich mit den jenseitigen, den astralen Sinnen, verbinden! Dann werden ungeahnte Kräfte von „drüben“ in diese Welt herübergezogen und in die Astralkörper aufgenommen. Und der Liebesakt zwischen Frau und Mann wird zu einer wahrhaft überirdischen Handlung.

So ist der Liebesakt zwischen Frau und Mann – wenn im astralen Glanz und in wahrer Liebe vollzogen – die einzige enge Berührung der beiden göttlichen Schwingungskräfte auf der diesseitigen Seinsebene. Vieles wird möglich aus dieser auf einen Augenblick vereinigten Kraft. Darum ergreift sie, diese Kraft, denn sie ist Euer Eigentum! Werft Euch mitten hinein in die Stürme und in die Strudel des astralen Liebeslichts! Vergesst den Tag und fragt nicht nach dem Morgen! Ein Augenblick im astralen Feuer zählt mehr als hundert

Erdenleben. Blickt Euch an, erkennt Euch – hört den Ruf in Euch selbst und folgt ihm! Nichts anderes ist wirklich wichtig.

*

„“Wer die magische Art und die Bedeutsamkeit der Astralkörper
nicht richtig erkennt, und das betrifft nicht zuletzt die langen Haare der Frauen,
der scheitert nicht bloss an jedem magischen Werk,
sondern geht auch am vollen sexuellen Erlebnis vorbei.“
(Charlotte H., Panbabylonische Gesellschaft)

„Das Geheimnis in der Liebe erfolgreicher Frauen ist:
Sie sind unpraktisch!“
(Ursula. v. Ch.)

Die „magischen Saiten“ der Frauen – ihre langen Haare.

Dieses wichtige Kapitel konnte allein Dank der Mitwirkung einer jungen Dame entstehen, die bereits an dem Stoff „Die Geheimnisse der Frauenhaare“ mitgearbeitet hatte und mit der Thematik sehr gut vertraut ist.

*

12. Magische Saiten

Schon in frühen Hochkulturen bezeichneten Priesterinnen die langen Haare der Frauen und Mädchen als: „Magische Saiten.“ Saiten sind etwas, in dem Schwingungen klingen – wie in den Saiten einer Harfe oder Laute. Genau dies soll mit dem Begriff „magische Saiten“ zum Ausdruck gebracht werden. Frauenhaare sind das Instrument, durch das Schwingungen erzeugt und auch empfangen werden. Neuzeitlich gesprochen könnten wir ebenso von „magischen Sende- und Empfangs-Antennen“ sprechen. Die geistig-magischen wie auch die sexuellen Fähigkeiten einer Frau stehen also in engem Zusammenhang mit ihren „magischen Saiten“ – ihren Haaren. Dabei sind Magie und Sexualität im Kern ein und das selbe, diese beiden Kräfte bedingen einander, die eine könnte ohne die andere nicht sein. Daher wurde Frauenhaaren in den Hochkulturen immer ein magischer Wert beigemessen. Sie blieben stets lang, ob im alten China, in Mesopotamien, Griechenland, Rom, Indien oder Germanien – überall. Dies ist ein Urbestandteil des idealen Frauenbilds. Das hat gute Gründe. Die Schönheit war sicher immer ein wichtiger Aspekt. Aber auch die Kenntnis des Hintergrunds: Das göttliche Wissen um die besondere Bedeutung. Lange war dieses Wissen noch vorhanden. Später wurde aus dem Wissensursprung dann Schönheitsideal und kluge Tradition. Im Reich der Liebe kommt den Haaren der Frauen eine ganz besondere Bedeutung zu. Es ist daher nötig, dass wir uns ausführlich mit ihnen befassen.

Eine alte Spruchweisheit sagt: Das Haar sei der schönste Schmuck der Frau. Das trifft bestimmt zu. Und Frauenhaare sind noch unendlich viel mehr als schöne Äusserlichkeit. Sie sind Bestandteil des lebendigen Wesens der Frau! Darum sind sie auch mehr als der unmittelbare Ausdruck der Persönlichkeit (wie C. G. Jung sagte), und auch dies ist zutreffend. Frauenhaare sind, über alles andere hinaus, ein massgebliches seelisch-geistiges Organ der Frau! Sie haben Funktionen, wie die etwa vom Grunde, weshalb Frauen die Haare nicht ausgehen (wie den meisten Männern). Der Grund dafür ist eben: Frauenhaare sind bekanntlich astral lebendig, sie besitzen auf voller Länge ein astrales Gegenstück, sie bilden sich sozusagen um Astralhaare herum. Daraus ergibt sich ihre wichtigste Bedeutung. Wir haben darüber bereits im Zusammenhang mit den Schwingungsorganen und Astralkörpern gesprochen. Die Schönheit der Frauenhaare ist wertvoll – ihr astraler Aspekt macht sie lebensnotwendig. Sie sind ja das „astrale Atemnetz“ der Frau. Je grösser dieses „astrale Atemnetz“ der Frau ist, also je länger ihre Haare sind, um so mehr Astrallicht vermag es einzufangen und dem Astralkörper zuzuführen, um so höher wird dadurch namentlich ihr sexuelles Potential. Einer Frau die Haare zu schneiden heisst, astrale und sexuelle Kastration (nicht zufällig wird dieser Graus Nonnen angetan). Es ist die schlimmste Schädigung und zugleich Demütigung, die einer Frau zugefügt werden kann, es gibt dafür keine Entschuldigung. Man möchte weinen wenn man daran denken muss, dass dergleichen vorkommt. Lasst Ihr es

an Euch nicht zu, Ihr Frauen! Und Ihr Männer, beschützt Eure Frauen davor! Das seid Ihr ihnen schuldig, wenn ihr Männer genannt werden wollt. Die Frauen sind das Schönste und Wertvollste für uns Männer, sie bedeuten alles, wir leben nur für sie! Gäbe es die Frauen nicht, die richtigen Frauen, dann könnten wir auch gleich sterben! Was sollten wir ohne sie in diesem Leben? Es wäre kein Leben! Darum ist es unsere verdammte Pflicht und Schuldigkeit, unsere Frauen vor jeder Art Unheil zu beschützen. Und wenn wir aus hundert Wunden bluten würden und nur noch kriechen könnten und der Schmerz uns die Sinne zu rauben drohte, so würden wir *Sie* doch noch beschirmen mit unserem allerletzten Atemzug. Sie ist ja unser Licht und unser Leben, sie ist unsere Göttin – ihr sind wir verpflichtet. Nur muss sie das Bild der Göttin an sich bewahren, muss wahrhaftig sein, ganz Frau sein, Traum und Wirklichkeit zugleich. Dies ist nun zu Euch Frauen gesprochen: Seid Ihr selbst – so werden wir Männer für Euch leben und, wenn nötig, sterben. Das ist die Magie der Liebe, dieser einzigartigen Kraft. Von Euch strahlt sie aus – wir empfangen Euer Licht und danken es Euch in unseren Herzen mit Verehrung, Hingabe und Leidenschaft, mit Opferbereitschaft und auch mit dem letzten Mut, falls eine Stunde kommt, die das verlangt. Denn Ihr seid die Göttinnen, Euch zu lieben ist unsere Religion. Das Bild der ewigen Göttin erfüllt und bewahrt darum an Euch! Es ist ja Eure Natur, Ihr seid es selbst, Ihr könntet anders nicht wahrhaftig sein. – Die folgenden Blätter zu schreiben, half eine Frau.

Frauenhaare sind ihrer Art nach verschieden. Es gibt wundervoll dicke schwere, kräftige Frauenhaare, es gibt schöne weiche und feine Frauenhaare, es gibt glatte und wellige, dunkle und helle. So gross anscheinend die Unterschiede sind, so gleichwertig ist doch im wesentlichen stets das astrale Potential. Es liegt an jeder einzelnen Frau, ihr individuelles Astralpotential darin am besten zu entfalten. Wie alles an unseren diesseitigen Körpern durch die inneren Astralkörper vorgezeichnet ist, so selbstverständlich auch die Haare. Sie befinden sich jeweils in Harmonie mit dem Gesamtkörper. Keine Frau kann sagen, ihre Haare seien für eine den astralen Erfordernissen gemässe Länge nicht geeignet, zumal diese Erfordernisse sich innerhalb unterschiedlicher Rahmen halten. Zwar trifft es zu, dass Frauen mit sehr dicken und glatten Haaren aufgrund der inneren Vorlage ihres Astralkörpers einige besondere Vorteile entwickeln können, doch müssen ihre Haare dafür dann auch besonders lang sein. Im Hinblick auf die Grunderfordernisse sind die Möglichkeiten aller Frauen weitgehend gleich, nennenswerte Unterschiede wegen der Haartypen gibt es da nicht.

Die meisten Frauen haben mittelstarke Haare. Für sie gelten also die allgemeinen Mindestlängenmasse: Hier setzt bei ungefähr 45 Zentimetern gleichmässiger Länge die astrale Funktionstüchtigkeit ein, bei 55 bis 60 Zentimetern Länge beginnt die voll wirksame Entfaltung des astralen Potentials, bei 75 bis 80 Zentimetern Länge ist dieses ganz entwickelt und voll wirksam, lässt sich aber bei grösserer Länge noch etwas steigern. Diese Frauen

sollten eine Mindesthaarlänge von wenigstens gleichmässigen 60 Zentimetern haben. Solche mittelstarken, am häufigsten vorkommenden Frauenhaare sind immer sehr schön und verdienen es, dementsprechend geschätzt zu werden. Zumindest gute 70 Zentimeter sollte jede Frau sich stets bewahren! Eine solche Länge ist faszinierend, zugleich trägt und pflegt sich immer gut, bei glatten wie auch bei naturwelligen Haaren.

Manche Frauen haben sehr starke Haare. Solche sind besonders schön. Für sie gelten eigene Mindestlängenmaße: Auch hier setzt bei ungefähr 45 Zentimetern gleichmäßiger Länge die astrale Funktionstüchtigkeit ein, die wirksame Entfaltung beginnt bei 50 bis 55 Zentimetern Länge. Bei sehr kräftigen Haaren ergibt sich ein zusätzliche Kraftschwingungsebene, die bei 65 bis 70 Zentimetern Länge voll wirksam wird. Frauen mit solchen Haaren können oft besondere magische Fähigkeiten entwickeln, sofern sie das gezielt anstreben. Die vollkommene Wirksamkeit steigert sich mit 75 bis 80 Zentimetern abermals. Bei sehr dicken und glatten Haaren kommt eine weitere besondere Kraftentfaltungsebene hinzu, wenn die Haare 85 Zentimeter, 90 Zentimeter oder sogar noch mehr Länge erreichen. Über gut 95 Zentimeter hinaus ergibt sich dann keine weitere Kräftesteigerung mehr. Diese Frauen sollten sich immer eine Mindesthaarlänge von wenigstens gleichmässigen 75 Zentimetern bewahren. Sie kämen zwar auch mit 60 Zentimetern schon aus, doch die besondere Schönheit ihrer Haare verpflichtet sie geradezu, diese auch zu würdigen und zu nutzen. Sehr kräftige, dicke Frauenhaare sind ein wertvoller Besitz, sie geben besonders viel Astralkraft, wenn sie genutzt werden, und sollten darum eine sehr grosse Länge haben!

Manche Frauen haben besonders seidige, dünne, wunderbar weiche Haare. Diese liegen enger beisammen als andere. Deshalb gelten für solche spezielle Mindestlängenmasse: Hier setzt bei ungefähr 42 Zentimetern gleichmässiger Länge die astrale Funktionstüchtigkeit ein, die wirksame Entfaltung beginnt bei 45 bis 50 Zentimetern Länge. Die volle Entfaltung des astralen Potentials ist oft schon bei 60 bis 65 Zentimetern Länge ganz entwickelt und voll wirksam, sie lässt sich aber bei 70 bis 75 Zentimetern und mehr noch sehr deutlich steigern. Auch dünne Haare können sehr wohl auf einer grossen Länge sehr schön sein! Diese Frauen sollten sich eine Mindesthaarlänge von gleichmässigen 55 bis 65 Zentimetern bewahren, wobei mehr Länge natürlich immer wertvoller ist! Eine Länge von 70 Zentimetern wäre auf alle Fälle sehr wünschenswert!

Erstrebenswert eine möglichst perfekte Haarlänge, also Hüftlänge. Doch auch mit gleichmässig etwa taillenlangen Haaren lässt es sich gut leben. Die so wichtige astrale Atmung funktioniert ja schon ungefähr, wenn die Haare die Schulterblätter ganz überdecken plus noch etwa anderthalb Handbreiten dazu. Kürzer dürfen Frauenhaare aber wirklich nicht sein! Weniger würde sich auch

sehr schädigend auf die sexuellen Aspekte auswirken! Die astrale Atmung funktioniert übrigens auch, wenn die Haare hochgesteckt oder geflochten sind.

Oft wird behaupten, bei langen Haaren müssten immer wieder die Spitzen geschnitten werden. Das stimmt nicht. Was vielleicht nicht mehr kräftig genug ist, stösst sich von alleine ab. Es ist eine Frage des persönlichen Gefallens, ob eine Frau lieber ganz natürliche oder gerade Haarspitzen hat. Denn natürlich werden die Haarenden nach unten hin allmählich dünner. Da die innenliegenden Astralhaare durchwegs gleichmässig lang und stark sind, schädigt vorsichtiges Nachschneiden der Spitzen den Astralkörper nicht. Dabei ist jedoch wichtig, dass pro Jahr nicht mehr als 6 ½ Zentimeter geschnitten werden. Solch ein bisschen Spitzen Nachschneiden kann durchaus gut sein, aber, wie gesagt, nicht mehr! Und vor allem: Nicht beim Friseur, denn dort wird immer zuviel geschnitten! Darum sollte eine Frau aus Prinzip niemals ein Friseurgeschäft betreten! Es ist sehr einfach und sicher, sich die Haarspitzen selber zu schneiden. Viele Frauen und Mädchen tun das ohnehin. Man macht sich einen Mittelscheitel, kämmt die Haare in zwei gleichmäßigen Hälften vor die Schultern, hält sie unten zusammen und schneidet vorsichtig die untersten zwei bis drei Zentimeter ab. So kann es zweimal im Jahr geschehen, die Länge nimmt dann trotzdem noch ein wenig zu.

Wenigstens gleichmässig gut taillenlange Haare sollte jede Frau und jedes Mädchen sich wert sein! Die sind auch ohne Mühe immer gut zu pflegen. Besser noch ist es auf alle Fälle, wenn die Haare zumindest ungefähr bis an die Hüften reichen. Das entspricht dem Idealmass. Und eine richtige Hüftlänge ist natürlich am schönsten. Es lohnt sich in jeder Weise, dies zu beherzigen.

Die astralen Eigenschaften langer Frauenhaare funktionieren, wie schon gesagt, unabhängig davon, ob sie offen sind, zusammengebunden, geflochten oder aufgesteckt. Da der Astralatem aber doch bei offenen Haaren am besten wirkt, sollten sie zumindest Zuhause hin und wieder offen getragen werden. In der Öffentlichkeit sollte man aufpassen, dass es nicht zu Beschädigungen kommt. Schweif oder Zopf vor der Schulter ist besser als auf dem Rücken. Eine Frau sollte auf ihre Haare achten, sie sind sehr wichtig für sie; und auch die Männer sollten mit aufpassen, dass die empfindlichen „magischen Saiten“ ihrer Frauen keinen Schaden nehmen.

In sexueller Hinsicht ist die Bedeutung der Frauenhaare enorm. Alle wichtigen geistigen wie körperlichen Kräfte sind von Natur aus auf die Verwirklichung unserer Sexualität ausgerichtet, sie stellt Sinnerfüllung des Lebens dar, was das zentrale Thema dieses Buches ist.

Da lange Frauenhaare in gewisser Weise auch „magische Antennen“ sind, erfüllen sie verschiedene jeweils spezielle Aufgaben. (Ergänzende Quelle dazu: „Einblick in die magische Weltsicht.“) So lenken etwa die Stirnhaare besonders die eigenen Willenskräfte (weshalb ohnehin schädliche Ponyfransen sich

doppelt schwächend auswirken). Die oberen Haare (das Deckhaar) können besondere Kommunikationsschwingungen empfangen und aussenden. Die unteren Haare stehen mit den Erdschwingungen in Kommunikation. All dies bewegt sich jedoch in die Bereiche der lichten Magie hinein, teilweise auch in die „rote“ Sexualmagie. Die Veranlagung dazu hat jede Frau, ohne sie aber nutzen zu müssen. Solche Funktionsmöglichkeiten wirken sich ausschliesslich dann aus, wenn eine Frau es gezielt anstrebt; von alleine geschieht diesbezüglich nichts.

Selbsttätig wirkt lediglich das Ausstrahlen der Wunsch- und Willenskräfte sowie das Anziehen zusätzlicher Lichtsubstanzen, welche nicht dem Astralkörper zugeführt werden (der ja, ausreichende Haarlänge vorausgesetzt, automatisch mit Astralatem versorgt wird), sondern sich in darüber hinaus wirksamen Feinheiten entfalten. Am typischsten ist jenes schöne, verführerische Leuchten in den Augen der Frauen, das durch Ausstrahlen zusätzlich angezogenes Astrallicht hervorgerufen wird. Es heisst dann, sie habe strahlende Augen. Richtiger wäre zu sagen: Sie ***lässt*** ihre Augen strahlen.

Grundsätzlich spielen die langen Haare der Frauen eine wichtige Rolle im gesamten Bereich der Sexualität. Und dies gilt auch hier wiederum nicht bloss aus dem Blickwinkel der äusseren Schönheit, die aber fraglos dabei wesentlich ist. Lange Haare sind ein Ursignal der Frau an den Mann! Wo sie fehlen, bleibt auch dieses Ursignal aus, der Mann erkennt die Frau nicht im selben Masse als begehrenswert, er muss sich und sein Unbewusstes buchstäblich zwingen, in jener anderen dennoch eine Frau zu sehen. Dies ist einer der über reine Äusserlichkeit hinaus reichenden Gründe, weshalb sich sexuell gesunde Männer immer Frauen mit schön langen Haaren wünschen. Jenes „Ursignal“ geht auf das unbewusste wechselseitige Kennen der Astralkörper zurück. Der Mann weiss, dass die Frau in ihrer ursprünglichen, wahren Erscheinungsform, welche der Astralkörper darstellt, immer sehr lange Haare hat und das diese ein lebendiger Bestandteil von ihr sind. Der Mann weiss dies sozusagen unterhalb seiner Bewusstseinsschwelle ganz sicher, gewissermassen aus einer stillen Urerinnerung heraus. Dies ist einer der Hauptgründe dafür, dass in allen Hochkulturen die Frauenhaare stets lang blieben. Denn kurze Frisuren für Frauen hat es ja vor dem kulturellen Niedergang in diesem Jahrhundert nirgends gegeben, ganz einfach, weil sie widernatürlich sind. Die wahre Frau, ihrem ewigen Astralkörper nach, besitzt ja unschneidbare, unverletzliche lange Haare, wie der ganze Astralkörper unverletzbar ist, allein durch Mangel an astralem Atem nimmt er Schaden. Wenn wir uns nach dem irdischen Sterben in einer jenseitigen Welt wiederverkörpern, wird das auch erneut und dann endgültig so sein. Ein verborgenes Wissen um dieses richtige Frauenbild ist also unauslöschlich im Manne verankert. Nach diesem Bild sucht er, wenn er „Frau“ denkt, beziehungsweise empfindet. Und immer wird er sich danach sehnen. Die langen Haare sind sozusagen die Flagge der Frau, die signalisiert: Weiblichkeit! Sexualität! Dies ist also, neben der astralen Atmung, ein anderer Hauptzweck

und Sinn langer Frauenhaare: Sie sind ein unmittelbarer Bestandteil der Sexualität. Dabei wirken sie sich in mehrfacher Weise aus. Ohne ausreichend lange Haare der Frau gibt es nicht genug astrales Licht, um die Liebe und den Liebesakt stark zu machen. Denn die Frau ist es ja, die erweitertes Astrallichtpotential schaffen kann, für sich und für den Mann, der dies allein nicht vermag. Es ist daher ein göttliches Gesetz, dass Frauen lange Haare haben – sie haben sie ja auch astral immer, sie sollten sie ebenso hier während ihres Erdenlebens verkörpern. Die klugen Frauen und Mädchen, jene, die Feinfühligkeit und ausgeprägte Sexualität besitzen, tun es. Auch von diesen fallen einige vielleicht einmal negativen Einflüssen zum Opfer, machen dies dann aber mit Konsequenz und Geduld wieder gut.

„Eine echte Frau muss sich als erotisch-magisches Wesen verstehen!“
(Marchesa Antonietta Contenta)

Das astrale Licht richtiger Frauen mit stark ausgeprägter Sexualkraft vermag allerdings nicht die etwaige astrale Schwäche auf Seiten schlapper Männer ganz auszugleichen. Sie würden mit solchen auch nicht glücklich werden, denn zu ihnen passt und gehört wiederum astrale Stärke auch beim Manne.

Astral starke Frauen werden immer astral starke Männer anziehen. Das ist ein Automatizismus. So wie die langen Haare das „Ursignal“ der Frau von der jenseitigen Ebene her darstellen, so strahlen sie auch im Diesseits einen dementsprechenden Magnetismus aus. Dieser wirkt nach dem Prinzip der Affinität von Schwingungen. Gleiches zieht Gleiches an. Eine astral starke Frau interessiert astral starke Männer – und umgekehrt. Lange Frauenhaare können da oft mehr bewirken, als es die ideale Konfektionsgrösse vermöchte; und zwar durch ihre astralmagnetische Wirkung. Die schöne Äusserlichkeit ist obendrein wichtig. Ganz Besonders, wenn eine Frau mit nacktem Körper erscheint, geben ihr erst die langen Haare die vollkommene weibliche Schönheit, machen sie zum Bild und Sinnbild: Frau. Ihre Kräfte kommen von den inneren Astralhaaren her, welche durch die diesseitigen nach aussen hin wirken. Die weiblichen Astralhaare können sich aussen am Haar entlang und innen durch den Haarmarkkanal des diesseitigen Haars entfalten. Darum ist es wichtig, nichts zu zerstören. Durch Anwendung von Hitze und/oder Chemikalien tritt stets Zerstörung oder arge Beschädigung ein. Besonders schädlich sind Dauerwellen und ist Bleichen. Dauerwellen sind im übrigen schon deshalb zerstörend, weil sie die natürliche Form des Haares verändern, wodurch die Astralhaare sozusagen nicht mehr hineinpassen. Jede Dauerwelle ist eine Verkrüppelung der Haare und verdirbt daher die „magischen Saiten“ in ganz extremer Weise, so etwas darf keinesfalls geschehen. Auch Färben ist sehr oft schädlich. Allerdings wirken gute deckende Farben, die aussen auf dem Haar liegen (etwa Normal- und Dunkelblond, Rot, Braun, Schwarz) viel weniger schädigend als gebleichtes

Hellblond. Wo durch Bleichen blondiert wird, also durch Hinwegätzen der oberen Haarschicht, bewirkt dies immer die Zerstörung der Haare. Es beschädigt zumeist auch so schlimm, dass eine grosse Länge gar nicht erhalten oder erreicht werden kann, weil die unteren Teile zerbrechen. Diese Gefahr besteht beim Färben mit qualitativ hochwertigen deckenden, dunklen, Farben kaum, gesund ist aber auch dies naturgemäss nicht.

Eine wichtige Voraussetzung für die astrale Wirksamkeit der Haare einer Frau ist die Gleichmässigkeit ihrer Länge. Stirn/Ponyfransen oder dergleichen würden die Gesamtwirksamkeit stark beeinträchtigen, wenn nicht sogar weitgehend zerstören. Mittelscheitel oder Seitenscheitel geben die schönsten und besten Formen.

Die Bedeutung der langen Haare für Frauen und Mädchen ist wahrlich gross! Äusserlich ebenso wie geistig-seelisch. Sie sind ihr Schwingungsorgan für das astrale Licht, sind zugleich die unverzichtbare Voraussetzung für ein kraftvolles, in Liebe und Sexualität erfülltes Leben – und sie schaffen die Grundlage für ein lichtvolles nächstes Leben. Der Wert langer Haare für Frauen und Mädchen kann daher gar nicht hoch genug eingeschätzt werden.

*

„Frauen mit sehr langen Haaren
haben ein höheres Selbstwertgefühl.“
(C. G. Jung)

13. Die ewige Liebe

Die Liebe des Geistes, die Liebe der Herzen, bereitet die Liebe der Körper vor, ist ihre andauernde Grundlage.

Allzu häufig in der heutigen Zeit gibt es Schwierigkeiten mit beidem. Denn wo die Herzensliebe nicht mit Stärke lebt, kann auch die körperlich-sexuelle Ebene nicht recht funktionieren. Diese Feststellung ist wahrlich nicht neu, aber es ist nötig, sie abermals deutlich sichtbar in den Vordergrund zu rücken. Denn es ist möglich, etwas zu lernen, wovon in der zweiten Hälfte dieses Kapitels gesprochen werden soll: Sich verlieben – sich richtig zu verlieben, in die richtige Frau, in den richtigen Mann. Das mag zunächst sonderbar klingen, und doch wird es sich als wertvoll erweisen. Wir haben ja eine Zeit, in der laute aber wertlose äussere Einflüsse das stille innere Wesen übertönen, Bilder und anscheinende Vorbilder vorspiegeln, die bedeutungslos sind und häufig auf Irrwege leiten.

In dieser Zeit ist es tatsächlich nötig, über das Natürlichste, die Liebe und das sich Verlieben, in detailliert betrachtender Weise zu sprechen – weil das natürliche Menschenbild dieser Zeit und der sogenannten „modernen westlichen Gesellschaft“ fremd ist; sie will Menschentum gegen „Konsumententum“ austauschen. Das ist schlimm – und es funktioniert nicht. Wir alle müssen uns dagegen zur Wehr setzen und entschlossen der neuen Zeit entgegengehen, von deren unsterblichem Geist dieses Buch spricht. Es ist ein heroischer Geist – heutzutage ganz „unmodern“ – aber stark und wahr! Es gehört anfangs Mut dazu, diesen Geist in sich zu entdecken und zur Entfaltung zu bringen. Die Masse der Kleingeister wird ihn nicht verstehen. Doch immer wenn etwas Neues aufstieg, sind zunächst einzelne seine Träger. Diese sind schon da – wie Ihr, die Ihr hier lest. Es werden ihrer immer mehr. Bald werden die Kleingeister sich in ihrer Enge verkriechen und erschrocken das aufgehende Morgenrot sehen, unter dessen Licht sie verlöschen; denn allein dem weiten Geist ist dieses Neue zugetan – dem Geist der bedingungslosen Liebe im magischen Eros zwischen Frau und Mann. Aus ihm kommt die neue Macht, und sie kommt bald! Bis dahin gilt es, in uns selbst die Pfade des Neuen zu bereiten, zu erkennen, stark zu werden in unseren Gefühlen und den Weg des Erkennens zu wagen.

Es sollte möglich sein, so manches Unglück und so manche Traurigkeit zu überwinden – jetzt! An diesem Tag, da Ihr hier lest, lest über die Liebe, über die Hingabebereitschaft, über die Glückseligkeit, die uns allen bestimmt ist, auf die jeder von uns ein Anrecht hat aus dem ewigen Gesetz der namenlosen Gottheit, deren lebendiger Bestandteil wir sind.

*

„Seliges Grauen,
süsses Vergehen,
Brünhilde
bietet mir Gruss.“
(Siegfrieds Tod / Richard Wagner)

„Also hat alles dort im himmlischen Gottesreich Paarsamkeit;
der Gefährte die Gefährtin, die Gefährtin den Gefährten,
obgleich es (biologisch) Geschlechtliches nicht gibt und auch keine
Vermehrung, da alles in allem auf ewig belebt ist und lebt.
Die traute Paarsamkeit liegt tief im Wesen der Igigi (Engel) und El
(Großengel), wie in dem der Menschen, die aus ihnen wurden."

(Ilu Ischtar, 14. 18)

Wir können uns verlieben – und wie schön ist das doch! Wir haben SIE gesehen oder IHN. Und dieses Gesicht ist plötzlich immerzu in uns. Die Augen des geliebten Wesens schauen uns an, auch wenn es fern ist – und wie wunderbar ist das doch! Es gibt nun für uns mitten in dieser irdischen Welt keinen Raum mehr und keine Zeit. Das Gefühl der Liebe überwindet all solches spielend, denn die inneren Bilder fliegen von Geist zu Geist. Dieses Wunder nannte Sigmund Freud schnöde: „Die Überschätzung des Zielobjekts". Diese Ausdrucksweise allein schon bezeugt, dass er das Ahnen um die Göttlichkeit der Liebe, das jedem von uns innewohnt, verloren hatte. Es stimmt traurig, daran zu denken. Wozu brauchen wir leblose Psychologie? Wir wissen es besser, wir sind lebendig: Wir können uns verlieben! Wir spüren das warme Licht in uns aufwallen, uns heiss und himmlisch durchstürmen mit Herzklopfen, wenn wir SIE sehen oder IHN. Und wie göttlich ist das doch! Ja, wir können uns verlieben! Leidenschaftlich, begehrend und verzehrend, bereit, alle Berge zu übersteigen und alle Meere zu durchschwimmen, jedes Opfer zu bringen, Schmerzen zu ertragen und jedes Risiko zu wagen. Denn aus den Augen des geliebten Wesens leuchtet uns unser Schicksal entgegen – das, wofür wir leben! Wir könnten gleich sterben, gäbe es all dieses nicht. Es ist aber da, unausweichlich für jeden einzelnen von uns. Weil eben dies unser Schicksal ist – von allem Anbeginn her.

Von aller Ewigkeit her ist unser Leben ja auf der Zweisamkeit von Männlich und Weiblich, von Mann und Frau, aufgebaut – auf der Paarsamkeit. So steht es auch schon im Ilu Ischtar geschrieben, in der Offenbarung der Liebesgöttin. Lange bevor es die Erde und den diesseitigen Kosmos gab, ehe wir alle zu grobstofflich verkörperten Menschen wurden, bestand schon für einen jeden von uns eine ganz bestimmte, ewige, unauslöschliche Paarsamkeit – eine ewige Liebe.

Darin ruht das Geheimnis des sich Verliebens überhaupt: Es ist ein unbewusstes Wiedererkennen – oder auch nur das Erkennen einer deutlichen Ähnlichkeit mit dem Gemahl oder der Gemahlin aus ewigem Recht.

Nun wissen wir aus der vollständigen Parakosmologie, (wie unter anderem auch im „Karthager-Buch" und „Ilu Ischtar") dass nur ein Teil der „Engel" seinerzeit aus dem göttlichen Reich auszog, während der grössere Teil dort verblieb. Dadurch wurden wohl auch ewige Gefährten getrennt – keiner

wusste ja, was ihm bevorstand, dass er auf lange Zeit nicht wiederkehren würde. Es mag auch sein, dass zusammen ausgezogene Paare in unterschiedlichen Epochen durch das Erdenleben zu gehen haben. Es gibt viele Gründe dafür, warum sich die idealen Paare in ihrem Erdendasein nicht immer begegnen können. (Sogar im alten Testament der Bibel ist übrigens dieses Motiv noch enthalten, auch wenn der Sinn damals längst vergessen war; sich verlieben wird mit, „einander erkennen“ bezeichnet.)

Doch eines ist gewiss: Ein jeder Mensch – Mann wie Frau – kommt mit einem fest eingeprägten Bild seiner prädestinierten ewigen Geliebten, beziehungsweise ihres Geliebten, in diese Welt. Das Bild mag mehr oder weniger deutlich sein – aber es ist da! Es ist natürlich nicht das Bild des diesseitigen Menschen, sondern das seines ursprünglichen „himmlischen Leibes“, ungefähr dem Astralkörper ähnlich. Darum auch ist das innere Frauenideal jedes Mannes auch eine Frau mit langen Haaren, denn im Reich des ewigen Lichts und in den Welten des Jenseits, wo man sich einstens schon kannte, haben ja alle Frauenwesen immer ganz lange Haare. Im Erdenleben ist dies heutzutage nicht immer so, und auch manches andere mag sich vom himmlischen Urbild unterscheiden. Die Ähnlichkeit aber ist da - mehr oder weniger deutlich – ein Massstab für die Erkennbarkeit ist gegeben. Wenn der wahre ewige Gefährte, beziehungsweise die ewige Gefährtin, nicht oder nicht zur selben Zeit durch das Erdenleben geht, so bietet das vorgeprägte Bild immerhin einen Anhaltspunkt, aufgrund dessen sich der Geist einen „Näherungswert“ ermittelt. Denn gerade so, wie eine Kugel nur rollen und ein Würfel nur kollern kann, bedingen äussere Ähnlichkeiten auch wesensmässige. Wer darauf achtet, wird dies leicht bestätigt finden.

Die Unterschiede zwischen Männlich und Weiblich erweisen sich auch in der Empfindensweise des einander Erkennens. Der Mann verliebt sich im Augenblick, wie von Blitz und Donner getroffen. Die Frau hingegen nimmt wahr, erkennt und sendet ihren Anziehungsstrahl aus. Beides geschieht stets in einem Zug – auch wenn dies den beiden sehr oft nicht bewusst ist. Dabei liegt es in der Natur der weiblichen Kraft, anzuziehen und gleichsam erobert sein zu wollen. Diese Gesetzmässigkeit reicht hinaus bis in die allschaffende Göttlichkeit: Das weibliche Ilu strahlt die anziehende Schwingung aus. Das männliche Ilu nähert sich ihr an, umkreist – das heisst: umwirbt – sie und erst dann kommt es zur Vereinigung. Die Gefühle und deren Ablauf sind im weiblichen und im männlichen Wesen verschieden; und doch leiten sie unbeirrbar zum selben Ziel. Bei den Menschen der Erde spielt dabei das richtige „Erkennen“ die ausschlaggebende Rolle. Leider kommen mitunter auch Irrtümer vor, sozusagen Verwechslungen aufgrund zu unklarer innerer Bilder. Dann erfüllen sich Verliebtheit und Liebe nicht oder nur auf Zeit.

Die Liebe zwischen Mann und Frau ist wahrlich eine Himmelsmacht – und sie ist es im allerwörtlichsten Sinne. Sie ist aber auch Schicksal und

Schicksalsmacht. Tristan und Isolde mögen erdichtet sein – trotzdem ist ihre Geschichte tausendmal wahr. Wer einmal mit aller Kraft seines Herzens und seiner Seele geliebt hat, weiss das. Sie oder er wird dieses Erlebnis um nichts in der Welt hergeben wollen – wie tragisch es vielleicht auch immer geendet haben mag. Denn dies ist unsere Bestimmung: Zu suchen nach der Gefährtin oder dem Gefährten aus ewiger Liebe. Über alle Hindernisse hinweg und durch alle Gefahren. Vielleicht ist die Chance des Findens nicht allzu gross – aber wir müssen diesen Weg gehen, denn er ist unser Schicksal!

Dies sind Gedanken aus dem Geist von Tristan und Isolde, Odysseus und Penelopea, Siegfried und Brünhilde, Romeo und Julia – nicht aus der sogenannten modernen Gegenwart. Und trotzdem haben sie auch heute ihre volle Gültigkeit, weil sie von ewiger Gültigkeit sind – bis an das Ende aller Zeit. Der „moderne westliche Mensch" hat mitunter das Gefühl dafür verloren, er „verkonsumiert" oft sein Leben und wird sich irgendwann fragen müssen, warum er auf dieser Welt gelebt hat – ob er überhaupt gelebt hat. Und so mancher wird sich dann die bittere Antwort geben müssen – gar nicht gelebt zu haben! Nichts Schlimmeres als dies könnte einem Menschen widerfahren. Das soll keiner Leserin und keinem Leser dieser Blätter passieren. Es liegt in einer jeden und in einem jeden, zu leben! Mit der Kraft des vollen Herzens und einem Geist mit dem Mut zu Träumen! Denn ein Mensch, der keine Träume hat, ist bei lebendigem Leibe tot. Träume haben heisst ja auch zugleich: Träume geben! Die Frau, die ganz Frau ist, bezaubert den Mann; der Mann, der ein rechter Mann ist, verzaubert die Frau. Das Wahrhaftige in jeweils seiner eigenen Art schafft die Träume und deren Spiegelbilder – und daraus schöpft das volle Leben, es lässt sich formen nach unserem Willen, nach unseren Träumen. Das ist schon immer so gewesen. Alles Grosse und Schöne war im Anfang ein Traum. Deshalb ist der Mut zu Träumen der absolute Wirklichkeitssinn!

Alles dies setzt nur eines voraus: Ganz zu sein, was man ist! Die eigene Schwingung – komme sie aus dem Weiblichen bei der Frau, oder aus dem Männlichen beim Manne – ganz zu erfassen und ganz zu verwirklichen.

Von Ideologien dominierte Leute werden das niemals verstehen, solche sind geistig impotent (und oft auch physisch). Emanzen und Hausmänner haben keinen Platz in grenzenlosen Träumen – und in den lichten Welten und Sphären des Jenseits schon gar nicht. Allein die reine Wesensschwingung zählt, aus ihr kommt alle Kraft! Sie ist Lachen und Weinen – aber immer mit der ganzen Kraft des Lebens! Sie ist Ruhe und ist auch Kampf – aber stets auf dem Ozean eines wahren Schicksals. Denn niemand sollte diese Welt einst verlassen – und bloss neben dem Leben dahingegangen sein! Wenn wir den Kampf um die Liebe aus ewigem Recht bestehen und unser Schicksal erreichen, es vielleicht auch nur für eine einzige Stunde erfüllen – dann hat sich unser ganzes Erdendasein schon gelohnt! Und wer in dieser Welt seinen Traum vielleicht nicht erreicht – trotz

Erkennens und Strebens – gräme sich nicht; denn in der nächsten Welt gibt es für sie oder ihn eine neue Chance!

Allein die Schwingung des reinen Lichts und das Sehnen des aufrechten Herzens zählt. Wer dies beides in sich erreicht, ist auf ewig unbezwingbar! Wenn es eine „Mission“ gibt in diesem irdischen Leben, für jede Frau und für jeden Mann, dann ist es diese.

Auch fürchtet die irdische Zeit nicht – denn sie hat keine Macht! Ein Ereignis mag seit Jahrzehnten vergangen sein – unser starker Geist zwingt es zurück! Wir können die Bilder von damals zum Leben erwecken, den Duft der Blumen jener Tage abermals riechen und die Tränen von einst auf unseren Wangen spüren – die des Glücks wie auch die des Leids. Denn wir sind immer jung, weil allein unser Astralkörper zählt. Darum fürchtet die Zeit nicht, dafür gibt es keinen Grund. Alles ist möglich durch die Stärke unsres Willens! Armselige „Intellektuelle“, die nichts begreifen, mögen uns sentimental nennen – sollen sie! Unsterblich und unbesiegbar sind wir, so lange die Kraft zu lieben in uns stark ist – mit Geist, Leib und Seele!

Hier schliesst sich ein Kreis – zum anderen mal – der Kreis aus dem höchsten Licht. Er gleicht einem goldenen Ring der Liebe. Wir sind Wesen von Geschlechtlichkeit, von inniger Sexualität. So sind wir göttlich! Aus der reinen Wesensschwingung kommt sogar die Kraft, sämtliche Grenzen dieser engen Welt zu überwinden und den Geliebten oder die Geliebte aus ewigem Recht dort „drüben“ von hier aus zu finden. Ja, alles ist möglich durch jene höchste Kraft, die seit allem Anbeginn in uns wohnt, die uns bestimmt und aus der wir uns bestimmen. Deshalb – was auch immer war, ist oder noch geschehen mag: Habt Mut! Den tapferen Herzen gehört die Kraft des Lichts.

*

„Was ist das Sterben? Ein Augenblick nur!
In einer nächsten Welt sehen wir uns wieder.“
(Dante Alighieri)

14. Welten und Wesen des Jenseits

Wozu brauchen wir etwas über die Welten und Wesen des Jenseits zu wissen? Wenn wir schon einmal davon ausgehen, dass es das alles gibt! Wir brauchten es gar nicht zu wissen, aber es ist interessant und kann nützen. Denn auf der höchsten Stufe der magischen Liebe werden wir die schönste aller Welten des Jenseits sehen: Die Welt der ewigen Morgenröte, die Purpurwelt, das Reich der Ischtar, der Venus, deren Licht während der Vereinigung unserer Körper in uns erglüht. Deshalb ist es gut, ein wenig von alledem schon heute zu wissen. Manche mögen es später für pure Eindrücke der während des Liebesakts überreizten Phantasie halten, für blosse Visionen rauschhaft empfundener Augenblicke. Auf alle Fälle: Sie durchleben es doch! Auch die Zweifler empfangen ja das unvergleichliche rötliche Licht. Wie sie es dann benennen, sich womöglich nachher kühl zu erklären versuchen, ist gar nicht so wichtig. Schaffen sie es, im astralen Lichte zu lieben, so öffnet sich ihnen die Pforte zur Purpurwelt einmal doch in völlig begreifbarer Weise. Denn sie haben den Schlüssel zu ihr schon ergriffen. Die Pforte zu öffnen und zu durchschreiten ist dann allen gegeben, die die Sehnsucht des magischen Eros leitet. Blicken wir darum voraus in das Phantastische, in das Märchenhafte. Werfen wir einen Blick durch die goldene Pforte im Morgenrot, die hinein in die Purpurwelt führt. Dazu ist es gut, einiges über dieses Jenseits zu wissen.

Der diesseitige Kosmos mit der Erde und dem ganzen Weltall scheint riesig gross zu sein – und ist doch klein, gemessen an den weiten Sphären des Jenseits mit so vielen Welten. Unser diesseitiger Kosmos gleicht einer kleinen Insel im mächtigen Ozean des Jenseits. Etwa so, wie das Sonnensystem mit der Erde kaum mehr als einem Staubkorn im Kosmos entspricht – so winzig ist dieser ganze Kosmos im Verhältnis zu den Sphären des Jenseits.

Die Begriffe Diesseits und Jenseits werden häufig in etwa als „Lebendenwelt“ und „Totenreich“ ausgelegt. Das ist aber ganz falsch. Aus der Sicht der anderen Seite träfe eher die umgekehrte Definition zu: Das Jenseits ist das Reich der Unsterblichkeit, das Diesseits mit der Erde aber die Welt der Sterblichkeit. Denn dort „drüben“ gibt es kein Sterben, Sterben gibt es bloss hier im Diesseits! Unser Kosmos ist eine „Nachgeburt“ des wahren, des jenseitigen Kosmos (siehe dazu Parakosmologie). Er besteht aus Grobstoffen, und zwar zu einem Teil aus unreinen. Darin liegt die quasi-physikalische Erklärung aller körperlichen Leiden auf Erden, der Grund des Alterns und des Sterbens. Die Eigenschwingungen unseres Geistes sind jedoch so, dass zur Verkörperung eine stoffliche Schwingungsaffinität solcher Art nötig ist. Unsere diesseitige Welt ist also die Welt des Sterbens – die jenseitigen Welten hingegen sind die Welten des Lebens, des ewigen Lebens, das auch in uns allen pulst. Insofern trifft es zu, dass das Jenseits auch das Reich der auf Erden Verstorbenen ist; jedoch nicht im

Verständnis eines „Totenreichs“, sondern im Sinne des spürbar verwirklichten ewigen Lebens!

Unser irdischer Menschenverstand kann das Jenseits nicht voll erfassen – allein während des astralen Liebesakts vermag er das! Darum wollen wir für jetzt Gleichnisse wählen: Die Sphären des Jenseits sind wie das Weltall unseres Kosmos’, jedoch mit dem Unterschied, dass dort nicht bloss Dunkel herrscht, sondern dass es verschiedene Sphärenebenen mit unterschiedlichen Schwingungen gibt. Da nun jede Schwingung einer Farbe entspricht, sind die „Welträume des Jenseits“ bunt, durchdrungen von farbigem Licht, das keine Lichtquelle braucht, weil die permanente Schwingung selbst es erzeugt. Die am weitesten reichende Schwingung, jene, die alle Sphären umschliesst, hat die Farbe Grün. In alter Zeit ist diese „Generalschwingungsebene“ daher das „Grüne Land“ genannt worden. Im „Grünen Land“ können sich alle Wesen bewegen und einander begegnen, unabhängig von ihrer spezifischen Eigenschwingung. Eben weil diese grüne Schwingung gewissermassen einen Generalnenner aller Frequenzen bildet, um hier mit einem Begriff aus der Mathematik zu sprechen. Denn im allgemeinen verhält es sich ja so, dass ein Wesen immer nur dort existieren kann, wo eine Schwingung herrscht, die seiner Eigenschwingung gemäss ist! Alle Sphären des Jenseits werden vom „Grünen Land“ berührt. Daher hat jedes Wesen einen Zugang zu dieser Generalschwingungsebene und kann sich durch diese weithin bewegen.

In den Sphären des Jenseits befinden sich zahlreiche jenseitige Welten. Wenn wir bei dem Gleichnis mit unserem Kosmos bleiben wollen, so entsprechen diese den Milchstrassen und Sonnensystemen, obschon dieser Vergleich schwierig ist. In jeder Jenseitswelt herrscht eine eigene Schwingung – und damit, wie gesagt, ein eigenes Licht. Einige haben Farben, die wir hier nicht kennen. Es gibt strahlend helle Welten, Welten ganz unterschiedlichen Lichts – eine grosse Bandbreite bis hin zur schrecklichen Finsternis und zum höllischen Pfuhl, denn auch die „Hölle“ gibt es, wie es ein „Himmelreich“ gibt, das Reich des ewigen Lichts. Jede dieser jenseitigen Welten kann ausschliesslich von denjenigen Wesen bewohnt werden, die eine adäquate Eigenschwingung besitzen. Diese Eigenschwingung kann sich allmählich verändern, und so wird dann beispielsweise der Wechsel von dunklen in hellere und schliesslich lichte Welten möglich (siehe dazu wiederum Parakosmologie).

Ausser jenen zahlreichen Jenseitswelten, von denen eben die Rede war und in denen das Leben der auf Erden Verstorbenen sich fortsetzt, gibt es in den Sphären auch die „Welten der Götter und Göttinnen“. Es ist das, was die Griechen „Olympos“ nannten, die Germanen „Walhall“ und die Babylonier das „Mittelreich“. Unter den Gottheiten, die diese Welten zum Sitz haben, können wir uns mächtige Wesen des Jenseits vorstellen. Diese sind stets unsterblich gewesen, sie haben nie den Weg durch das Erdenleben unternehmen müssen wie wir Menschen. Sie sind in dem Sinne Göttinnen und Götter, wie sie überaus

grosse dynamische Kräfte besitzen. Sie können durch ihren Willen sehr viel bewirken. Keines dieser starken Wesen ist jedoch die Gottheit, denn diese wirkt allein in den beiden Ilu-Kräften. Die absolute Gottheit ist keine Person, sie ist gewisslich nicht so, wie etwa das sogenannte Alte Testament der Bibel es behauptet. Solch einen „einzigen Gott" gibt es nicht. Die absolute Gottheit besteht ja aus den zwei namenlosen Kräften, den Kräften Männlich und Weiblich: Den Iluhe, dem weiblichen Ilu und dem männlichen Ilu. Und „Ilu" bedeutet ja etwa so viel wie: Göttliches Licht. Denn Licht ist die höchste Gottheit, lichte Kraft – kein für uns Menschen begreifbares persönliches Wesen. Und es sind eben zwei unterschiedliche Kräfte, die schaffend werden, wenn sie sich berühren: Männlich und Weiblich – das ist die Gottheit! Und darum besteht die Gottheit in uns in form unserer Sexualität, deshalb ist der Liebesakt zwischen Frau und Mann der wahre Gottesdienst!

Es gibt nichts, was nicht entweder männlich oder weiblich wäre. Daher sind auch die persönlichen „Gottheiten" entweder männlich – „Götter" – oder weiblich – „Göttinnen". Und diese Wesen haben auch durchaus weibliche oder männliche Züge; ihrem Äusseren nach und in den Charakteren. Zwar gibt es keine Fortpflanzung im Jenseits, weil dort ja alles ewig und unsterblich ist, aber es gibt sehr wohl Paare! Die alten Mythen unserer Ahnen, die von Göttinnen und Göttern voller menschenähnlicher Züge sprechen, sind der Wirklichkeit häufig sehr nahe. Sogar in Sagen von solchen göttlichen Wesen, die sich mit Menschen paarten, mag ein wahrer Kern stecken.

So haben also Göttinnen und Götter im Jenseits ihre eigenen Welten – Palästen vergleichbar, die ein Fürst sich ganz nach seinem persönlichen Geschmack und Empfinden schafft. Da die Verschiedenheit unter den Götterwesen oft gross ist, sind es auch ihre Welten. Denn es sind ja auch jeweils ganz eigene Schwingungen, die in jenen Welten herrschen.

Nach dem Glauben alter Kulturvölker lagen die Eingänge zu den Welten der Götter hinter der Sternen. Die hochstehenden Gestirnenreligionen sahen nicht etwa die Sterne als Götter an, sondern sie gingen zumeist davon aus, dass hinter den Sternen Durchlässe in die jenseitigen Sphären seien. So nahm man an, der noch heutzutage „Venus" genannte Planet sei Eigentum dieser Göttin und sozusagen das diesseitige Tor zu ihrem jenseitigen Reich. Primitivere Volksauslegungen identifizierten auch die Sterne selbst mit den Göttern, doch der Ursprung war der zuvor geschilderte. Ob der Planet Venus tatsächlich etwas mit dem Durchgang vom diesseitigen Kosmos in die jenseitige Welt der Göttin Venus zutun hat, soll an dieser Stelle nicht erörtert werden, es ist für den tieferen Sinn des ganzen nicht wichtig. Gewiss wird niemals ein Weltraumschiff in das Reich der Göttin Venus vordringen, denn ihr Reich liegt nicht in diesem Weltall, sondern in einem jenseitigen Kosmos, in den kein technisches Hilfsmittel hineinführen kann – sondern einzig und allein die Magie der Liebe! Aber die Strahlungskräfte aus der jenseitigen Welt erreichen unsere Erde sehr wohl! Und

diese Strahlungskräfte leiten den vollkommenen Liebesakt bis zu den Sphären des unmittelbar Göttlichen.

In der Welt der Göttin Venus herrscht die Schwingung der astralerotischen Liebe. Diese bewirkt ein zartes purpurnes Licht – vergleichbar dem Schimmer der Morgenröte. Menschen, die diese Welt sehen konnten, gaben ihr daher den Namen: „Welt der ewigen Morgenröte." Was es von ihr zu sagen gibt, wird nachher noch behandelt werden.

Das Wissen und Ahnen der Völker ist alt. „Rot ist die Liebe", so spricht der Volksmund – und tatsächlich: In rötlichem Licht schimmert der Liebesgöttin wonnige Welt. – „Grün ist die Hoffnung", heisst es da weiter, und wirklich: Das „Grüne Land" ist die Hoffnung all jener, die aus finsteren Welten in lichtere streben; denn allein durch den grünen Schein führt dieser Weg. So manches Geheimnis, dessen Lösung unauffindbar erscheint, offenbart sich dem klaren Geist von ganz alleine.

Die Wesen des Jenseits sind sehr vielfältiger Art. Viele von ihnen sind oft in unserer Nähe. Diejenigen in unserem Umfeld sind vorwiegend die „Geister" verstorbener Menschen. Diese darf man sich indes nicht in irgendeiner Weise gruselig vorstellen. Diejenigen, die uns am nächsten sind, sind zumeist unsere eigenen Anverwandten, unsere Ahnen mehrerer Generationen, die sich bemühen, uns im Erdenleben schützend beizustehen. Sie erscheinen aber – wenn wir sie sehen könnten – natürlich nicht alt, denn „drüben" gibt es ja kein Alter, dort ist die körperliche Erscheinung direkt dem Astralkörper nachgebildet. Wir haben uns alle unsere Ahnen also wie mit Anfang zwanzig vorzustellen!

Für all jene, die ihrer Geliebten, beziehungsweise ihrem Geliebten, aus ewiger Ehe hier in diesem Erdenleben nicht begegnen können, ist die Wahrscheinlichkeit sehr gross, dass dieses Wesen sich hier in ihrer oder seiner Nähe aufhält. Die Liebe aus ewigem Recht überwindet alle Grenzen und wird sich immer bemühen, dem anderen nahe zu sein – und das auch erreichen; selbst wenn der im Diesseits lebende Mensch es nicht sehen kann und womöglich nicht einmal erahnt. Von mal zu mal wird er es doch spüren, auch dann, wenn es ihm bloss wie etwas Unerklärliches vorkommen mag, vielleicht wie ein sanfter Hauch...

So ist keiner von uns also unbeschützt in dieser Welt. Denn auch zahlreiche lichte Wesen des Jenseits („Schutzengel"), die nie durch das Menschsein gegangen sind, noch je gehen werden, schützen uns vor den Angriffen der finsteren Wesen des Jenseits, denn solche sind in grossen Massen da und dringen in die Nahsphäre des Diesseits ein, ganz besonders arg in einer Epoche widernatürlicher Zustände, wie sie in diesem Jahrhundert noch vorherrschen. Der Kampf zwischen den Mächten des Lichts und den Mächten der Finsternis wird unablässig überall ausgefochten, unmittelbar um uns herum, wenn auch für uns unsichtbar. Wir sehen nur die Resultate: Unheil und

Gewalttaten, anscheinend unerklärliche Unglücksfälle und Wahnzustände Besessener. Auch Rauschgiftsucht ist nichts anderes, als die Besessenheit durch ein Wesen der Finsternis. Die Droge verändert die Eigenschwingung und dadurch kann ein finsterer Dämon einziehen. Rauschgiftabhängigkeit entsteht, weil der fremde Geist sein Opfer nicht wieder verlassen will. Die Finsternis betätigt sich in vielen Bereichen rege. Und wären da nicht die jenseitigen Wesen des Lichts, die ständig den Kampf austragen, so herrschte bereits die Hölle auf Erden. Es gibt da so viele Dinge, die wir nicht wahrnehmen, obwohl sie allgegenwärtig sind. Ebenso geschehen Dinge, für die es anscheinend eine Erklärung gibt, eine mehr oder minder plausible, und die sich doch nicht begreifen lassen, sobald der Blick ein wenig tiefer eindringt: Ein Mann dreht durch und rast mit seinem Wagen gegen einen Brückenpfeiler. Er habe sicherlich Probleme gehabt, heisst es dann, ein Selbstmord. Aber nein! Ein finsteres Wesen des Jenseits drang in ihn ein und lenkte den Wagen gegen den Beton. Ein Mädchen lässt sich die schönen langen Haare abschneiden. Das habe einen neuen Lebensabschnitt markieren sollen, heisst es, oder die Pflege sei so mühsam gewesen. Aber nein! Eine finstere Kraft hatte es geschafft, ein Stück lichten Wesens zu töten. Ein Mensch begeht ein grausiges Verbrechen. Er lief Amok, heisst es, drehte halt durch. Aber nein! Finstere Wesen schlüpften in ihn hinein und bedienten sich seiner Hände. Die wahren Ursachen so vielen Übels, so vieler Traurigkeit, liegen nicht in fadenscheinigen Erklärungen. Solche ersten „Erklärungen“sind fast immer die falschen. Negative Einflüsse aus den finsteren Zonen des Jenseits wirken sich aus. Darum ist es wichtig, sich dem Licht zuzuwenden, der unüberwindlichen Kraft, die wir alle in uns tragen. Denn wir sind stark, wenn wir nur wollen. Ja, wir sind stärker als sämtliche Mächte der Finsternis! Die Finsternis ist nämlich ihrem Wesen nach schwach. Darum findet sie auch in der Schwäche ihre Bundesgenossen. Die Schwäche gilt es deshalb, zu meiden. Es ist leicht in der Finsternis Licht zu machen. Schon ein kleine Glühbirne vermag das. Aber unmöglich ist es, im Licht Finsternis anzuknipsen! Dies ist ein Gleichnis, aber es ist wahr!

Also habt Mut, Mut zu dem Licht in Euch selbst, Mut zur Liebe! Ihr seid ja stark! Und Ihr Frauen und Mädchen: Liefert Euch keinem Friseur aus, Eure langen Haare sind wichtig! Diejenigen Menschen, die weitgehend im Einklang mit ihrer ureigenen Ilu-Schwingung stehen, sind für die Finsternis kaum angreifbar, sie können etwaige Angriffsversuche gut abwehren. Das geschieht sogar unbewusst, wie durch automatisches Aufspannen eines Schwingungsschutzschirms. Den können wir alle uns schaffen. Er entfaltet sich durch die astrale Liebe. Dies ist ja die Kraft, gegen die jede Finsternis machtlos ist, denn die Finsternis ist schwach – wir aber sind stark!

*

„Gar zahlreich sind
die Welten des Jenseits.“
(Ilu Ischtar)

15. Die Purpurwelt

Was nachstehend folgt, mag manche Leserin und mancher Leser für pure Legende halten, für eine phantastische Mythe, einen Symbolismus, womöglich nicht wörtlich zu nehmen, sondern nur sinnbildhaft zu verstehen. Wäre es so, was würde es ändern? Sinn und Nutzen für uns Menschen bleiben unverändert bestehen, ob wir die Mythe als direkte Wahrheit anschauen oder bloss sinnbildhaft werten! Das tiefe Wissen in alledem behält so und so seine Gültigkeit, dient so oder so uns zur Lehre – und es ist schön!

Octavian, der Kaiser Augustus, beauftragte weiland den Dichter Vergil, eine Fortsetzung zu Homers Ilias zu schreiben: Die Aeneis. Es wurde die Geschichte des troischen Helden Aeneas, der mit wenigen Getreuen den Untergang Trojas überlebt, ein neues Land sucht und schliesslich die Anfänge Roms gründet. Dies ging auf eine uralte Volkssage zurück, nach der die frühen Vorfahren der Römer eben Trojaner waren. Oft ist behauptet worden, Augustus habe die Aeneis aus staatspolitischen Gründen schreiben lassen, quasi um dem römischen Reich eine frühgeschichtliche Grundlage zu geben, die der griechischen gleichwertig sein sollte. Dies mag auch ein Nebengedanke gewesen sein. Vor allem aber war es der Glaube des Kaisers Augustus an die Leitung durch seine Göttin Venus. Die römische Göttin Venus entspricht ja der griechischen Aphrodite, jener Göttin also, die in alten Tagen zu den Trojanern stand und überdies die persönliche Schutzgöttin der Julier war, denen Octavian angehörte.

Es ist sinnvoll, sich die Ilias zu vergegenwärtigen, um die Zusammenhänge recht zu begreifen: Der Krieg um Troja war ein Kampf um die schöne Helena von Sparta. Der Trojaner Paris hatte sie in Liebesglut entführt, ihrem Gatten entrissen und in Ilion (Troja) zu seiner Frau gemacht. Dabei genossen die beiden Liebenden den Schutz der Liebesgöttin Aphrodite – der Venus, wie die Römer sie nannten. Zeus aber, der Göttervater, aufgestachelt von Hera, sprach schliesslich dem älteren Recht den Sieg zu, denn Helena war schliesslich zuerst eines anderen Gattin gewesen, der sie wiedererhalten sollte. Troja ging unter, Helena wurde heim nach Sparta geführt. Aphrodite, die Göttin der Liebe, hatte im Krieg letztlich nicht ausreichend helfen können. Ihre Macht ist ja die der Liebe, nicht die des Krieges.

Doch Rom, diese Nachgründung Trojas, dankte der Göttin alle ihre Bemühung. Und der Kaiser Augustus verehrte sie, Aphrodite, die Venus, die Göttin der Liebe. Er war ein Soldat und Staatsmann – aber auch ein Mann mit dem Mut zu persönlichen Gefühlen. Er war sich dessen bewusst, dass alles anscheinend Grosse doch klein bleibt – verglichen mit der innigen Liebe zwischen Mann und Frau; denn allein darin wird das Göttliche auf Erden unmittelbar wahr: Mann und Frau erschaffen in ihren Kindern neues Leben!

So ging Augustus, heisst es, geheimnisumwobenen Mythen nach, in denen von einer ganz eigenen Welt die Rede war; einer Welt, die nichts mit der diesseitigen Erde zu schaffen hat und allein durch die Kräfte des Geistes und der Liebe erreicht werden kann. Waren die Gottheiten der griechisch-römischen Antike sonst als innerkosmisch zu sehen, so zeigte sich hier eine Welt, die einem anderen, einem jenseitigen Kosmos angehört! Geheimes Wissen nennt sie: „Die Welt der ewigen Morgenröte“ – das Reich der Göttin Venus. Den Wissenden und im astralen Licht Liebenden soll es möglich sein, diese Jenseitswelt zu besuchen und von dort jene Kräfte mitzubringen, die in zweifacher Hinsicht unsterblich machen...

Von diesem Geheimnis wird im folgenden die Rede sein. Es ist das Wissen aus dem geheimen Erbe des Kaisers Augustus. Er übergab es einst zu treuen Händen einer jungen Frau, die er in fortgeschrittenem Alter noch liebte. Ihr Name war vermutlich Valeria, ganz gewiss ist dies nicht. Es heisst, sie sei die schöne Tochter eines Römers und einer Germanin gewesen, hochgewachsen und gertenschlank, mit grossen dunkelbraunen Augen und fülligem hellrotem Haar. Die teils germanische Herkunft jener Frau mag erklären, wieso germanische Begriffe – etwa der des Einheriers – in diese Texte Eingang fanden.

Das Wissen um die Welt der ewigen Morgenröte nahm mannigfaltige Wege. Die schöne Frau, die vermutlich Valeria hiess, hatte mehrere Abschriften angefertigt und vertrauten Freunden gegeben. Eine dieser Kopien gelangte nach Germanien, bis hinauf nach Köln, das einstmals römische Colonia. Dort geriet sie später in den Besitz eines gebildeten Kaufmanns. In dessen Familie vererbte sich das Geheimnis weiter bis ins 8. Jahrhundert christlicher Zeitrechnung. Inzwischen wütete die Christianisierung. Überall wurden alte Kultur- und Wissensschätze vernichtet, wie es der Bibelgott Jahwe befiehlt.

Auch die Schriften im Besitz jener Kaufmannsfamilie gingen verloren. Aber eine Tochter des Hauses hatte vor ihrer Hochzeit mit einem lothringischen Ritter für sich und ihren Gatten eine abermalige Kopie angefertigt. Diese kam rund 400 Jahre später in ein elsässisches Tempelritterarchiv. Von da nahm sie sich ein abtrünniger Templerkomtur aus Süddeutschland mit, den der sonderbare Inhalt interessierte. Durch die Nachkommen seiner Verwandtschaft blieb das Wissen um das wundersame Reich der Venus aus der besagten Quelle erhalten, eine Abschrift in Wien und eine zweite in Venedig.

Zahlreiche Übertragungen hat dieses heimliche Vermächtnis des Kaisers Augustus inzwischen durchlaufen und durchlitten; und manche Teile gingen sogar verloren. Und doch ist noch immer das Wichtigste da: Des Wissens Kern und manche schöne Beschreibung, umrankt von gedichteten Versen. Vieles davon mag für den heutigen Menschen anfangs phantastisch klingen, anderes an der Grenze zur Unbegreifbarkeit stehen. Aber selbst jene, die Mythen bloss als

Symbolismen auffassen wollten, kämen an einem doch nicht vorbei: Die Schlussfolgerungen, die sich für unser eigenes Leben ergeben – für das Zusammenleben von Mann und Frau – sie sind vollkommen schlüssig, sind Einblicke in unsere Wirklichkeit. Diese Wirklichkeit ist heutzutage nicht immer bloss angenehm. Mancher Mann und manche Frau wird sich ernste Fragen zu stellen haben. Die einen werden die Antworten ignorieren und weiterhin in der Dunkelheit bleiben; die anderen jedoch werden Erkenntnis gewinnen – und das höchste Glück, die höchste Stufe der Liebe: Den magischen Eros im astralen Licht – mehr aber noch: Das Überwinden des Diesseits.

Es gibt in den Sphären des Jenseits jene Welt von ganz besonderer Art. Eingeweihte nennen sie eben: „Die Welt der ewigen Morgenröte". Mitunter wird sie auch die Purpurwelt genannt. In ihr herrscht ständig ein rötliches Licht. Dies ist das Reich der Liebesgöttin, der Ischtar, der Venus. Es ist die Welt der vollkommenen Liebe. Ihre Strahlen durchdringen alle Sphären und berühren auch die innere Sphäre der Erde. Dennoch ist die Purpurwelt nicht ganz einfach erreichbar, besonders in der sogenannten „modernen Zeit". Viele lernen sie niemals kennen – obschon fast alle dazu imstande wären. Wer in der Schwingung seines Geschlechts rein ist, als Mann ganz männlich, als Frau ganz weiblich – also seinem Astralkörper gemäss – empfängt die Schwingungsaffinität zur Welt der ewigen Morgenröte, zu jener wunderbaren Welt der Liebesgöttin. Diese Welt ist durchaus real zu verstehen. Und doch ist sie auch ein Zustand, der zwischen den Spähern zu schweben vermag.

Die Wesen der Purpurwelt sind dorthin gewanderte Engel und dort wiedergeborene Menschen. Nirgends ist die Schönheit der Geschlechter ausgeprägter als dort. Wer in die Purpurwelt gelangt, empfängt die schönste Verstofflichung seines Astralkörpers – denn auch die Jenseitswelten sind ja stoffliche Welten! „Aus dieser Welt in der ewigen Morgenröte, die der Venus gehört, kommen Frauenwesen zur Erde, um den Liebenden die Wege zu bahnen. Diese Frauenwesen sind von sehr schöner Art und sie ähneln einander, weil sie alle Töchter der Venus sind. Ihre weissen Glieder erscheinen hell rosarot, ihre langwallenden Haare sind hellrot, weinrot oder rotbraun, und ihre Münder sind wie warme Glut, bernstein- oder kastanienfarben aber sind ihre Augen. Ihre Gewänder sind hell, doch auch diese wirken stets rosarot wie alles an diesen Frauenwesen, denn sie umfängt ja das Licht der ewigen Morgenröte. Keine irdische Frau hat Schönheit wie diese Töchter der Venus, obschon viele von ihnen einst Frauen im Irdischen waren. Die Göttin vervollkommnete ihr schönes Aussehen." (So weit die Wiedergabe einer wörtlichen Übersetzung aus dem Lateinischen.)

Diesen „Frauenwesen", diesen Töchtern der Venus, sind ganz besondere Fähigkeiten und Kräfte zu eigen: „Solche Frauenwesen kommen auch zu jenen Männern der Erde, die Einherier werden sollen – doppelt unsterbliche Helden. Ebenso kommen sie auch zu jenen Frauen der Erde, die Töchter der Göttin

werden sollen – doppelt unsterbliche Frauen.“ „Die Schönen der Venus bringen nicht in erster Linie irdische Lust. Deswegen kommen sie nicht, obschon sie es sehr wohl vermögen und nicht selten auch tun...“ „Doch stets bieten sie Schutz, Hilfe und Beistand, wo wahrhaft Liebende sind. Die Schwingung des Liebesakts zwischen Mann und Frau ruft sie herbei. Denn diese Schwingung ergibt in den Sphären des Jenseits die Farbe des Morgenrots. Wo diese Schwingung entsteht, aus reiner Liebe zwischen den Kräften Weiblich und Männlich erschaffen, da ist der Eingang zur Purpurwelt nahe! Auch die noch keusche Liebe von sehnsuchtsvollen Herzen ruft die Töchter der Venus herbei, um zärtlichen Beistand zu bringen. Denn auch solche Gefühle erschaffen des Morgenrots Schwingung.“

Die Pfade in die Welt der ewigen Morgenröte sind bloss gedachte Gebilde. Der Geist jedes einzelnen schafft sie sich selbst. Die Pforten hingegen sind wirkliche Pforten, die sich öffnen und schliessen, die Durchlass gewähren oder verwehren. Diese Pforten aber sind immer dort, wo der Geist eines Mannes und der Geist einer Frau den Pfad gemeinsam gebildet haben. Die Pforten wandern gewissermassen, sie können überall sein, sie sind dort, wo die Liebe lebt. Wer den Pfad findet, gelangt auch an die Pforte. Diese tut sich damit noch nicht unbedingt auf, aber sie ist erreicht, und nur selten bleibt sie verschlossen. Wenn sie sich öffnet, durch die Affinität der Schwingungen zweier Liebender mit der Schwingung der Purpurwelt, dann erfahren diese Frau und dieser Mann die höchsten Wonnen. Dies bewirkt den Orgasmus des Geistes in den Fluten des astralen Lichts – eben jenes Empfinden, das dem Liebesakt der Körper erst den Höhepunkt hinzufügt. Es ist gleichsam der noch unbewusst vollzogene Schritt auf die Schwelle zur Welt der ewigen Morgenröte. – Wenn die Bewusstheit hinzukommt, wird dieser Weg vollendet; der sterbliche Mensch gewinnt doppelte Unsterblichkeit. Die Frauen werden zu Töchtern der Venus, und die Männer werden Einherier. Einherier heisst: Einzelkämpfer. Diese beiden vermögen körperlich auf der Erde zu wirken – auch über ihr irdisches Sterben hinaus.

Die Welt der ewigen Morgenröte ist eine wirkliche Welt; mit Tälern und Hügeln, Flüssen und Seen, Wiesen und Wäldern. Und doch bleibt sie für uns unvorstellbar, so lange wir ihr Licht noch nicht sahen. Denn dieses Licht ist ein besonders Licht: Das Licht der purpurnen Morgenröte – die Schwingung der vollkommenen magischen Liebe. Erst wer dieses Licht erfühlt, findet den Weg.

Dank ihrer Strahlungskraft kann diese Welt gleichsam überall sein. Wer ihre Schwingung in sich erschafft, zieht das Purpurlicht an. Und eine Insel der Purpurwelt kommt zu ihm, kommt zu ihr. So ist die Welt der ewigen Morgenröte überall, wohin ihre Strahlen angezogen werden. Auf diesen führt dann der Weg in die wahre Welt der Göttin hinein – auf den Schwingen der Lust wie über eine Brücke aus purpurfarbenem Licht.

Urquell dieses rötlichen Lichts sind die Iluhe selbst, die ewigen absoluten Gottkräfte. Es strahlt gewissermassen durch den „Filter der Gefühle“ und nimmt dadurch die rötliche Farbe an. Die irdische Welt erreicht dieses Licht durch „Ilum“, jene Schleuse vom Jenseits ins Diesseits, welche einst die unsichtbare magische Sonne genannt wurde (irrtümlich auch als schwarze Sonne bezeichnet, weil für das menschliche Auge nicht sichtbar).

Es ist eine Mythe, womöglich ein Märchen, ein wunderschönes. Oder ist dies alles doch mehr? Für wahrhaft Liebende ist die Purpurwelt wahr, wahrhaftig erfahren sie deren Licht. Und wer könnte sagen, das sei nicht wirklich geschehen? Ist es aber geschehen, so gibt es auch jene Welt in der Wirklichkeit, die Welt der ewigen Morgenröte! In einer anderen Wirklichkeit als der des irdischen Alltags, gewiss – und doch..!

Die Magie der Purpurwelt entfaltet sich als die Krönung des magischen Liebesakts. Wer das astrale Licht in sich hat, kann in die Purpurwelt gehen; es heisst, er könne sie sogar als irdischer Mensch schon erreichen. Doch mag man sich fragen, warum wir dies wollen sollten? Warum ist es sinnreich, in die Purpurwelt zu gehen? – Die Antwort auf diese Fragen ist leicht: Um die doppelte Unsterblichkeit zu erlangen. Das bedeutet, über das irdische Sterben hinaus einen grobstofflichen Erdenleib annehmen zu können, ganz nach belieben. Denn das ewige Leben hat ja einjeder, je nach seiner Eigenschwingung zieht ihn nach dem Sterben eine passende Jenseitswelt an, in der er sich wieder verkörpert. Das ist die einfache Unsterblichkeit. Diese ist gewiss, jedoch an die Eigenschwingung gebunden. Keiner kann sich über diese hinaus aussuchen, in was für eine jenseitige Welt er hinein möchte. Allein jene Welt, die seiner Schwingung entspricht, steht ihm offen. Von dort ist dann Fortentwicklung möglich und ein späterer Wechsel der Welt durch das „Grüne Land“. Aber es gibt keine Wiederverkörperung auf der Erde.

Diejenigen indes, die Kinder der Purpurwelt werden, der Welt der ewigen Morgenröte, haben besondere Rechte. Ihre grosse erotische Liebesfähigkeit hat sie ihnen errungen. Sie erhalten die Freiheit, sich um ihre Astralkörper Leiber verschiedener Stofflichkeiten zu bilden – ganz nach belieben. So können sie auch zeitweilig auf die Erde zurück, falls sie das zu einem Zweck wollen, der im Einklang mit dem Geiste der Göttin steht. Es wird keine Wiedergeburt sein, keine „Reinkarnation“, denn solches gibt es nicht, sie würde ja auch das Auslöschen des Bewußtseins und damit den Tod des Ichs bedeuten. Es handelt sich vielmehr um eine Neuverstofflichung des Astralkörpers nach dem unmittelbaren Vorbild. So tauchen dann Menschen auf wie aus dem Nichts – Männer wie Frauen. Sie sind immer sehr schön und meistens jung. Denn sie entsprechen weitestgehend dem astralen Muster in sich. Keiner kennt ihre Vergangenheit, denn sie haben ja keine für dieses Leben. Ihre Namen haben sie selbst sich erfunden, ihre Papiere sind anscheinend echt, und dennoch gefälscht durch die Einflüsse einer anderen Ebene. Sie wirken wie Menschen dieser Erde

– und gehören doch der Purpurwelt an. Allzu lange bleiben sie selten hier, meistens nur für die Dauer einer Mission.

Die Männer, die so der Göttin dienen, nennt die Sage „Einherier“. Dies ist ein Begriff aus der Mythologie der frühen Germanen. Vermutlich setzte ihn Valeria, die halb Römerin und halb Germanin war, für diese geheimnisvollen Wesen ein. Die Einherier sind Kämpfer des göttlichen Lichts. Ihre Missionen sind stets sehr männlicher Art. Sie greifen in schwierigen Lagen verschiedenster Art ein. Einige von ihnen verweilen recht lange auf Erden, wenn der Zweck es erfordert. Dann altern auch ihre neugebildeten grobstofflichen Körper. Jedoch ernstlich erkranken können sie nicht. Auch kommt es vor, dass Einherier bloss für geringe Zeit auf die Erde kommen, um Frauen wahren Geistes und hohen astralen Lichts, denen kein gleichwertiger Mann ihrer Umgebung gerecht wird, einen passenden von ferne zuzuführen. Mitunter kommt es dabei vor, dass der Einherier sich in eine solche Irdische verliebt und sie zu sich in die Purpurwelt ruft. Ihr ist dies nicht bewusst, und doch wird sie später, nach ihrem irdischen Sterben, in der Welt der ewigen Morgenröte erwachen. Eine solche Erwählte wird bis dahin nie unglücklich sein, denn ein stilles Ahnen sicheren Glücks lebt schon in ihr. Es soll auch geschehen sein, dass Einherier sich in Frauen der Erde verliebten und mit ihnen Kinder zeugten. In alten Sagen und Mythen ist von dergleichen unter anderen Namen die Rede.

Die Frauen, die der Göttin so dienen, werden Venustöchter genannt. Sie verstofflichen sich auf Erden oft nur für wenige Tage, mitunter bloss für eine einzige Stunde, um etwas ganz Bestimmtes zu bewirken, das immer völlig weiblicher Art ist. Häufig besuchen sie Männer der Erde, die wahren Geistes sind und von hohem astralen Licht, aber ohne eine zu ihnen passende Frau, weil es in ihrer Nähe keine solche gibt. Solchen führen die Venustöchter passende Frauen zu. Manchmal auch geben sie ihnen aus der Kraft ihrer Liebe und berufen sie dadurch zu sich in die Purpurwelt. Auch sie sind ja einst irdische Frauen gewesen und verstehen daher irdische Männer.

Venustöchter waren seit jener auch diejenigen Wesen, welche Märchen und Sagen „guten Feen“ nennen. Sie können kommen und gehen, wie es ihnen beliebt und viel durch ihr blosses Wollen bewirken. Denn durch sie, die ja weiblich sind, strahlen die dynamischen Kräfte Göttin unmittelbar.

Solche Fähigkeiten also, sprechen die Sagen, sind zu gewinnen aus dem Purpurlicht. Vor allem jedoch bietet das Reich der Venus ein Dasein in vollkommener Liebe. Diese gleicht mitunter einem nicht endenden wunderbaren Traum oder dem anhaltenden Gefühl des Höhepunkts bei der liebenden Vereinigung. In jener Welt gibt es ja keine Zeit, wie die Erde sie kennt, die ist unmittelbarer Bestandteil der lebendigen Ewigkeit.

Für jene Menschen nun, die mitten in ihrem irdischen Leben den Weg in die Purpurwelt suchen und finden, eröffnet sich die Macht der Magie aus den

Strahlen des rötlich schimmernden Lichts. Vieles vermögen sie dadurch zu bewirken – so weit es im Geiste der Göttin geschieht. Ihr Wille eilt weit voran, es geschieht, was sie wünschen, auch an fernem Ort. Dazu befähigt sind solche Menschen, deren Astrallicht vollkommen rein ist. Wo auch nur weniges daran einmal fehlt, erlischt ihre spezielle magische Kraft.

Ihr Weg durch die Pforten der Purpurwelt ist ein sehr sonderbarer. Kraft ihrer herangebildeten reinen Schwingung vermählen sie sich mit Wesen jener anderen Welt; die Männer mit Venustöchtern, die Frauen mit Einheriern. Aus der Kraft reiner Schwingung wird solches möglich, denn eng verwandter Geist zieht die Wesen von „drüben“ an. Dies bedarf aber des Wissens um viele Schritte zum Ziel, und ein jeder will erst gegangen sein.

Dieses Geheimnisses Schlüssel liegt im Wiedererkennen: Ewige Gatten waren jene sich längst, Liebende aus ältestem Recht. Dieser Weg ist daher jenen bereitet, die so ihre Liebe aus ewiger Ehe wiedergewinnen. Auf Erden finden sie diese nicht, weil sie in der Purpurwelt lebt. Nur wenige kann dies betreffen.

Sprachen wir nun über Mythen und Sagen? Oder von Wirklichkeit? Dies beantworte eine jede und ein jeder sich selbst! Im magischen Liebesakt liegt die Antwort – nirgends sonst ist eine vollkommene Wahrheit zu finden. Darum umschlingt und vereinigt Euch im vollen Glanz des astralen Lichts – und Ihr werdet nicht abermals fragen, weil Ihr jede Antwort dann kennt.

Hinter alledem steht noch eine weitere Mythe, die sich sehr konkret auf unsere Welt und das Neue Zeitalter bezieht. Über diese werden wir noch zu sprechen haben, denn sie führt unmittelbar zur astralen Liebe zurück.

*

„Die Einherier und die Venustöchter
indes durchschreiten alle Zeiten und Räume.“
(Libro Ordo Bucintoro)

16. Einherier und Venustöchter, die doppelt Unsterblichen

Hinter der „goldenen Pforte“, der höchsten Stufe des vollkommenen Liebesakts, welche stark sexualmagische Ausprägung hat, eröffnet sich der Weg der Vollendung; ein ganz besonderer Weg, von Mythen und Legenden umrankt. Dies ist gleichsam die Krönung des erotischen Erlebens, wovon nun zu sprechen wäre – und dies bleibt bestehen, unabhängig davon, ob wir der Sage Glauben schenken wollen oder nicht, die nachstehend skizziert ist.

Der märchenhafte Glaube an Menschen, die auf geheimnisvolle Weise unsterblich sind und ohne zu altern durch alle Zeiten auf dieser Erde leben können, ist uralt, er kennt die unterschiedlichsten Ausformungen in verschiedenen Kulturen. Und da alte Mythen zum mindesten den Hauch eines wahren Kerns zu enthalten pflegen. lohnt es sich, auch die Legende um die „doppelt Unsterblichen“ einmal näher zu anzuschauen, von der wir schon grundsätzlich sprachen.

Ein weiter Weg von Mythen und Sagen der Vergangenheit bis in unsere Gegenwart – und namentlich dadurch gewinnt dieses Motiv auch heutzutage seinen besonderen Reiz. Verschiedene Grundlagen, deren Quellen dem deutschen Mittelalter und in der italienischen Renaissance entstammen, deuten auf Dinge hin, die unmittelbar in der gegenwärtige Zeit an Bedeutung gewinnen sollen. Es sind die Glaubenswelten von Geheimbünden, die dazu den Hintergrund bilden; etwa die kleine „Geheimwissenschaftliche Sektion“ des alten Templerordens (Achse Augsburg-Wien-Genua), dem im übrigen so viel Falsches angedichtet wird, es ist der „Ordo Bucintoro“ (Venedig-Dessau) und ist die „Panbabylonische Gesellschaft“ (Wien-München-Berlin). Diese geheimen Vereinigungen verfolgten alle das selbe Ziel: Den Sieg der Göttin Ischtar (Venus) in einem neuen Zeitalter und die Errichtung eines neuen Cäsarenreichs unter deutsch/italienischer Führung. Eines der ausschlaggebenden Mittel zum Ziel war der magische Liebesakt – die vollendete Sexualmagie, in jenen Kreisen sprach man auch von der „baphometischen Kraft“, über die auch wir noch sprechen werden.

Die Einherier und die Venustöchter, diese doppelt unsterblichen Menschenwesen, treten nach einer in der Stille des Verborgenen lebenden Legende seit Jahrtausenden immer wieder als irdische Menschen auf. Einige verlassen das Erdenleben nie, sondern wechseln lediglich ihre Wirkensräume, wenn sonst allzu sehr auffallen könnte, dass sie nicht älter werden. Andere kommen in unregelmässigen Abständen sporadisch aus dem Jenseits in das Erdendasein zurück, um etwas Bestimmtes zu vollbringen. Sie alle waren einmal irdische Menschen gewesen – und können sich jederzeit abermals auf der Erde als Menschen verkörpern, ganz wie es ihnen beliebt. Zumeist ist das Handeln

der doppelt Unsterblichen mit einem Auftrag der göttlichen Mächte verknüpft; das der Venustöchter besonders im Sinne der Venus (Ischtar), das der Einherier speziell im Dienste von Odin (Wotan/Marduk/Jupiter/Zeus).

Es gibt, so heisst es, einige vage Möglichkeiten, doppelt Unsterbliche zu erkennen, wenn man einiges um sie weiss. So erscheinen die Einherier stets in mittleren Alter, sind immer kampferfahren auf allen Gebieten des Lebens und verfügen über besondere Bildung und Klugheit. Ihre Aufgaben erfüllen die Einherier stets auf ganz männliche Weise. Den Venustöchtern sind Klugheit und Bildung in gleichem Masse zu eigen, doch sie erscheinen immer jung und sehr schön, da sie ihre Aufgaben stets mit rein weiblichen Mitteln zu erreichen haben. Für die Venustöchter ist ferner charakteristisch, dass sie ihre Haare niemals schneiden, diese also sehr lang besitzen.

Die doppelt Unsterblichen kommen zumeist immer nur auf eine kleine Zeitspanne in diese Welt; Wochen, Monate oder auch nur Tage, selten über Jahre oder gar mehr als ein Jahrzehnt. Blieben sie länger, fiele leicht auf, dass ihre Körper nicht altern. Trotzdem soll es Einherier geben, die durch Jahrhunderte oder gar Jahrtausende ununterbrochen als Menschen der Erde wirken, in verschiedenen Städten und Ländern (an einen solchen dachte auch Friedrich von Schiller bei der Gestalt des „Armeniers“ in seinem unvollendeten Roman „Der Geisterseher“). Die Venustöchter hingegen verweilen zumeist nur während kleiner Zeiträume im Irdischen (hier ist eine Legendengestalt die Venezianerin Julietta Montefeltro). Am häufigsten geschieht es, so spricht die Legende, dass jene doppelt Unsterblichen immer wieder für kleine Zeiträume auf der Erde verweilen.

Der „Werdung“ eines doppelt unsterblichen Menschen – sei es Frau oder Mann – gehen mehrere Stufen einer Entwicklung voraus, die sowohl geistige und magische wie auch körperliche Komponenten beinhaltet. Dabei sind die Wege der Männer andere als die der Frauen, obschon beide einander dabei gegenseitig brauchen; denn allein auf der höchsten Stufe des Eros kann „doppelte Unsterblichkeit“ gewonnen werden. Allerdings gibt es dabei zwei ganz unterschiedliche Bahnen: Die eine führt durch geistige und körperliche Liebe zwischen Frau und Mann zum Ziel, die andere durch einen besonderen spirituellen Eros zwischen einem irdischen Menschen und einem jenseitigen, göttlichen Wesen. Jener zweite Weg gehört völlig in das Gebiet des rein Sagenhaften, weshalb uns hier nur der erstere interessieren soll, der uns gleichsam in anschaulicher Weise lehrt, als Mann und Frau miteinander den höchsten Gipfel der sexuellen Liebe zu erklimmen. Denn in der Sexualität ruht Magie an-sich, es gilt, ihre Kräfte bewusst zu erkennen und zu nutzen.

Ein Blick in uralte assyrische und babylonische Tempel, so prachtvoll, wie wir es uns heutzutage kaum ausmalen können, führt uns zum Ursprung: Da hängt eine mehr als mannshohe Sonnenscheibe von der Decke herab bis dicht über den Boden. Sie ist kunstvoll aus Kupferdrähten gefertigt, so daß es möglich

ist, durch sie hindurch zu schauen. Dieses Kunstwerk stellt die magische Sonne dar, die unsichtbare, die Schleuse des göttlichen Lichts Ilu, welches durch sie vom Jenseits ins Diesseits strahlt. Auf der einen Seite dieses kunstvollen Gebildes steht eine Frau, auf der anderen ein Mann. Völlig allein sind sie jetzt im Tempel der Ischtar. Ihr Ziel ist es, die volle Kraft des göttlichen Lichts in sich aufzunehmen, jenes unsichtbaren Lichts, das durch die magische Sonne strömt. Gelingt den beiden ihr Vorhaben, so werden sie auf immer „doppelt Unsterbliche“ sein ...

Im Anschluss an ein kompliziertes magisches Ritual werden die beiden sich vor dem Standbild der Göttin in Liebe vereinigen. Auch dieser Liebesakt hat seine besonderen Regeln. Dreimal hintereinander wird er vollzogen. Mit dem dritten mal bleiben die grobstofflichen Leiber für eine Weile entleert zurück. Tempeldienerinnen sorgen unterdessen für deren Erhaltung. Das magische Paar aber umkleidet seine Astralkörper mit den Stoffen aus der Welt der ewigen Morgenröte. Zurückkehrend, sind die Astralkörper der beiden von den Kräften des magischen Morgenrots auf immer durchdrungen. Wenn sie nun ihre Erdenleiber wieder annehmen, bleiben jene Kräfte in ihnen – sie sind fortan „doppelt unsterblich“ ...

Die diesbezüglichen Geheimnisse aus dem alten Mesopotamien sind nur unvollständig überliefert. Im Rom des Augustus gingen Anhänger und Anhängerinnen der Venus daran, die Geheimnisse zu rekonstruieren oder neu zu entdecken. Später, in der Ära Trajans, bemühten sich andere Suchende darum, fanden manches aus dem Erbe des Augustus und zum Teil Aufschlussreiches aus erhaltenen karthagischen Fragmenten. In Mittelalter und Renaissance forschten italienische und deutsche Geheimwissenschaftler weiter nach den Schlüsseln dieser höchsten Magie. In Augsburg, Salzburg und Wien, Genua und Venedig wurden die Schleier gelüftet, der Zugang zum Lichte der Göttin wieder gefunden. Dieser Weg hatte Opfer gefordert. Denn wer ohne volle Kenntnis aller Zusammenhänge die höchste Pforte durchschreitet, kehrt nicht zurück – er und sie gewinnen das Licht der Ewigkeit, doch in den zeitweilig verlassenen Erdenleib finden sie nicht wieder.

Und doch – folgen wir alten Schriften – ist es schliesslich gelungen; zunächst im frühen 13. Jahrhundert in Wien, dann im 16. Jahrhundert in Venedig, den Weg zur „doppelten Unsterblichkeit“ erfolgreich zu gehen. All solche Fähigkeiten sollen den Menschen wieder greifbar werden – wenn das Neue Zeitalter kommt.

Ein wichtiger Schlüssel zu alledem ist das bewusste Beherrschen des inneren Leibs, des Astralkörpers. Das wiederum setzt voraus, dass dieser voll in Ordnung ist, also ständig mit dem nötigen astralen Atem versorgt wird. Hier sprechen wir jedoch von nichts Schwierigem, sondern vom Natürlichen, vom Selbstverständlichen, sofern der Mensch nicht mutwillig gegen die Natur handelt.

In der gegenwärtigen Zeit ist widernatürliches Handeln leider sehr häufig; es wird von den zurzeit noch vorherrschenden Ideologien und Mächten propagiert. Doch bald kommt das neue Äon, das Licht wird sich gegen die Finsternis durchsetzen. Dann kehren die Menschen heim zu sich selbst und entfalten all ihre natürlichen Fähigkeiten.

*

17. Sexualmagie und Baphomet

Vielleicht die intelligenteste und zugleich schönste Versinnbildlichung der magischen Kräfte unserer Sexualität zeigt die „Figura“ des grossen Baphomet der Wiener „Geheimwissenschaftlichen Sektion“ des alten Tempelritterordens. Dieses Sinnbild – das männlich/weibliche Doppelhaupt, vom Zopf der Frau wie von einer Säule getragen – vereinigt in sich eine verblüffende Aussagekraft: Frau und Mann sind verschieden, deshalb blicken die beiden Gesichter in gegensätzliche Richtungen. In der schöpferischen Sexualkraft jedoch sind die zeitweilig miteinander verbunden. Der Zopf der Frau stellt die Schwingungsverbindung her. Gleichzeitig symbolisiert dieses männlich/weibliche Doppelhaupt die absolute Ilu-Gottheit. Deren Verbindung zur Erde (dem Sockel der Figur) wird durch das weibliche Element bewirkt, welche der Haarzopf der Frau darstellt.

In neueren esoterischen Büchern wird oft eine falsche „Baphomet“-Darstellung kolportiert, die einen Engel, mit Teufelskopf, beziehungsweise Bockskopfs zeigt, was jedoch die verschlüsselte templerische Darstellung der Eklesias, der Kirche, war. Die Templer waren in ihrer grossen Mehrheit Marcioniter, das heisst, sie sahen in Christus den wahren Gott des Lichts, im Jahwe des Alten Testaments jedoch den Teufel (El Schaddai). Nach dem Glauben der Marcioniter sind Christus und Jahwe diametrale Gegensätze. Das Evangelium Christi wurde schon in früher Zeit systematisch verfälscht, fast alle Originaltexte vernichtet. Nur einige Spuren der Wahrheit sind heute noch im Neuen Testament erkennbar (zum Beispiel Johannes Kapital 8, Vers 44). Da nun die Kirche den Jahwe des Alten Testaments zu ihrem „Gott“ erhoben hatte, stellten die Templer sie als einen gefallenen Engel mit Satanskopf dar. Ein weiteres geheimes Templersinnbild war das umgedrehte Pentagramm. Dieses symbolisierte die Ablehnung des Pentateuch, der fünf Bücher Mose. Dies alles hat mit Baphomet nichts zu schaffen. Die richtige Baphomet-Darstellung reicht bis auf die Sumerer zurück.

Hinter alledem stand der Glaube an besondere sexualmagische Kräfte, die – sofern richtig angewendet – eine unmittelbare Verbindung zur Gottheit herstellen und ungeahnte Machtentfaltung ermöglichen können.

Im Mittelalter gelangte die „Geheimwissenschaftliche Sektion“ des alten Tempelritterordens in den Besitz aussergewöhnlichen Wissens. Zum Teil aufgrund der schon erwähnten römischem Quellen aus Italien, zum anderen Teil durch Tauschgeschäfte mit Hasan Ibn Sabbah aus dem Orient, wobei es sich vor allem um sumerisch-babylonisches und assyrisches Wissen handelte. Solche Schätze wurden per Schiff nach Genua gebracht und von dort aus nach Wien. Das meiste davon blieb dort, weil es die oberste Ordensleitung in Paris nicht interessierte, es besass ja keinen erkennbaren materiellen Wert. Der

Templerorden war zu jener Zeit längst in erster Linie eine militärische und vor allem wirtschaftliche Machtstruktur, deren oberste Führung sich mit rein geistigen Belangen wenig beschäftigte. So kam es, dass sich in Wien das geheimwissenschaftliche Zentrum des Ordens bildete. Da an diesen Dingen sonst nur in Süddeutschland und Italien Interesse bestand, verblieb das hohe Wissen im wesentlichen in diesem Raum, in Deutschland und in Italien. Diese verhältnismässig kleine Templerformation war es, die dem Orden später seinen geheimnisvollen Ruf eintrug. Insgesamt gesehen war der Templerorden nur in administrativen und militärischen Belangen eine geschlossene Einheit. In spiritueller Hinsicht hingegen waren die Unterschiede sehr gross. Die Mehrheit der Templer hing einem mehr oder weniger häretischen Christentum an. In England, Nordfrankreich und Westdeutschland waren Arianische Strömungen verbreitet, in Ost- und Südfrankreich, Portugal und Mitteldeutschland herrschte das Marcionitertum vor, welches dem Glauben der Katharer verwandt war. In Süddeutschland/Österreich und Italien entwickelten sich rein heidnische Glaubensmodelle. Auf diese geht eben auch der „BAPHOMET“ zurück, ein häufig missverstandenes Sinnbild. Seit der schon erwähnte Eliphas Lévy im 19. Jahrhundert die Templerische Darstellung der Eklesias, der Kirche, irrtümlich als Baphomet bezeichnete, geistert dieser Fehler durch die esoterische Literatur. Lévys bekannte Zeichnung geht, wie gesagt, auf die symbolische Darstellung der Kirche als gefallener Engel mit Teufelskopf zurück. Dieses Bild war keineswegs ein „Idol“ der Templer, sondern im Gegenteil ein verschlüsseltes Zeichen der Ablehnung. Das wurde und wird immer wieder missverstanden. Die Templer waren ganz und gar keine „Teufelsverehrer.“ Es ist auch falsch, dass Templer bei der Aufnahme in den Orden das Kreuz Christi hätten schmähen müssen, wie mitunter behauptet wird. Die „Schändung des Heiligen der Kirche,“ von dem im Templerprozess die Rede war (Nogaret), bezog sich auf die symbolisch Zerschlagung der Bibel zwischen Altem Testament und Neuem Testament mit einem Schwerthieb. Damit sollte die Befreiung des Christentums vom Fluch der „Hebräerschriften“ vollzogen werden, wie die Templer sich ausdrückten. Wenn den Templern „Unzucht mit Weibern“ vorgeworfen wurde, so geht dies darauf zurück, dass die Templer Frauen ebenso hoch achteten wie Männer und die Frauenfeindlichkeit des sogenannten Alten Testaments verwarfen.

Besonders im Rahmen der im wesentlichen auf Deutschland und Italien beschränkten „Geheimwissenschaftlichen Sektion“ des Ordens, waren Frauen in die Ordensarbeit unmittelbar eingebunden, namentlich im Bereich der magischen Belange.

Korrekt wiedergegeben zeigt die Baphomet-Darstellung aber ein weiblich/männliches Doppelhaupt, das von einem Zopf, der von der weiblichen Kopfhälfte ausgeht, wie von einer Säule getragen wird. Es symbolisiert die beiden allschaffenden göttlichen Ilu-Kräfte Männlich und Weiblich. Dies entspricht jenem Glauben, wie er etwa im Ilu Ischtar niedergelegt ist. Vor dem

ersten Weltkrieg fand der Altorientalist Edmund Mayer einen solchen „Baphomet“ altbabylonischen Ursprungs, welcher sich heute in Bagdad befindet. Hier wird auch das Wort Baphomet klar: Es heisst eigentlich: „Bab-Kome“; das bedeutet: „Tor zum Lichtstrahl“ (Bab = Tor, Kome = Lichtstrahl; wie übrigens auch der griechisierte Name Babylon eigentlich „Bab Ilu“ heisst = Tor zum göttlichen Licht). Durch Übertragungen vom Akkadischen/Babylonischen ins Altpersische, von da ins Arabische, dann ins Griechische und schliesslich ins Lateinische wurde „Bab Kome“ zunächst zu „Bakome“ und endlich „Baphomet“ verformt. Es ist aber sehr eindeutig, was darunter zu verstehen ist.

Das Symbol des Baphomet (Bab Kome) entspricht dem Glauben an die höchsten absoluten Gottkräfte Männlich und Weiblich, welche durch die Liebesgöttin vereinigt, bewusst und schöpferisch werden.

Was war die „Figura“ des „Grossen Baphomet“, wenn wir dem Geiste ihrer Schöpfer folgen? Eine magische Apparatur! Sie entstand um das Jahr 1200, vermutlich im Raum des heutigen Klosterneubug bei Wien. Ihr Sinn und ihre Funktion waren auf eine aus damaliger Sicht ferne Zeit ausgerichtet: Auf den Übergang vom 20. ins 21. Jahrhundert, als das Neue Zeitalter, das Wasserkrugzeitalter (fälschlich zumeist Wassermannzeitalter genannt). Es war innerhalb des Tempelritterordens nur jene kleine Formation, die sich solchen Ideen verschrieben hatte.

Die Legende um den „Grossen Baphomet“ hat auf alle Fälle eine reale historische Basis. Dass sie bislang nie populär geworden ist, liegt vielleicht gerade darin begründet – und wohl auch daran, dass die schon mannigfaltig verbreiteten falschen Baphomet-Vorstellungen dann sämtliche Glaubwürdigkeit verloren hätte, was womöglich so manchem Geschäftsinteresse zuwidergelaufen wäre. Eine weitere Ursache mag aber auch in einer gewissen Geheimhaltung liegen, die – ausserhalb fachwissenschaftlicher Kreise – erstaunlich lange standgehalten zu haben scheint. Schliesslich dürfte hinzukommen, dass der stark sexualmagische Aspekt früher die Veröffentlichungen verhindert haben mag. Dieser Aspekt ist aber von besonders hohem Wert, wir wollen ihm daher so genau wie möglich nachgehen.

*

Nachstehend nun zunächst ein stimmungsvoller Auszug aus der Erzählung

„**Die Braut des Baphomet**“,

die hinsichtlich der sexualmagischen Rituale und historischen Aspekte durchaus ernstzunehmende Elemente aufweist. Das wird sich in Zuge der anschliessenden Betrachtungen deutlich zeigen.

„Die Braut des Baphomet.“
(Auszug)

Wien im Jahre 1243

Mitternacht in einer engen Gasse des mittelalterlichen Wien, die nach den Ereignissen der kommenden Stunden vom Volksmund einen Namen erhalten wird, der heute auf dem Strassenschild steht: Die „Blutgasse“.

An den hohen Wänden des Kellergewölbes unter dem Wiener Ordenshaus der Tempelritter loderten Fackeln. Von der Decke herab hingen an Ketten grosse schmiedeeiserne Schalen, von denen aus brennendes Öl helles Licht verbreitete. Die gewölbte Decke des grossen grottenartigen Raums hatte der Russ der Ölfeuer geschwärzt. In dieser Nacht sollte hier eine Zeremonie stattfinden, eine Zeremonie von ganz besonderer Art: Die „Figura“ des „Grossen Baphomet“ würde für den Aufgang eines noch fernen neuen Zeitalters magisch aufgeladen werden, das sich mit Beginn des 21. Jahrhunderts ausbreiten und die Erde beherrschen würde. Alle Vorbereitungen für die Zeremonie sind getroffen worden. Um Mitternacht, wenn der Stern Venus eine ganz bestimmte Position am Himmel eingenommen haben würde, musste das hohe Ritual vollzogen werden. Zwei Ritter enthüllen die hohe Figur, die bis dahin von einem violetten Tuch verdeckt gewesen war. Jetzt erstrahlte der grosse Baphomet. Es war eine merkwürdig anzuschauende Figur aus purem Gold. Sie zeigte ein Doppelhaupt mit einem weiblichen und einem männlichen Gesicht. Von der weiblichen Kopfhälfte ging ein langer, starker Zopf aus, der das Doppelhaupt wie eine Säule trug. Unten ging das Zopfende über einem gewölbten, mit Edelsteinen verzierten achtkantigen Sockel auseinander. Der grosse Baphomet war ein Sinnbild für die ewige Gottheit, welche aus den Kräften Männlich und Weiblich besteht. Die als Frauenzopf ausgebildete Säule wies auf die Bedeutung jener weiblichen Kräfte hin, welche, in Gestalt der Liebesgöttin, zur Vereinigung der beiden göttlichen Bestandteile leiten und somit zum schöpferischen Akt. Diese „Figura“ stand auf einem runden, siebenstufigen Sockel aus poliertem Basaltgestein. An der nach Norden weisenden Wand gab es einen geschmückten Altar. Auch dieser war aus glänzendem Basalt. Über dem Altar ragte die goldene Statue einer Göttin auf. Ihr Unterleib glich einer Lilie, aus der sie

herauszuwachsen schien. Die langen Haare der Göttin breiteten sich aus wie im Winde wehend, so dass sie an Flügel erinnerten. Es waren die geistigen Schwingen der Göttin Ischtar, der Venus, durch welche sie gleichsam ihre Kräfte ausstrahlt. Vor diesem Altar standen drei junge Frauen in langen lachsroten Gewändern, die mit silbernen Lilien verziert waren. Die Frau in der Mitte trug ihre bis unter die Hüften reichenden braunen Haare offen, die beiden anderen hatten die ihren zu ebenso langen Zöpfen geflochten. Eine der beiden war blond, die andere schwarzhaarig. Diese drei schönen Frauen standen völlig still. Zweiundvierzig Männer formierten sich in der Grotte um die Baphomet-Figur herum und blickten schweigend auf die drei Frauen bei dem Altar. Die Männer trugen weisse Mäntel mit schwarzumrandeten roten Dornenkreuzen darauf. Sie warteten still, bis die brünette Frau mit den offenen Haaren, die Priesterin der Göttin, zu sprechen begann. Ihre Stimme war hell und sanft, doch der Hall in der Grotte gab ihr einen kräftigen Klang, als sie sprach: „Jetzt naht die erste Stunde der Göttin. Doch noch fern ist ihre zweite, die zur Vollendung führt. Zunächst wird es gelten, die Zeit der Finsternis durchzustehen – durch manche Generationen – bis das Licht erwacht und die Göttin ihre Kräfte auf Erden entfaltet. Dies wird erst sein, wenn sich der Wasserkrug öffnet (Wasserkrug-/Wassermann-Zeitalter) auf dem Grat vom zwanzigsten zum einundzwanzigsten Jahrhundert. Bevor das neue Licht kommt, wird die Finsternis fürchterlich wüten. Doch gewiss ist schliesslich der Sieg unserer heiligen Göttin.“ Die zweiundvierzig Männer riefen im Chor: „Es wird sein!“ Und nun sprachen auch die blonde und die schwarzhaarige Frau: „Es wird sein.“ Die Priesterin sagte dieselben Worte noch einmal und griff dabei mit einer Hand in ihre schimmernden haselnußbraunen Haare. Mit der anderen Hand gab sie zugleich den Männern im Kreise ein Zeichen. Diese alle neigten für einen Augenblick die Köpfe. Es war, als müssten sie etwas verinnerlichen, was ihnen nicht leicht fiel. Dann wendeten die Ritter ihre Umhänge. Diese waren nun schwarz mit weissumrandeten roten Dornenkreuzen. (Das Dornenkreuz der Marcioniter bildete auch die Vorlage für das Ritterkreuz der Templer.) Und die Männer sprachen im Chor: „In den finsteren Zeiten wird vorherrschen das Schwarz der Trauer.“ Die drei Frauen sprachen: “Wenn aber die Morgenröte der Göttin aufsteigt am Himmel der Zeit, dann wird ihre rosige Farbe überall herrschen, die blutigen Kreuze werden weichen der leuchtenden Lilie der heiligen Göttin der Liebe.“

Und die Männer wiederholten: „Wenn aber die Morgenröte der Göttin aufsteigt am Himmel der Zeit, dann wird ihre rosige Farbe überall herrschen, die blutigen Kreuze werden weichen der leuchtenden Lilie der heiligen Göttin der Liebe.“ Der Nachhall der Worte verklang. Abermals herrschte Schweigen in dem Gewölbe. Nun streckte die Priesterin ihre Arme aus und sagte: „Der erste der Ritter komme zu mir, der auserkorene für den Einherierweg.“ Ein stattlicher Mann von wohl vierzig Jahren trat vor und ging bis an den Altar heran. Die Priesterin sprach: „Nun wird der Geist des Grossen Kaisers in den Baphomet

hineingerufen werden für manche Jahrhunderte, damit er einst neu erstehen möge, um diese Welt zu regieren im Geiste und im Namen der Göttin.“ Damit reichte sie dem vorgetretenen Ritter ihre Hände, und dieser ergriff sie. Die beiden anderen Frauen bereiteten ein purpurnes Lager zwischen dem Altar der Göttin und der Baphomet-Figur. Unterdessen sprach die Priesterin – und ihre Worte schienen sowohl an den vor ihr stehenden Ritter wie auch an alle Anwesenden gerichtet zu sein: „Die ewigen Kräfte des Ilu, des Männlichen und des Weiblichen, allen Göttlichen Gipfel und höchste Macht, die durch die unsichtbaren Sonne strahlen, sollen jetzt zeugend werden zum anderen mal.“ Damit liess sie die Hände des Ritters los. Die beiden Assistentinnen traten heran. Der Ritter übergab der einen seinen Mantel, Gurt und Schwert, die andere entkleideten ihn sodann vollständig. Die erste Assistentin legte das Schwert des Ritters vor den Altar. Mit einer Flasche Rosenöl kam sie wieder und salbte damit den nun unbekleideten Körper des Ritters. Die andere Assistentin löste inzwischen mehrere mit silbernen Lilien verzierte Spangen an dem Gewand der Priesterin. Die Hülle aus lachsrotem Stoff fiel von ihr, und unbekleidet stand die Priesterin dar. Die Assistentinnen zogen sich zurück, und nur zwei Menschen standen sich vor dem Altar gegenüber: Der erste Ritter und die Priesterin – ein Mann und eine Frau. Der Widerschein offenen Lichts schimmerte auf ihrer Haut, zeichnete die Formen der zwei Körper wie mit einem rötlichgoldenen Pinsel. Die langen braunen Haare der Priesterin aber glänzten nun wie blankes Kupfer. Die Priesterin sprach: „Im Angesicht der Göttin wird gleich der Geist des Kaisers, des grossen Augustus, erstehen im astralen Liebeswerk. So wird er seinen Weg nehmen.“ Eine der beiden anderen Frauen, die blonde, nahm nun vom Altar einen breiten, scharfen Dolch und schnitt sich damit die untersten Spitzen ihrer Zopfenden ab, nur wenige Zentimeter. An den Schnittstellen erschien sogleich der Hauch eines rötlichen Lichts. Sie übergab den Dolch der schwarzhaarigen Frau, und auch diese schnitt sich die äussersten Enden ihrer Zopfspitzen damit ab. Auch bei ihr begannen die Schnittstellen leicht rötlich zu leuchten. Sodann legte sie den Dolch auf den Altar zurück und gab ihre Zopfspitzenenden der anderen, der Blonden. Diese ging zur Figur des Baphomet und zog in deren Sockel eine kleine Schublade auf. Sie nahm einen funkelnden Kristall heraus und streute die Haarspitzenschnipsel hinein. Den Kristall indes brachte sie der Priesterin. Diese hielt ihn dem entkleideten Ritter hin und sagte: „In diesen männlichen Stein, den Garil (Gral), wird nun des Kaisers Geist Einzug halten. Ilua, das weibliche Gegenstück, liege sicher verborgen im heiligen Berg Wodins (der Untersberg bei Salzburg) und harrt der neuen Zeit. Für deren Geburt werden dann die beiden Kristalle im Grossen Baphomet vereinigt werden durch eine würdige Frau.“ Die Priesterin hielt sich nun den Kristall zwischen ihre Brüste, und der Ritter küsst ihn dort. Die Assistentinnen hoben der Priesterin deren lange Haare vom Rücken vor die Schultern. Die Priesterin hielt den Kristall jetzt unten in die Enden ihrer Haare und sagte: „Die Ströme des göttlichen Lichtes Ilu fliessen! Die Quelle der magischen Sonne hat sich geöffnet.“ Ihre Haare begannen auf ganzer Länge in einem hellen rötlich-

violetten Schimmer zu leuchten. Dieses Leuchten erfasste bald ihre ganze Gestalt. Der Ritter kniete vor ihr nieder und küsste die Spitzen der langen Haare der Priesterin. Auch auf ihn ging dadurch das rötlich-violette Leuchten über. Der Ritter erhob sich wieder. Die Priesterin reichte jetzt ihm den Kristall. Er hielt ihn für einen Augenblick empor. Das rötlich-violette Leuchten erfasste den ganzen Raum. Jetzt lösten die beiden Assistentinnen ihre Haare auf, und auch aus diesen erstrahlte nun das rötlich-violette Leuchten, es durchflutete das gesamte Gewölbe und überstrahlte gleichsam das Licht der Fackeln und aus den Ölschalen. Eine der Assistentinnen nahm dem Ritter den Kristall aus der Hand, hüllte ihn in die Enden ihrer Haare und brachte ihn zur Figur des Grossen Baphomet. Dort wartete die andere Assistentin. Diese übernahm den Kristall und legte ihn im Sockel der Figur auf die Zopfspitzenenden. Jetzt entkleiden sich auch die beiden Assistentinnen und stellten sich auf die dritte Stufe des Sockels. Sie flochten ihrer beider Haare zu einem einzigen Zopf. So blieben die beiden Frauen still stehen. Auf einmal begann sich die Baphomet-Figur mit einem leisen mahlenden Geräusch zu drehen – und die männliche Gesichtshälfte blickte jetzt zum Altar und auf das dort zusammenstehende Paar, den ersten Ritter und die Priesterin. Die Runde der Ritter begann ein leises melodisches Summen, und die beiden Frauen auf dem Sockel des Baphomet griffen an ihren starken gemeinsamen Zopf und riefen dazu die göttlichen Mächte an. Die Priesterin und der erste Ritter umarmten einander, sie vollzogen den Liebesakt vor dem Altar der Liebesgöttin. Dabei wurde das Leuchten um sie herum immer stärker, heller und rötlicher – bis sich die beiden Gestalten in ein purpurnes Licht auflösten. Die Strahlen dieses Purpurlichts ballten sich und wurden von dem doppelten Zopf der beiden Frauen bei der Baphomet-Figur angezogen. Es hüllte auch diese beiden völlig in Purpurschein, sammelte sich in dem starken Zopf und ging von dort aus in die Figur des großen Baphomet ein. Die Priesterin und der erste Ritter indes waren für diese Welt verschwunden – sie würden wiederkehren, wenn die Zeit es befahl. Ihre letzte Spur war ein rötlicher Schimmer in den zusammengeflochtenen Haaren der beiden Frauen auf dem Sockel des Baphomet.

Draussen rückten unterdessen die Truppen der Inquisition an und stürmten dieses letzte noch bestehende Ordenshaus der Tempelritter. Die oben im Gebäude gebliebenen Templer, die nicht an der Zeremonie des Grossen Baphomet teilgenommen hatten, setzten sich zur Wehr. Binnen Augenblicken war die Gasse vom Klirren der Schwerter erfüllt. Ein Templer eilte in das Kellergewölbe, um die anderen zu warnen. Aber der Waffenlärm war ohnehin schon selbst dort drunten zu hören. Soeben war die Zeremonie vollendet. Die meisten der Ritter eilten nach oben zum Kampf. Trotz der feindlichen Übermacht gelang es ihnen, die ersten Angreifer wieder aus dem Haus hinaus zu drängen und weitere zunächst am Eindringen in das Gebäude zu hindern. Um so heftiger entwickelte sich der Kampf auf der Gasse. Unten in der Andachtsgrotte wurden indessen die wichtigsten Heiligtümer in Sicherheit gebracht: Die Statue

der Göttin und der grosse Baphomet. Mühsam hoben drei Ritter den grossen Baphomet von dessen steinernem Sockel, andere nahmen die Statue der Göttin. Die beiden durch den gemeinsamen Zopf aneinander gefesselten Frauen betätigten einen verborgenen Mechanismus. Sie konnten sich noch nicht voneinander lösen, die Kraft der Ilu-Schwingungen machte sie bis zu einem gewissen Grade zum Bestandteil einer anderen Sphäre. Sie wären in diesem Zustand auch unverwundbar gewesen. Das konnte jedoch nur einige Minuten anhalten. Dann würde das rötliche Licht aus ihren Haaren weichen, der gemeinsame Zopf würde sich dann auflösen lassen, und die beiden Frauen wieder ganz dieser Welt angehören. Sie musste sich daher schnell in Sicherheit bringen. Dies um so mehr, wie sie noch eine wichtige Aufgabe zu erfüllen hatten: Mit ihnen würden die tapfersten der übergebenden Templer Kinder zeugen, deren Blutslinie über viele Jahrhunderte weiterbestehen sollte. Eine Wand öffnete sich in einen breiten und hohen Gang. Ein Ritter ergriff eine Fackel. Die Frauen, die den geheimen Gang kannten, gingen im Dunklen voran. Hinter ihnen und den Männern, die die beiden Figuren trugen, schloss sich die Wand wieder; keine Spur blieb mehr von diesem Geheimnis zu sehen.

Auf der Gasse wurden die anzahlmässig weit unterlegenen Templer nach und nach niedergehauen. Auf Befehl des Inquisitors wurden sogar noch den Gefallenen die Kehlen durchgeschnitten, wie nach alttestamentarischem Opferritus, so dass das Blut der Templer über das Pflaster der Gasse strömte, wonach sie ihren Namen erhalten sollte: Blutgasse. Als die Soldaten der Inquisition den unterirdischen Kultraum erreichten, war dort nichts mehr ausser brennenden Fackeln und leeren Podesten... –

*

Folgen wir der Mythe, so wird die „Figura“ des Grossen Baphomet noch eine wichtige Rolle für den vollkommenen Durchbruch des Neuen Zeitalters spielen. Doch dies ist, wie gesagt, eine Mythe. Der sexualmagische Aspekt indes offenbart in dem Baphomet-Motiv sehr anschaulich seine Bedeutung.

Auf den folgenden Blättern wollen wir nun auch noch den Schluss der Geschichte „Die Braut des Baphomet“ betrachten, denn die darin gegebenen Schilderungen kommen den Vorstellungen der alten Templer jener „Geheimwissenschaftlichen Sektion“ ganz sicher sehr nahe.

„Die Braut des Baphomet.“
(Auszug)

(Nahe dem Jahr 2000)

Um Mitternacht in der weiträumigen Grotte des grossen Baphomet. Statt des elektrischen Lichts geben jetzt zahlreiche Kerzen rötlich schimmernde Flammen in hängenden Ölschalen eine helle Beleuchtung. Etwa zwei Dutzend Männer und Frauen stehen um die enthüllte Baphomet-Figur versammelt. Die Männer tragen lachsrote Umhänge mit silbernen Lilien darauf, die Frauen aber lange lachsrote Kleider mit Silberstickerei; ihre Haare sind vor der linken Schulter zu Schweifen gebunden. Blanchefort und Agnes stehen bei dem Altar der Göttin. Auf diesem Altar liegen die beiden Kristalle des Baphomet, der männliche und der weibliche. Blanchefort spricht mit ruhiger Stimme, jetzt nun breche die neue Zeit an, jene Zeit, da die schwarze Farbe der Trauer gegen die Farbe des Morgenrots ausgetauscht werde, weil ein neues Zeitalter aufsteigt. Statt der blutroten Kreuze aber erhebe sich jetzt die silberne Lilie der Venus. Wenn alles vollendet sein werde, dann würden Weiss und Gold alles beherrschen, und die Frauen würden ihr Haar immer offen tragen. Heute werde der grosse Baphomet belebt werden durch die würdigste Frau; der Baphomet habe sich diese Braut selbst erwählt, der ihm innewohnende Geist seine Gattin aus ewigem Recht in ihr erkannt und sie sich durch die stille Ausstrahlung seiner Liebe zugeführt. Diese werde nun auch den Weg bereiten für die Ankunft der Göttin und für deren weise Herrschaft.

Alle Anwesenden rufen aus: „Es sei!“ Agnes wendet sich jetzt dem Bildnis der Göttin und damit dem Baphomet den Rücken zu. Sie tritt dicht an den Altar und steht nun auf einem aus Silberfäden gewobenen Tuch. Julietta tritt vor und kämmt Agnes mit einem grossen verzierten Kamm symbolisch die Haare. Blanchefort verneigt sich vor ihr. Bald steht Agnes allein beim Altar der Göttin. Auf diesem liegen die beiden heiligen Kristalle. Mit jeder ihrer Hände berührt Agnes einen von ihnen. Dann hebt sie ihre Haare über die Schultern vor und dreht sich um, schaut nun den Baphomet an. Walther kommt jetzt, um ihr zu assistieren. Er reicht ihr den ersten Kristall. Diesen hält Agnes in die Enden ihrer

Haare. Dann reicht er ihr den zweiten Kristall. Diesen hält sich Agnes zwischen den Brüsten in ihre Haare. Alle Anwesenden beginnen ein leises melodisches Summen, das schon bald wieder verstummt. Die beiden Kristalle beginnen zu leuchten, und ebenso Agnes' Haare. Agnes nimmt nun die Belebung des grossen Baphomet vor. Walther assistiert ihr dabei. Er reicht ihr die Kristalle an, hilft ihr auf die Stufen des runden siebenstufigen Sockels und wieder herunter. Wie danach alle im Kreise um den grossen Baphomet versammelt stehen, entfährt dem Kristall auf dessen Doppelhaupt ein gleissender rötlich-violetter Strahl, jener Strahl, der bis zur magischen Sonne „Ilum" reicht, der unsichtbaren Schleuse aller göttlichen Kräfte. Alle Anwesenden stossen einen Jubelruf aus. Blanchefort sagt laut: „Die Zeit kommt!". Und alle wiederholen es: Die Zeit kommt! – Agnes steht neben Walther und Blanchefort vor dem Altar. Das Licht des Baphomet strahlt sie an. Blanchefort und Julietta traten vor, dicht an den Baphomet heran. So stehen sie Agnes gegenüber. Julietta löst ihre Haare auf. Blanchefort, der dem Greisenalter nahe steht, verwandelt sich in einen jungen Mann, und Julietta die Frau in den Dreissigern, in eine gerade Zwanzigjährige. Alle Kleider fallen von ihnen ab, der Schimmer der Morgenröte hüllt sie ein. So umarmen sie sich wie ein Paar, das stehend den Liebesakt vollzieht und lösen sich dabei in zuerst rötliches und dann violettes Licht auf. Dieses Licht aber ballt sich zu einer neuen Gestalt – so, als gehe diese aus der Vereinigung der beiden anderen hervor. Es ist die Gestalt eines blonden Mannes von schöner Gestalt und mit einem edlen Gesicht, das aus Geschichtsbüchern nicht unbekannt ist: Der Kaiser Augustus. Das violette Licht wandelt sich in die Farbe der Morgenröte. Aus ihr nimmt des Kaisers Gestalt feste Form an. Von dem Bildnis der Göttin her beginnt ein sanften rosafarbenes Licht zu strahlen – das Licht der ewigen Morgenröte. Dieses Licht erfüllt zunehmend das ganze Gewölbe. Agnes und der Kaiser fassen sich bei den Händen. Zwei Frauen bereiten schweigend zwischen dem Altar der Göttin und dem Sockel des Baphomet ein Lager aus vielen purpurfarbenen Decken und Kissen. Alle anderen verlassen unterdessen still den Raum.

Das strenge und zugleich schöne Gesicht des Mannes, des ersten der unsterblichen Einherier, ähnelt dem männlichen Gesicht des Baphomet, denn auch dieses zeigt nun das Antlitz des Kaisers Octavian Augustus – wie das weibliche Gesicht des Baphomet Agnes gleicht.

Octavian, der erste der Einherier, spricht zu Agnes, und seine Stimme hat einen dunklen, wohltuenden Klang: „Vor undenkbarer Zeit schon kannten wir uns, von Ewigkeit her sind wir ein Paar. Du, Agnes, und ich, Octavian. Zu jenen wenigen zählen wir, die mehrere Wege durch das Irdische gehen – Du erstmals, ich zum anderen mal. Römischer Imperator bin ich gewesen, als Augustus, deutscher Kaiser und Diener der Göttin als geheimer Kontur. Jetzt erwartet mich ein neues Amt – gemeinsam mit Dir! Unsere liebende Göttin leitet uns gut, damit wir ein neues Geschlecht begründen, das dieser Welt Führer sein wird in einer neuen, lichtvollen Zeit." Die beiden Frauen, die das Lager bereitet haben,

entkleiden jetzt Agnes aus lachsroter Seide hauchdünnen Stoffen darunter. Jetzt ziehen sich auch die stummen Helferinnen aus dem Gewölbe zurück.

Ganz als Mann und Frau stehen Octavian und Agnes sich nun gegenüber. Agnes' Augen leuchten und ihre Lippen glühen. Sie spürt die Kraft seines Geistes und sieht die Stärke des männlichen Körpers, der sich dem ihren nähert. Ein leises Beben durchläuft Agnes' Leib, als berühre das Licht der Morgenröte zärtlich überall ihre Haut. Es spannen sich ihre Brüste, und ihre Arme heben sich um den Nacken des Kaisers, der mit einer Hand um ihre Taille greift und mit der anderen in die Flut ihrer Haare. So sinken sie auf das purpurne Lager nieder – zu einem werdend im Schimmer des ewigen Morgenrots, das die Göttin der Liebe sendet, das jetzt alles durchdringt, das nun alles umhüllt. Ein neues Geschlecht wird geboren: Das Geschlecht der unsterblichen Lenker eines kommenden Zeitalters.

*

Zum sexualmagischen Hergang der Szene von 1243

Vieles spricht dafür, dass jenes „Baphometische Liebeswerk“ im wesentlichen dem Liebesakt der „Goldenen Pforte“ entspricht, jedoch mit dem Unterschied, dass statt Rückkehr ins Diesseits die Auflösung der grobstofflichen Leiber geplant ist. Der Grund dafür ergibt sich aus dem Ziel: Die Grobstoffe sollen, in komprimierter Form, für die Wiederverkörperung des Kaisers in der Baphomet-Figur bereitgehalten werden.

Den Liebesakt selbst schildert die Geschichte „Die Braut des Baphomet“ nicht detailliert. Mehrere erhaltene Vorlagen geben jedoch recht klar und deutlich Auskunft über die wichtigsten Einzelheiten:

Bereits vor dem geschilderten Akt zwischen dem ersten Ritter und der Priesterin müssen Astralakte anderer mit den beiden Assistentinnen stattgefunden haben, und zwar auf eine besondere Weise, bei der das erotische Astrallicht in den Frauen aufgespeichert blieb und nicht an die Männer übertragen wurde, wie es unter normalen Umständen geschehen würde. Wahrscheinlich sind diese Akte im Augenblick höchster Erregung unmittelbar vor dem Erguss des Mannes unterbrochen worden, um das Astrallicht nicht an ihn abzugeben, was ja sonst quasi im Austausch geschehen wäre. Daher sind die Haare der Assistentinnen so stark mit astralem Licht aufgeladen. Dieses bringen sie zur Entladung, in dem sie sich die äussersten Haarspitzen abschneiden. Dies ist mit dem Öffnen eines Gefäßes zu vergleichen, dessen Inhalt ausströmen soll, ohne dass das Gefäss selbst Schaden nehmen dürfte, da sie sein Inhalt sich sonst sofort verflüchtigen würde. Das durch die zwei Assistentinnen freigegebene erotische Astrallicht durchdringt den Raum und schafft die Voraussetzung für den besonders starken Akt der Priesterin mit dem ersten Ritter. Deren Liebesakt erfolgt also in einer bereits von erotischem Astrallicht durchfluteten Atmosphäre. Die Vereinigung dieser beiden findet vermutlich dreimal statt: Zuerst einmal im Stehen, dann einmal liegend auf dem vor dem Altar der Göttin hergerichteten Lager und dann zum drittenmal, vermutlich halb stehend und halb auf dem Altar der Göttin sitzend in einer dementsprechenden Position. Vermutlich hat sich die Priesterin mit dem Gesicht zum Bild der Göttin vor, beziehungsweise halb auf dem Altar befunden, um den Blick der Göttin in sich hinein wirken zu lassen. Dem Ritter wandte sie somit zunächst ihren Rücken zu. Wahrscheinlich empfing der Ritter erst nochmals Kräfte aus den Haaren der Priesterin, welche sie dann vom Rücken nach vorn zog. Dies entspräche auch dem dritten Weg zur „Goldenen Pforte.“ Der Mann führt sein Glied noch nicht in die Scheide der Frau ein, sondern berührt diese nur. Erst wenn die Frau sich umwendet und beide sich Angesicht zu Angesicht gegenüber befinden, erfolgt die Vereinigung. Die Anspannung ist dabei die höchste, dieser dritte Liebesakt in folge entfaltet dabei seine maximale Wirkung, er führt daher auch an die „goldene Pforte.“

Zwischen den drei „baphometischen“ Akten dürften kaum nennenswerte Pausen liegen, zumal die erotische Astralkraft enorm stark aufgebaut ist und namentlich die Priesterin gewiss ein besonders hohes sowohl diesseitiges wie astral-erotisches Potential besitzt, sie wird ganz wesentlich aufgrund ihrer sehr starke sexuellen Komponente ausgewählt worden sein; der erste Ritter hingegen vermutlich vor allem aufgrund von Tapferkeit.

Mit diesem Ausflug in das Reich von Mythe und Magie haben wir sporadisch die ganze Bandbreite der magischen Erotik durchwandert. Dies war sinnvoll, um anschaulich aufzuzeigen, wie gross das Spektrum ist und wie mannigfaltig die Ideen sind, die sich mit dergleichen verbinden.

Überdies zeigt sich auch hier im Aspekt der „baphometischen“ Sexualmagie, wie eng verbunden all dies mit der Blickrichtung auf das Neue Zeitalter ist.

So haben Sexualität und Liebe viele Aspekte – vom Alltäglichen bis hin zum völlig Aussergewöhnlichen. Alles aber gehört schliesslich zusammen, bei aller Unterschiedlichkeit, denn das ewig-göttliche Grundprinzip lebt in alledem.

Hymnus

Liebesgöttin, liebe Göttin der Liebe!
Aus der Morgenröte schaust Du uns an,
durch alle Kämpfe und Nöte ward das Werk getan.
Gewiss ist der Sieg Deines wonnigen Lichts,
der Finsternis Schatten verfliegen ins Nichts.
Treu waren wir auch in finsterer Nacht.
Doch jetzt ist die Morgenröte erwacht.
Unbezwingbar herrscht Deine Macht!
Liebesgöttin, Du liebe Göttin der Liebe.

(Ordensbuch Templer-Erbengemeinschaft)

In diesen Zusammenhang gehört auch die Frage der möglichen Verkörperung jenseitiger Wesen – beziehungsweise Wiederverkörperung Verstorbener, ohne die hoch magischen Wege, von denen bereits die Rede war.

Es mag zunächst unbegreiflich klingen und für den Menschen dieser Zeit nicht so ganz einfach zu glauben, wenn wir sagen: Verstorbene können unter bestimmten Voraussetzungen vollstofflich auf diese Erde zurückkehren – zumindest für eine Weile. Diese Feststellung hat jedoch gar nichts mit Zauberei oder dergleichen zu tun, vielmehr gründet sie sich auf durchaus schlüssige und fassbare Faktoren.

Sämtliche Stoffe, die nötig sind, um einen diesseitig-menschlichen Grobstoffleib zu bilden, kommen in der irdischen Natur vor. Daran wird niemand zweifeln; die Wissenschaft kann in genauen Prozentsätzen vorrechnen, aus welchen Substanzen ein menschlicher Körper besteht. Damit hat die irdische Natur schon einmal die erste der notwendigen Voraussetzungen gegeben – die zweite, die wichtigste, kommt aus dem Göttlichen: Es ist der jedem Lebewesen zueigene Astralkörper, der ewige innere Leib, das Grundmuster zur Verkörperung.

Wenn nun ein verstorbener Mensch (um ein solches Beispiel zu wählen) sich erneut irdisch verstofflichen möchte – und dafür die nötige Willenskraft besitzt – so ist das keineswegs schwierig. Es geschieht hin und wieder und würde vermutlich viel häufiger geschehen, wenn es einen Sinn hätte und Jenseitige es wollten. Zumeist wollen sie es nicht, sie leben ja ein neues Leben in einer angenehmen jenseitigen Welt; wozu sollten sie also auf die vergleichsweise unwirtliche Erde zurückkehren. Solches findet also wohl nur dann statt, wenn es einen ganz bestimmten Sinn erfüllen soll. Dann aber ist es dem jenseitigen (verstorbenen) Wesen möglich, kraft des Willens irdische Grobstoffe um den Astralkörper zu sammeln, zu ballen und so weit zu festigen, dass dieser Körper für einen Zeitraum von einigen Augenblicken, bei starken Wesen auch bis zu mehreren Stunden hält. Dieser neue Erdenleib ist immer eine unmittelbare Wiedergabe des Astralkörpers, daß heisst, er wirkt stets wie im Alter von etwa 21 Jahren.

Um diesen nun neugebildeten Grobstoffkörper zu festigen, bedarf es indes einer „Bindesubstanz“,die allein durch den Liebesakt mit einem gegengeschlechtlichen Menschen zugeführt werden kann. Das entspricht auch dem wichtigsten Sinn, nämlich der Erfüllung einer aus schicksalhaften Gründen im irdischen unerfüllt gebliebenen Liebe zwischen einer Frau und einem Mann aus ewiger Liebe.

Wir wollen wir dies anhand eines anschaulichen Beispiels betrachten. Der Legende nach, bestand eine solche Liebe zwischen Julietta Montefeltro und einem deutschen Prinzen aus dem Hause der Askanier. Diesem erschien Julietta

also, aus dem Jenseits kommend. Die beiden liebten einander, und so konnte Julietta bleiben, sie gebar ihm sogar noch ein Kind in dieser Welt. Das ist eine Legende, doch vielleicht ist sie wahr.

Diese Geschichte ist übrigens in stark verfremdeter Form in „Hoffmanns Erzählungen“ eingegangen: Julietta verlangt Hoffmanns „Herz“. Wenn wir das Drumherum der Opernhandlung übersehen, bleibt ein wahrer Kern: Die Wiedergekehrte braucht aus dem Mann die Kraft seiner Liebe.

So gibt es manches, was dem „aufgeklärten“ neuzeitlichen Menschen unglaublich vorkommt – und es ist dennoch möglich!

*

18. Feuer der Leidenschaft

Es gibt keine Liebe ohne Leidenschaft – mögen auch Art und Ausmass der Leidenschaft durchaus verschieden sein, je nach individueller Veranlagung, Herkunft, Kultur und Mentalität. Daher lassen sich die Äusserungen der Leidenschaft allein in form von Erzählungen einzelner Geschehnisse darstellen; und auch dies könnte selbstverständlich nie auch nur annähernd vollständig sein. Dennoch sei hier bis zu einem gewissen Grade versucht, wichtige Massstäbe aufzuzeigen, die im näheren Zusammenhang mit unserem zentralen Thema eine besondere Rolle spielen.

Dieses Kapitel unseres Buchs wird ein bisschen einseitig ausfallen. Es schreibt ja der Mann, und er kann allein seine eigene Gefühlswelt richtig verstehen und wiedergeben. Dennoch wird er sich auch hier um den Blick von beiden Seiten bemühen, so weit das möglich ist. Doch es wird schwierig werden. Das steht hier ausdrücklich, weil dies ein vollkommen ehrliches Buch sein will. Ebenso, wie das 12. Kapitel allein dank des tatkräftigen Beistands durch eine junge Dame möglich wurde, weil jenes ganz besonders die Frauen anbelangt und daher eindeutig weiblich geprägt ist, so wird also hier, in diesem 18. Kapitel, die männliche Sicht überwiegen. Die Leserinnen mögen Nachsicht üben. Es ist ja unmöglich, Gefühle wie die hier zu schildernden aus Darstellungen anderer, Erzählungen von Frauen, so perfekt nachzuempfinden, dass der Geist weiblichen Fühlens und Denkens echt und fehlerfrei und in all seiner Feinfühligkeit wiedergegeben werden könnte. So ist es, weil wir eben in beglückender Weise verschieden sind!

Leidenschaft empfinden gewiss beide Geschlechter, Frauen und Männer, aber doch sicher auf unterschiedliche Art. Bei der Frau ist es wohl so, dass die Leidenschaft in das Innere hineinzieht, beinahe im Verborgenen lebt. Dort im Innern tost es kaum geringer als beim Manne, jedoch beherrscht, sich aufstauend hinter den Deichen ihres Gemüts. Erst im Moment der Erfüllung können diese Deiche dann brechen, und der Sturm der Leidenschaft, wie er aus ihr, der Frau, dann herausbricht, reisst die ganze Welt mit sich. Es gibt die Frauen, bei denen es sich so verhält. Es gibt andere Frauen, bei denen hält der Deich stand. Aber die Wellen der Leidenschaft überspringen ihn schliessßlich doch. Das ist ein wiederum anderes Empfinden. Statt der einen alles überrollenden Woge steigt die Flut jenseits des Deichs erst allmählich und dann immer schneller an. Es mag noch manche Unterschiede geben, doch eines bleibt wohl das Charakteristikum: Die Leidenschaft der Frau, obschon nicht minder stark als die des Mannes, bleibt zumeist doch beherrschter als die seine, eingedämmt durch das andersartige Wesen der Frau. Denn sie ist ja der anziehende Pol – er hingegen muss sie erobern! Allein schon dadurch äussern sich Verliebtsein, Liebe und Leidenschaft von Frau und Mann in unterschiedlichen Formen.

Eine rechte Frau will erobert sein. Das ist heute nicht anders als es vor fünftausend Jahren war und wird auch immer so sein; es liegt begründet in der Natur. Darum ist SIE verhalten – ER stürmt voran.

Deshalb sind die offenkundigen Stürme der Leidenschaft vielleicht doch ein besonderer Wesenszug des Mannes. Ein solcher spricht hier, und er weiss wovon er redet. In Leidenschaft, bis zum Irrwitz gesteigert, kann eine aufregende Frau den Mann versetzen. Er vergisst dann alles, was nicht sie anbelangt, in seinen Gedanken entsteht kein anderes Bild mehr als das ihre. Solche Leidenschaft entbrennt auf dem Grat zwischen Verliebtsein und Lieben, sie wird rasend mit der ersten körperlichen Vereinigung. Um mächtig zu werden, braucht Leidenschaft mehr als Schwärmerei und romantische Träume. Die angebetete Frau muss des Mannes Gefühle erwidern, zum mindesten aber seine Sehnsucht nach körperlicher Vereinigung teilen. Die rasende Leidenschaft braucht zur Liebesglut des Herzens das starke sexuelle Erlebnis. Leidenschaft will die Fähigkeiten aller Sinne auskosten – immer wieder, bis zur restlosen Erschöpfung des Ichs auf allen Ebenen. Erst so kann Leidenschaft zum königlichen Wahn werden – denn Leidenschaft bedeutet die vollständige Überwindung des Intellekts, das Aufgehen in Gefühl und in jeder Sinnlichkeit. Das ist ihr Gipfel. Der Mann ersteigt ihn über gefährliche Abgründe und Schluchten, Schmerz und Gefahr schrecken ihn nicht – denn auf dem Gipfel wartet ja SIE!

Bevor wir uns aber der steilen Felswand nähern, die hoch hinauf zum Gipfel führt, laufen wir über blühende Wiesen und sanfte Hügel bis an den Fuss des Berges heran. Dies ist die Phase der ersehnenden Leidenschaft. Sie ist noch mehr Traum als kühne Tat, aber womöglich schon entschlossenes Nachdenken und Planen, wenngleich noch fern der Erfüllung; der Gipfel ist noch weit, hoch in den Wolken des Himmels der Verliebtheit. Hier nährt sich der Schwall der Leidenschaft, wird vom Bächlein zum Fluss und zum Strom, welcher schliesslich in den siedend heissen Ozean des Liebesrauschs mündet und zu diesem selber wird.

Leidenschaft gibt es nicht ohne die Verliebtheit im Anfang. Blosse Besessenheit von nur sexueller Begierde ist selbst im extremsten Falle nicht Leidenschaft; denn Leidenschaft ist etwas unendlich viel grösseres: Sie will den geliebten Menschen völlig in sich aufsaugen – mit Körper und Geist! Und dabei ist das Herz immer die erste, die alles bewegende Kraft. Sie weist der Leidenschaft einen anderen Menschen zu, der nun für ihn – oder für sie – der einzige ist. Kein anderer kommt überhaupt in Betracht: Leidenschaftliche Liebe ist ja vollkommen masslos, sie verliert jeden Sinn für die profane Realität, weil sämtliche Sinne auf das masslos geliebte und masslos begehrte Wesen ausgerichtet sind. Für anderes bleibt nichts mehr übrig. In der Leidenschaft kennen wir nur noch uns, SIE oder IHN. Alles Restliche ist uns auch gänzlich gleichgültig – wie uns auch keine etwaige Gefahr bekümmert. Die Liebe hat

sich auf den Weg zu ihrem bizarrsten und zugleich süssesten Gipfel begeben; auf den Weg in die Feuer der Leidenschaft!

Über die Stürme der Leidenschaft kann niemand dozieren. Allein lebensvolle Fallbeispiele vermögen sie in all ihren Facetten zu zeigen und deutlich zu machen, wo aus romantischer Schwärmerei und sexuellem Verlangen endlich das astrale Feuer von uns Besitz ergreift – ob für ein paar Augenblicke oder für eine lebenslange Erfüllung. Zwei Geschichten sollen deshalb nun erzählt sein, fünf wahre Geschichten, mit glühendem und blutendem Herzen durchlebt wie das Schicksal es gab. Namen und Orte wurden mitunter verändert. Die Bilder aber müssen die echten bleiben, sonst kehren die starken Gefühle nicht wieder und lassen sich auch nicht weitervermitteln.

Weil die wahren Gestalten der Liebenden vor dem inneren Auge erstehen, können sie wirklich gegenwärtig werden, spürbar, begreifbar und berührbar. Sie ähneln einander, denn ein Mann verliebt sich ja immer wieder in die gleiche Frau, weil er nach jener einen sucht, seiner Geliebten aus ewigem Recht. Wer diesem seinem Schicksal allzu hitzig entgegeneilt, kann dabei bittere Wunden erhalten, vielleicht eine darunter, die niemals mehr heilt. Doch auch das macht ihn nicht ruhiger. Er hat ja den Ruf seines Schicksals vernommen, klar und deutlich. So stürmt er weiter voran, mag er auch stürzen, er wird sich aufraffen, weitergehen, womöglich blutend aus tausend Wunden und vor Schmerzen dem Irrsinn nahe – eines hält ihn doch aufrecht und seinen Geist klar: Er kennt das Ziel! Diesem läuft er entgegen, weiss er auch, es ist schon nicht mehr in dieser Welt, die Hand des Schicksals riss die Geliebte ja schon hinüber in ein anderes Reich. So wird er nach Gleichnissen von ihr suchen – oder schliesslich drüben in jenem anderen Reich. Was ist leben, was ist sterben – so lange wir lieben?! –

Ein Mann kann einer Frau begegnen und in ihr die Geliebte aus ewigem Recht erkennen – oder ein dieser sehr ähnliches Wesen – auch wenn er das Wissen um die inneren Zusammenhänge dessen noch nicht hat. Er verliebt sich in diese Frau. Und es ist das, was der Poet die Grosse Liebe nennt. Doch noch ehe diese Liebe sich ganz entfalten kann, stirbt die Frau. Nach einer erheblichen Dauer der Traurigkeit beginnt der Mann, diese Frau in anderen Frauen zu suchen. Manche findet er. Und doch bleibt die eine, die erste, unüberwindlich. Sie hat ja das grosse Geheimnis mit in eine andere Welt hinüber genommen. Nie wird er daher in diesem Leben wissen können, ob sie jene eine war und ist oder nicht. Sie bleibt das grosse Geheimnis. Der Mann weiss es nicht völlig zu deuten. Schöne Frauen hatte er inzwischen gekannt und geliebt. Diese alle waren der ersten sehr ähnlich – und sie blieben ihm kein Geheimnis. Jene eine aber ersetzte keine von ihnen. Und er begriff: Diese eine hatte sämtliche Weichen seines Lebens gestellt. Mehr als ein viertel Jahrhundert verging – aber nicht ihr Bild in ihm. Dabei wusste er noch immer nicht wirklich, wer sie gewesen war – sie blieb das Geheimnis. Sie, von der in diesem Augenblick die Rede ist, hiess: Vera. Und mag es auch für jeden anderen bedeutungslos sein, so

erscheint es dem, der sie liebte, doch schicksalhaft, das der Name Vera, übersetzt, „die Wahrhaftige“ heisst ...

Dies ist, mit wenigen Sätzen, die Geschichte des Mannes, der dieses Buch schreibt. Er würde es sonst wohl gar nicht begonnen haben. Aber er schrieb es – in Liebe – und darum ist es ein sehr ehrliches Buch, eines mit dem Mut zu den Gefühlen, über die es spricht. Darauf kommt es ihm an.

Vieles ist jetzt sehr persönlich. Ihr werdet das merken. Doch über die Feuer der Leidenschaft zu sprechen – dahin führt allein ein Weg: In ihren Grundzügen wahre Geschichten erzählen! Dies soll nachstehend geschehen. Die ersten beiden Geschichten stammen aus einem auf viel Wahrheit beruhenden Roman, für dieses Buch in die passende Form gebracht.

Diese nun folgenden Geschichten sprechen von der Kraft der Gefühle, von der Liebe, die alle Schranken des Alltags durchbricht und die Zeit überwindet. Es sind also Liebesgeschichten, wie es auch andere gibt. Jedoch aus den Feuern der Leidenschaft empfangen, empfunden und durchlebt – rückhaltlos, wild mitunter – ohne furchtsam nach der Vernunft zu fragen.

Fünf der Geschichten folgen nun (davon in diesem Einblick nur zwei). Die ersten drei schildern nicht zufällig Frauen ein und desselben Typs. Es sind ja eben die Geschichten eines Mannes, der immer nur eine Frau liebte, in mehrfacher Gestalt – ein wenig wie das Gleichnis in „Hoffmanns Erzählungen“. Es ist auch kein Zufall, dass einmal die langen Haare einer Frau von ganz besonderer Bedeutung sind, denn ohne dieses Miterleben und Verstehen von so sehr weiblichen Gefühlen, hätte kein Mann dieses Buch richtig schreiben können. Die Liebe zur weiblichen Schönheit allein würde dafür nicht ausgereicht haben.

Geschichten also nun, wahre Geschichten leidenschaftlicher Liebe. Sie kommen aus dem Leben – aus dem Erleben – auch wenn einige Namen und manche Einzelheiten verändert sind; die Darstellungen der Frauen blieben davon unberührt, auch ihre Vornamen sind die richtigen geblieben. Der noch in Arbeit befindliche Roman, dem die Geschichten entstammen, ist insofern ein Stück stoffgewordener Leidenschaft.

*

Das Leben ist immer heute,
nie gestern, nie morgen –
immer: heute!
(George Armstrong Custer)

MARION

(Nach dem Schlüsselroman „Z-Plan")

Ernst Lukowsky besuchte Bernd Meissner nicht zum erstenmal in dessen Düsseldorfer Junggesellenwohnung, doch nun waren seit dem vorigen Mal viele Jahre vergangen. Geändert hatte sich dennoch wenig. Die Einrichtung war inzwischen erneuert, doch im bekannten Stil. Diese Wohnung bestand aus vier grossen Zimmern im zweiten und zugleich obersten Stockwerk eines Neubaus im Zooviertel. Eine einschmeichelnde Melodienfolge durchströmte die Räume. Nicht laut und nicht leise. Ein gutes Dutzend Gäste hatte Meissner eingeladen, ausnahmslos junge Leute. Bernd Meissner führte Lukowsky grosssprecherisch ein: „Meine Damen und Herren, Freunde und Freundinnen, Brüder und Schwestern! Hier seht ihr erstmals und einzigartig meinen Freund Ernst Lukowsky, einen Heros der Gegenwart, Kriegsherr von Afrika und Indochina, Bezwinger der Lüfte und unserer müdegewordenen Zeit, der nicht in warmen Stuben haust, sondern täglich in die Wolken steigt, um Siege zu erringen! Ich bitte, ihn gebührend zu feiern! Ein dreifaches Hipp Hipp Hurra!" Meissner lachte über seinen blöden Vortrag. Stimmen riefen und lallten durcheinander. Meissner legte seinen linken Arm um Lukowskys Schulter und führte ihn durch den grossen, halbdunklen, mit schwarzen Ledermöbeln ausgestatteten Raum. Überall sassen, hockten, lagen und kauerten Menschen. Lukowskys Gruss ging im Stimmengewirr unter. Daraufhin hob Meissner beschwörend die rechte Hand: „Silentium, Brüder und Schwestern!" Er schrie und brüllte; „Silentium! Hört mal her!" – Es wurde ruhiger, endlich trat Schweigen ein. Meissner stellte Lukowsky Leute vor: „Hermann Berst. Verwirrter Studiosus der Philosophie und der Theologie im sechsundzwanzigsten Semester - unser hervorragendstes Genie." Hermann Berst trug einen Vollbart. Er blickte ernst drein und sah aus wie Johannes der Täufer vor der Enthauptung. – Meissner stellte umstandlos weitere Leute vor: „Ah! Hier: Marion Keller! Im alten Venedig wäre sie zu einer grossen Kurtisane geworden – wenn sie nicht so spröde wäre." Marion Keller hörte es und zeigte Meissner andeutungsweise den Vogel. Diese Frau musste auffallen. Lukowsky gefiel sie sofort. Eine jener Frauen des klassischen Schönheitsideals, die bei ihm den Blitz einschlagen lassen konnten. Marion Keller mochte Anfang zwanzig sein. Sie war mehr als hübsch; sie war schön: Gross und schlank, ausdrucksvolle dunkle Augen, viel langes dunkles Haar, wunderschöne Hände, ein makellos geformter Körper, schlank aber nicht dünn, in rote Seide gehüllt. Die schöne Frau sah ihn mit grossen dunklen Augen an, ihre Blicke begegneten sich auf den Bruchteil einer Sekunde. Die Frau verzog sich ins Dunkel des geräumigen Zimmers. Meissner stellte weiter vor: „Mae, ein lieber Gast aus den Staaten..." Ein lustiges Mädchen nickte freundlich und schwenkte ein halbvolles Glas. – „Jan Kirchberg", fuhr der Gastgeber dieser illustren Gesellschaft fort: „War ein echter Wunderknabe, klimperte schon mit

drei Jahren falsche Tonleitern auf Vaters Klavier. Und hier Ellen, seine Sklavin und erste Haremsdame...“ Alle stellte Meissner vor, alle seine anwesenden Freundinnen und Freunde, so weit sie nicht besinnungslos waren: „Anne, langweilt sich an der Kunstakademie, zu Haus ist sie in Lyon... Kurt, unser Meister der Technik... - Jimmi... - Harald... - Elsa, nicht von Brabant...“ –

Lukowsky kam sich unangebracht in dieser Runde vor, ohne es störend zu empfinden. Der Blick auf die junge Frau namens Marion war das Ertragen des Rests der Gesellschaft wert. Lukowsky suchte und fand sie mit seinen Blicken. Er sah zu ihr hinüber. Das war eine Frau, die zu haben sich lohnte. Sie langweilte sich ganz offenkundig. Lukowsky nahm sich vor, sie kennen zu lernen. Erst einmal trank er mit anderen, führte kleine belanglose Gespräche, musste auf Meissners Verlangen hin Fliegergeschichten erzählen, deren mehr oder minder dramatischer Verlauf ein interessantes Streiflicht auf den Hausherrn zu werfen hatten. Ein bisschen komisch kam er sich dabei vor, aber es amüsierte ihn. Bald verteilte sich die Gesellschaft vollends. Lukowsky hielt Meissner beim Arm, als auch jener gerade in eine andere Ecke des Raumes gehen wollte: „Bernd!“ Meissner drehte sich um: „Ja?“ – „Ich wollte eigentlich nur die Unterlagen wegen des Absturzes der Do 28 von Dir holen,“ sagte Lukowsky: „Wo hast Du das Zeug?“ Meissner befreite seinen Arm und setzte sich: „Hör’ mal, das kann doch jetzt wirklich nicht wichtig sein! Amüsier Dich erstmal“ Lukowsky sagte: „Dazu brauche ich die Papiere.“ Meissner liess ein gedehntes Stöhnen hören.: „Also gut! Nachher suche ich das Zeug raus, ja. Warte eben ein bisschen. OK? Ich muss suchen! Unterhalte Dich derweil anständig. Sauf Dir wenigstens einen an und schnapp Dir ein - zwei Miezen!“ Meissner ging murrend, die Papiere suchen.

Nur vereinzelt tanzten einige Paare, obschon das Riesenzimmer allen gleichzeitig Gelegenheit dazu geboten hätte. Ohne Aufmerksamkeit beobachtete Lukowsky Meissners buntgekleidete oder halb nackte Gäste. Das Halbdunkel liess alles undeutlich erscheinen. Aber sein Blick war ohnehin nach innen gekehrt. Auch dort fand er keine klaren Bilder. Das befremdliche und gleichsam wohltuende Halbdunkel schien auch seine Gedanken zu umfangen. Wie die Bilder vor Lukowskys Augen, so verschwamm die Musik in seinem Ohr. Alles was um ihn herum geschah, floss teilnahmslos vorbei. – Die junge Frau namens Marion fiel ihm wieder ein. Den Blick ihrer Augen konnte er noch in sich empfinden. Er hielt Ausschau nach ihr und entdeckte sie in einem tiefen schwarzen Ledersofa. Sie wirkte müde und unlustig. Ein betrunkener junger Mann unternahm einen kläglichen Annäherungsversuch. Marion schubste den arg angetrunkenen Verehrer mitleidslos vom Sofarand. Der Mann purzelte zu Boden, blieb auf dem Teppich liegen und schlief ein. Lukowsky ging hin. Er fasste den inzwischen schnarchenden Betrunkenen beim Gürtel, zog ihn anderthalb Meter zur Seite und trat dann zu dem Sofa, auf dem Marion Keller sich langweilte. Er fragte: „Erlauben Sie, dass ich mich zu Ihnen setze?“ Sie sass still da, in einem langen engen Kleid aus blutroter Seide. Die schöne Frau hob

die Lider mit den langen geschwungenen Wimpern und blickte Lukowsky mit grossen dunkelbraunen Augen von unten herauf an. Sie musterte ihn sekundenlang und sagte dann: „Wenn Sie versprechen, mich nicht anzuöden?“ Lukowsky sagte: „Ich verspreche es!“ Er setzte sich neben sie. Marion wendete ihm den Kopf zu und musterte ihn abermals. Ihr Blick war in seine Augen gerichtet, sie schien ihn möglichst genau abschätzen zu wollen. Er sagte: „Sie sind eine schöne Frau! – Die schönste weit und breit.“ Marion deutete ein für das Kompliment dankendes Kopfnicken an und sagte souverän: „Ich weiss.“ In ihren Augen und auf ihren roten Lippen stand geschrieben, wie genau sie es wusste. Lukowsky betrachtete sie: Ein schönes Gesicht, ein sehr schönes Gesicht. Wie von Botticelli gemalt. Mit einem Mund voll stiller Sehnsucht. Die dunklen Haare wurden auf der rechten Seite mit einer roten Spange aus dem Scheitel gehalten, kräftige dunkelbraune Haare, beinahe schwarz, glatt, glänzend und gleichmässig lang bis gut an die Taille. Diese Taille war schlank und hoch. Darüber zeigten sich in einem tiefen Dekolleté prächtig ausgebildete Brüste. Die Schlitze in der roten Seide des Rockes gaben den Blick auf lange wohlgebildete Beine frei, bis hinauf zu den Oberschenkeln. Die helle glatte Haut schimmerte zwischen der Seide hervor. Die zierlichen Füsse der Frau steckten in blanken roten Schuhen. Schmuck glitzerte an Marions Hals, Handgelenken und Fingern. Lukowsky sah diese Frau an, ruhig, er liess sich Zeit. Und die Frau genoss es, betrachtet zu werden. Sein Blick senkte sich auf eine ihrer schöngeformten Hände, an deren Fingern lange rotlackierte Nägel glänzten. Er nahm die rechte dieser Hände in seine rechte Hand: „Ich heisse Ernst Lukowsky. – Wie darf ich Sie nennen?“ Er hob den Blick wieder zu ihren Augen. Sie entzog ihm ihre Hand – langsam, betont langsam – und antwortete: „Marion. Und Du kannst Du sagen. Hier sagt sowieso jeder Du zu jedem.“ Lukowsky erwiderte: „Sie sind nicht jede! – Du!, Marion.“ Jetzt lächelte sie. Ein kleines, feines Lächeln voller roter Lippen. Ein unsichtbarer Schwarm winziger Funken sprang zwischen Marion Keller und Ernst Lukowsky hin und her – noch keine heissen Ströme – aber ein erster schneller Funkenflug. An der gegenüberliegenden Seite des grossen Zimmers entzündete ein Mädchen vier hohe Kerzen, deren Wachssäulen rot aufleuchteten. Marion erklärte Lukowsky, was nun bevorstand: „Der irre Berst macht jetzt ein Zombi.“ Lukowsky sah die Frau fragend an und legte dabei seinen Arm um sie. Marion sagte: „Du wirst schon sehen. Ich finde es scheusslich. Berst ist ein Irrer. Er spielt am liebsten mit schlafenden Frauen. Er behauptet, sie liessen ihm dann die Illusion der Reinheit. Aber ich glaube, er stellt sich dabei vor, es seien Tote. – Er spinnt.“ Sie rückte kaum merklich ein paar wenige Zentimeter dichter an Lukowsky heran, jene Zentimeter, die enge Körperberührung ausmachten. Lukowsky zog die Frau sanft aber fest an sich heran. Seine Hand glitt an ihrem Oberarm zur Taille. Dort fühlten seine Finger die Enden fülliger Frauenhaare über roter Seide und darunter das von weicher Haut überspannte Fleisch der schönen Frau. Der Druck seiner Hand war fest. Die Frau neben ihm musste spüren, dass der Mann, zu dem diese Hand gehörte, nicht vorhatte, sie so bald wieder loszulassen. Ein rascher Schauer durchzitterte

den biegsam schlanken Frauenkörper, so schnell und so schwach, dass allein die feinfühligen Fingerkuppen der Männerhand es empfinden konnten, vielleicht auch mehr erahnend als dies.

Aber Lukowsky spürte es doch: Die heissen Ströme begannen zu fliessen, und es war ein starkes, sehr ehrliches Gefühl, ein Gefühl, das immer noch Herzklopfen kannte und Verliebtheit hiess – mehr als geile Gier.

Ein trauriger Bariton sang in englischer Sprache von einer alten Frau in einer Kirche, von einem Pfarrer, der an seiner Predigt schrieb, die niemand hören wollte, von trister Einsamkeit. - Er sang nicht gut, aber die Melodie war leidlich hübsch. Bernd Meissner hatte sich wieder aufgerafft und erschien flankiert von zwei Mädchen, die hohe rote Kerzen trugen, welche sie nun an vier Stellen des Raumes aufstellten, so dass sie die Ecken eines Quadrates bildeten. Die Kerzen brannten mit grossen, unsteten Flammen. Die Kerzenträgerinnen entfernten sich. Meissner verkündete pathetisch inmitten des von vier Kerzen begrenzten Feldes: „Der erhabene Meister wird sich sogleich herablassen, uns ein Zombi zu machen!“ Beifall scholl auf. Meissner verliess die Zimmermitte. Die Musik ebbte ab. Laut und drohend ertönte statt dessen Mozarts Requiem: „Domine Jesu“. - Auch diese Klänge wichen. Atonales Trommel- und Flötenspiel hub an. Hermann Berst schritt in die Mitte des Raumes zwischen den Kerzen. Er hatte eine weisse Kutte mit schwarzer Kordel übergezogen. Die Augenhöhlen waren schwarz oder dunkelblau geschminkt, was seinem Gesicht das Aussehen eines Totenschädels gab. Berst lief in dem Caré, auf und ab, als suche er den Schnittpunkt gedachter Diagonalen. Sein tief aus den Höhlen dringender Blick schweifte und ankerte schliesslich in einer entlegenen Nische des grossen Zimmers. Er richtete den Blick zur Decke und rief mit tiefer, grollender Stimme: „Ellen! - - - Ellen! - Dich rufe ich! Ellen! Dich befehle ich her!“

Ausser den Kerzen brannte kein Licht mehr. Ein Mädchen von 18 oder 19 Jahren in einem kurzen schwarzen Kleid und mit schwarzen Strümpfen trat zögernd zu ihm. Das Gesicht des Mädchens war in der Dämmerung undeutlich. Erst im Kerzenkreis wurden herausfordernde Züge erkennbar; absurder Spass an einem bizarren Spiel. Welliges dunkelblondes Haar umstrich die Wangen und Schultern des Mädchens. Jetzt stand es im Mittelpunkt zwischen den Kerzen, Berst knapp ausserhalb des gedachten Quadrates. Er schlug die Kapuze über den Kopf. Sein Organ wurde noch tiefer und herrischer: „Ellen! Schmutz der Du bist! Ekel, der Dich peitscht! Grauen, das Dich würgt! Recke Deine Arme gen Himmel und leugne nicht den Schmutz der Geilheit an Deinen Händen!“ Das Mädchen gehorchte und verbiss ein Schmunzeln. „Zombi!“ schrie daraufhin der Mann in weisser Kutte: „Zombi!“ grölte oder lallte ein Teil der Gesellschaft, teils von Alkohol und teils von Rauschgiften wirr. Und Berst rief abermals: „Zombi! Zombi sei! Gier speit Dein Auge, Wollust Dein Mund und Schmach Dein Leib! - Nenne Dich nicht länger Weib, Untier. Nenne Dich nicht

länger Mensch, Satansfrucht! Krümme Dich, Zombi! Erweise Dich als Vieh, das Du von jeher bist! Krümme Dich, Tier, krieche am Boden, schlürfe den Schmutz aus Deinem Spiegel und vergehe!“ –

Anscheinend widerwillig beugte das Mädchen den Körper, berührte mit beiden Händen den Boden und senkte das Haupt. „Tiefer!“ befahl Berst mit ins Kreischen umschlagender Stimme. Seine Arme beschrieben beschwörend Bahnen in der Luft, sein Atem wurde schwer, die Schultern fielen ein, wie ein buckliger Greis stand er da. Seine Zähne knirschten: „Zu Boden sollst Du, am Boden sollst Du bleiben! Nieder mit dem wideren Schädel! Wische den Boden mit Deinen sündigen Locken, winde Dich im Staub gleich dem elendsten Wurm, verwandt dem eklen Gift, das gekrümmt und gebrochen verfliegt - aushaucht sei Dein scheusslicher Odem, vom Blute entleert werde Dein geiler Leib – Zerbrich! - Zerbrich!“ Seine Hände begannen zu zittern, er flüsterte: „Zerbrich! Versenke Dich in den Moder der Gebeine Deiner Sünde! Schwele im Dunst Deines Giftes!“ - Ein Beben zuckte durch den schweissglitzernden gebeugten Mädchenkörper zwischen den flackernden Kerzen. Erdrückende Stille lag im Raum. Mit weiten Schritten umrandete Berst mehrfach das Caré. Seine Bewegungen erschienen verkrampft, unnatürlich und grotesk die Riesenschritte. - Er blieb ruckartig vor dem Mädchen stehen und starrte es mit glasig aus den geschminkten Hohlen tretenden Augen an. Langsam, unendlich langsam, tastete seine Rechte unter den weissen Stoff der Kutte, verweilte dort kurz und riss einen blanken Kris hervor. Der Kris richtete sich auf die gebückte Gestalt. Berst schritt vor und beugte sich ebenfalls. - Wiederum betont langsam - als sei es ein finsterer Ritus – setzte Berst den scharfen Dolch am Rückendecolleté des Mädchens an und schlitzte langsam bis unten hin das Kleid auf. Es sah aus, als schäle er es – als zöge er einem erlegten Wild das Fell ab. Stoffstück um Stoffstück fiel zu Boden. Dann trennte Berst die Strümpfe auf. Es sah es aus als löse er die Haut von den Beinen des Mädchens. Das Mädchen zitterte. Längst schien dies Schauspiel kein Scherz mehr zu sein. Doch die Gesellschaft verfolgte gebannt jede Geste des Mannes in der weissen Kutte. Dieser richtete sich nun auf. Ein Schüttelfrost schien durch seine Glieder zu rasen, doch er fing sich schnell und stand völlig ruhig. Er erhob den Kris mit der rechten Hand. Die linke packte das Mädchen beim Schopf und riss das Gesicht empor, in dem kein Ausdruck lag. „Zombi!“ rief Berst inbrünstig: „Zombi sei auf immer! Erhebe Dich nimmermehr! Zergehe in endloser Qual. O, erbärmliches Tier!“ Seine Stimme schwoll an und wurde heiser: „Ich aber will Dich leiden und bluten, weinen und in Krämpfen winden sehen, will Dich stöhnen und ächzen, gurgeln und grunzen hören! Wälze Dich im brodelnden Geifer, Du sollst Dich wälzen im Weltkot, blutleer und entehrt!“ Berst packte das Mädchen wieder beim Haar und zog den Kopf hoch. Lukowsky sah, dass sich kleine Wunden am Körper des Mädchens auftaten. Blut rann daraus hervor. Marion Keller legte eine Hand auf Lukowskys Oberschenkel und kniff ihn tüchtig ins Fleisch. Sie flüsterte: „Es wird diesmal wieder ekelhaft.“ Lukowsky drückte die Frau noch ein wenig

fester, löste dann seinen Griff und sagte halblaut: „Entschuldige mich für ein paar Minuten.“

Lukowsky erhob sich. Er schritt umstandslos in die Mitte des durch rote Kerzen gebildeten Carés. Er packte Berst mit einer Hand im Genick und mit der anderen bei der Kordel der Kutte. Er schob Berst aus dem Caré, setzte ihm einen Fuss auf den Hintern und trat zu. Irgendwo im nahen Dunkel war Poltern zu hören. Lukowsky drehte sich um und verkündete: „Ende der Vorstellung!“ Es herrschte völlige Stille. Nur ein Geräusch war vernehmbar: Das leise Winseln des Mädchens am Boden zwischen den Kerzen. Im Schatten dieser Kerzen raffte sich Berst auf. Lukowsky streckte einen Arm aus, zeigte auf den Mann in der Kutte und sagte ohne besondere Betonung: „Noch eine solche Sache von Ihnen, und Sie sterben!“ Berst sah ihn verständnislos an. Dann verzog er sich wortlos ins Dunkel. Lukowsky beugte sich dem Mädchen am Boden zu und rief Bernd Meissner herbei „Bernd! Kümmere Dich um sie. Sofort!“ Erst jetzt kam Bewegung in die Gesellschaft. Lukowsky wendete sich ab und ging wieder zu dem Sofa, in dem Marion gesessen hatte. Sie war aufgestanden. Sie sagte zu Lukowsky: „Ich möchte weg. Es kotzt mich an – pardon – es konveniert mir hier nicht mehr.“ Lukowsky nickte ihr zu und nahm sie beim Arm. Aus Lautsprecherboxen irgendwo sang eine Frau in französischer Sprache von zwei Perlen, die sie verloren habe und nicht mehr finden könne.

Ernst Lukowsky und Marion Keller verliessen den Schauplatz. Im Fahrstuhl fragte Lukowsky: „Ich bringe Dich jetzt nachhause?“ Marion beugte das Gesicht in die Hände und massierte sich mit den Fingerspitzen die Stirn. Sie war ein bisschen angetrunken. Sie blickte auf und sagte: „Ich wohne in Büderich.“ Nach Büderich musste Lukowsky ohnehin, aber er wäre jetzt auch überall sonst hin gefahren. An der frischen Luft fühlte sich Marion besser. Sie ging bewusst langsam. Lukowsky führte sie zum Parkplatz seines Wagens und half ihr auf den Beifahrersitz. Marion nannte eine Adresse, wie einem Taxifahrer, und schlief dann sofort ein.

Es hatte einige Mühe gekostet, Marion in Büderich wachzurütteln, sie war fest eingeschlafen. Aber dann war sie doch aufgewacht und schnell erstaunlich munter geworden. Jetzt war sie im Badezimmer ihrer Wohnung verschwunden, nachdem sie Kaffee aufgesetzt hatte. Während der Kaffee gedieh und die Frau sich frisch machte, steckte Lukowsky eine Zigarette an. Er fand zwar keinen Aschenbecher, aber ein brauchbares Onyxschälchen. Lukowwsky entdeckte eine Musikanlage und schaltete auf’s Geratewohl ein. Eine nette italienische Unterhaltungsmusik ertönte.

Marion Kellers Wohnung war geräumig, teuer und durchaus geschmackvoll eingerichtet, sehr hell, cremefarbene Ledermöbel, dazu Art Deko auf weissem hochflorigem Teppich. An den Wänden hingen Aquarelle von Landschaften und ein grossflächiges Mosaik im römischen Stil. Das hatte Marion selber gemacht, wie er später erfuhr. Alles war grosszügig – auf eine

besondere Weise zugleich gemütlich. Die ganze vordere Seite bestand aus Fenstern. Dort gab es eine Menge Zierpflanzen und Topfblumen. Am Tage musste dieser Raum strahlend hell sein. Jetzt kam nur eine indirekte Beleuchtung von irgendwo her.

Es dauerte eine ganze Weile, bis die Frau sich wieder zeigte. Sie trug jetzt einen bodenlangen weissen Bademantel. Schuhe und Schmuck hatte sie abgelegt, auch die Haarspange und offenkundig sämtliche Kleidungsstücke. Ihre reichlich taillienlangen Haare waren jetzt nicht mehr seitlich, sondern in der Mitte gescheitelt. Marion Keller bot den edlen Anblick ewiger Frauenschönheit. Es war genau jenes Bild, dass einen Mann wie Ernst Lukowsky packen und begeistern konnte und wohl auch noch aus dem Grab hätte emporspringen lassen, würde eine solche Frau vorübergegangen sein. Marion war die Frau, bei deren Erscheinen jedwede Ratio ihr Recht verlor. Übersah man den Bademantel, so erschien hier Marion pur – so aufregend, dass Ernst Lukowskys Herz unentwegt Purzelbäume schlug. Die Frau musste das unfehlbar bemerken. Ihre dunklen Augen leuchteten. Trotz des noch immer nicht ganz zu verleugnenden Alkoholeinflusses schaffte sie es, ein Tablett mit Kaffee samt allem Dazugehörigen auf den niedrigen Tisch vor dem Sofa zu balancieren. Marion Keller hatte sich gut im Griff. Sie setzte sich neben Lukowsky auf das Sofa aus cremefarbenem Leder und schenkte Kaffee in die Tassen. Sie reichte Lukowsky eine Tasse, beinahe mit ruhiger Hand, und sagte: „Berst ist ein Viech!“ Lukowsky nahm die Tasse: „Zum Teufel mit ihm.“ Die Frau hielt Lukowsky den Zucker hin, nahm auch sich selbst, rührte, trank einen Schluck Kaffee und stellte die Tasse auf den Tisch. Sie setzte sich bequem zurecht und sah Lukowsky von der Seite her an. Sie lächelte: „Den Tritt hatte Berst nötig! Es uferte diesmal aus.“ Lukowsky sagte: „Ich kann solche Sachen nicht leiden.“ Marion erklärte: „Wer sich zum Zombi-Spiel bereiterklärt, ist darauf gefasst, dass es so weit kommen kann. Alle wissen, um was es dabei geht. Es wird niemand gezwungen. Am Ende des Procederes kriegt der, respektive die Zombi dann jeden Mann, den sie will für die Nacht. Berst ist zwar verrückt, aber er denkt sich was dabei. Einem Mädchen, dass nicht definitiv verhurt ist, würde er so was nie antun. Im Gegenteil, er würde sein Leben wagen, damit einer Anständigen kein Haar gekrümmt wird. - So ist er auch!“ Lukowsky erwiderte: „Ich habe nur seine miese Seite erlebt.“ Marion zog anschaulich eine dicke Strähne dunkelbraun glänzenden Haares zwischen die im halboffenen Bademantel deutlich sichtbaren Brüste und sah Lukowsky mit ihren dunkeln Augen an, mit einem sehr klaren Blick: „Bin ich nicht auch hurös? Aber ich lasse mich darum nicht zum Zombi machen!“ Lukowsky hielt ihren Blick während mehrerer schweigend vergehender Sekunden. Dann sagte er: „Mach Dich nicht schlecht. Das ist Unsinn.“ Sie spielte provozierend mit ihren fülligen Haaren und sorgte durch eine geschickte Körperspannung dafür, dass ihr schöngebildeter Busen dezent aber unübersehbar aus dem Bademantel quoll. Der Blick ihrer dunklen Augen unter den geschwungenen Wimpernstrahlen

blieb in Lukowskys Augen gerichtet: „Aber ich bin eine Hure! Ich bin dabei, meinen Mann zu betrügen – das habe ich noch nie getan! Ich bin eher prüde. Aber jetzt? Und gleich im ersten Ehejahr! Er ist auf Geschäftsreise in London. Diese Wohnung gehört mir, ein Geschenk meiner Eltern. Und hier bin ich nun mit einem Mann!“ Sie stützte einen Ellenbogen auf die Sofalehne und ihren Kopf in die Hand: „Bin ich also nicht eine Hure?“ Lukowsky sah sie ruhig an: „Du bist eine Frau voller Gefühl, mit einem ehrlichen Herzen und einem klaren Empfinden, zu unterscheiden zwischen richtig und falsch. Darum hast Du auch den Schauplatz der Scheusslichkeit mit mir verlassen. Und jetzt sitzen wir hier ganz harmlos zusammen. Gleich lasse ich Dich allein, und Du gehst schlafen.“ Marion neigte ein klein wenig den Kopf: „So siehst Du mich?“ Sie senkte die Stimme: „Vielleicht ging ich ja bloß mit, weil ich die Idee hatte, heute Nacht noch mit Dir herumzuhuren?“ Lukowsky sagte: „Das ist nicht wahr.“ Sie sah ihn gerade an: „Mein Mann liebt mich, aber seine Abenteuer spielen sich nur in Konferenzräumen ab.“ Sie schob ihre linke Hand vor und strich mit unbeschreiblich sanften Fingerkuppen über den Handrücken seiner rechten. Sie nickte ihm mit einer langsamen Kopfbewegung zu: „Ich bin froh, daß wir uns getroffen haben. Aber es stimmt schon, dass ich nicht die Hure spielen will.“ Lukowsky sagte: „Du gingst mit mir zusammen fort, weil Du weg von dem Sumpf wolltest, in den Du nicht hineinpasst, weder nach Deinem Äusseren noch nach Deinem Wesen.“ Die Frau lehnte sich ein wenig zurück: „Was weisst Du von meinem Wesen? Und sehe ich nicht so aus wie eine teure venezianische Kurtisane? Vielleicht wie die Julietta aus Hoffmanns Erzählungen?“ Sie bog die Schultern nach hinten und spannte die Brüste, so dass sie gänzlich sichtbar wurden. Lukowsky neigte sich nahe zu ihr. Seine Hände zogen eine Menge von Marions dichten dunkelbraunen Haaren vor und bedeckten mit ihnen die nackten Brüste. Er sagte: „Dein Aussehen gleicht dem der schönen Helena von Sparta, um die Männer zehn Jahre lang Krieg führten! Wunderschön bist Du, Marion. Und Dein Wesen ist das eines bezaubernden Kindes, das sich in einem dunklen Wald verirrte. Jetzt aber hast Du den Ausweg gefunden, kehrst heim zu Dir: Du bist Du!“ Marion sah ihn nachdenklich an. Sie sagte: „Vielleicht ist das wahr. Und Du hast Recht, ich bin keine Hure. Manchmal tue ich so, doch das ist nicht wahr.“ Sie unterbrach sich, sagte nach einer winzigen Pause: „Wahr ist aber: Du willst mich! Das fühlte ich, als sich unsere Blicke das erstemal trafen, und ich wusste es genau, als Deine Hand meine Taille griff. Ich gefalle Dir!“ Sie neigte sich noch ein wenig näher zu ihm: „Dir gefällt mein Gesicht, mein Körper, meine lange Mähne – ist es so?“ Lukowsky streichelte die seidenweiche Haut ihres Armes: „Es ist so. Du gefällst mir sehr! Alles an Dir.“ Marion sah ihn mit ihren dunklen Augen an: „Bist Du richtig verliebt in mich? Gibt es das?“ Er strich ihr liebevoll über Stirn und Wangen und dann durch das schwere glänzende Haar: „Ja.“ Er fuhr ganz sachte mit der Spitze eines Fingers an ihren Lippen entlang: „Das gibt es!“. Langsam senkten sich ihre Lider mit den langen dunklen Wimpern. Ihr Gesicht war dem Lukowskys ganz nahe. Ihrer beider Lippen trafen einander und ihr Kuss glühte wunderbar während einer ersten

Sekunde der Ewigkeit; in einer zweiten vergassen sie die Welt, streiften sie ihre Kleider von sich und wurden eines. –

Noch als das Morgenrot durch die Fenster tastete, liebten sie sich zum anderen Mal. Sie waren beieinander auf dem weichen, weissen hochflorigen Teppich. Lukowsky lag auf dem Rücken. Die Frau sass auf ihm und neigte den Kopf. Die Morgenröte liess ihre seidige Haut erglänzen und schimmerte in ihren dunkelbraunen Haaren, die vor der rechten Schulter herabhingen und auf Lukowskys Brust malerisch Arabesken bildeten. Marion sagte mit leiser Stimme: „Alles ist anders als sonst – als ob wir uns wirklich liebten! Ich hab das noch nie so erlebt. Und doch gibt es zwischen uns wohl doch keine Liebe?“ Lukowsky entgegnete: „Wenn es keine Liebe zwischen uns gäbe, wären wir jetzt nicht beisammen!“ Seine Hände glitten langsam von ihren Hüften empor, an ihrer Taille entlang bis hinauf zu den Schultern. Seine rechte Hand senkte sich auf ihre Brüste und die linke strich zärtlich durch ihr fülliges Haar. Auch er sprach nicht laut: „Du hattest recht, als Du sagtest, ich wollte Dich von Anfang an. Ich liebe Dein Gesicht, Marion, Deine Augen und Deine Lippen und den Klang Deiner Stimme; ich liebe Deinen schlanken Hals, Deinen Körper, Deine weiche Haut, ich liebe Deine sanften Hände, deine Arme, die wie Schwanenhälse sind, und jeden Zentimeter Deiner langen Haare. – Marion, geliebte Marion, was die Zukunft uns bringt, das wissen wir nicht. Bald kehrt Dein Mann zurück, der Dich liebt und Dir Blumen schenkt. – Vielleicht treffen wir uns nie wieder. – Oder es kommt etwas Neues, jetzt, aus dem Morgenrot. Wir werden vom Schicksal nicht nach unseren Wünschen gefragt, geschweige denn, nach unseren Träumen.“ Er fasste die Frau fester, sie drehten sich umeinander – und sie liebten sich abermals im hellen Aufgang der Sonne.

Sie verabschiedeten sich – da war schon später Vormittag und die Sonne stand hoch. Sie standen sich dicht gegenüber. Lukowsky sagte: „Für mich gibt es nun manches zu tun, und ich weiss nicht, was kommen wird. Es könnte gefährlich werden – auch für eine Frau in meiner Nähe. Vielleicht dauert es Wochen, vielleicht auch Monate. Aber ich melde mich, rufe Dich an. Bist Du dann glücklich mit Deinem Mann zusammen und Deine Welt ist in Ordnung, so wünsche ich Dir alles Gute und lege gleich wieder auf. Sollte es anders sein, besuche ich Dich.“ Seine Hände berührten ihre Hände: „Ich werde viel an Dich denken.“ Marion liess ihre Stirn gegen sein Kinn sinken und sagte leise: „Ich bin mir in vielem so unsicher.“ Er küsste ihren Scheitel. Sie hob den Blick: „Ob wir uns lieben? Oder war das nur einmal? Ich glaube, ich weiss nicht, wie Liebe ist!“ Sie sah ihn forschend mit ihren grossen dunklen Augen an, die jetzt traurig wirkten. Er schloss die Frau in seine Arme und drückte sie an sich – ein paar Augenblicke hielten sie einander fest. Langsam löste er seine Umarmung. Marion stand aufrecht vor ihm, sie sah ihn fest an: „Weisst Du, ich bin stark auf meine Weise!“ Er streichelte ihre Arme. Marion sagte: „In der kommenden Zeit werde ich merken, ob ich Dich liebe. Vielleicht vergesse ich Dich ja ganz schnell?“ Seine Hände hielten ihre Arme, umspannten sie fester als ihm bewusst

war. Die Frau sagte: „Wenn ich weiss, dass Du wiederkommst, werde ich Dich hier erwarten. Ich werde genau so da sein wie jetzt: Barfuss, in diesem weissen Bademantel und mit offenen Haaren. Es wird sein, als ob Du nie fortgegangen seist. Dann werden wir wissen, was ist.“ Er streichelte ihr Haar: „Ich werde wiederkommen!“ Noch einmal küssten sie sich. – Es war gut. –

*

VERA

(Nach dem Schlüsselroman „Z-Plan“)

(... Romanhandlung ...)

Ernst Lukowsky stand an dem breiten Fenster des Hotelzimmers und blickte gedankenleer in den sich mehr und mehr rötenden Abendhimmel. Die Silhouetten der Domtürme erschienen graugrün und dunkelrot. Ganz allmählich ergriff eine ferne Erinnerung von Ernst Lukowsky Besitz. Seine Gedanken schweiften um Jahre zurück - er wusste nicht, wie viele Jahre es waren. Seine Erinnerung an jene Zeit erschien ihm wie die eines fremden und doch gleichsam vertrauten Menschen. Sommerferien in... Wo denn gleich? - Die alten Bilder schwammen unklar vor Lukowskys innerem Auge. Zug um Zug wurden sie deutlicher. Sehr langsam, als müssten sie Mauer um Mauer, Wall um Wall in die Gegenwart durchbrechen auf einem widerwillig geduldeten Weg. Endlich wuchsen Bäume und Sträucher aus dem Grau dieser Erinnerung, Wiesen, von sinkender Abendsonne beschienen, deren Strahlen durch dichtes Laub bis an ein Flussufer hinuntertasteten. Über dem Wasser tanzten Mückenschwärme. Regelmässig blinkten die kleinen Wellen der schwachen Strömung im orangeroten Sonnenlicht. Und die schwüle Luft roch nach frischem Heu. Ein Traktorenmotor blubberte weit entfernt, verklang bald völlig. Windstille. Kein Grashalm rührte sich. Nur wenige Insekten, denen die Stunde noch nicht zu spät war, schwirrten über Feldweg und Wiese... All dies kam plötzlich so nahe, so unmittelbar, dass Ernst Lukowsky hineinzutauchen meinte, ganz aufgenommen wurde von diesem längst verflogenen Augenblick. Er atmete die warme Sommerluft, und Jahrzehnte verflogen ins Ungelebte. Jung und frei stand er inmitten einer Landschaft, die es vielleicht längst nicht mehr in dieser Form gab. Und alles war plötzlich noch möglich, jede längst zerbrochene Hoffnung vergangener Jahre stand wieder gross und aufrecht in Ernst Lukowskys Bewusstsein. Er erhob sich vom Ufer des schmalen Flusses, zwängte sich zwischen Büschen hindurch und lief den Feldweg entlang. Von den Wiesen her duftete das frischgewendete Heu. Weiter hinten lagen Maisfelder, und über dem Horizont stand tief, aber noch hell, die Sonne. Wo der Fluss eine Biegung einschlug, wuchsen hohe Bäume; Linden, Kastanien und Ahorn, eine einzelne hohe Tanne darunter. Zwischen diesen Bäumen spazierte ein junge Frau. Ihr Rock war grün und weiss die Bluse unter einem roten Bolero. Leuchtend rot wirkten unter den Strahlen der Abendsonne auch die braunen Haare der jungen Frau, sie reichten ihr bis auf die Hüften. Die braunen Augen dieses Wunderwesens der Gattung Frau schienen die Beeren eines Holunderstrauches zu zählen. Milder Wind kam auf, spielte mit den Kleidern der Frau und mit ihren langen offenen Haaren. - Fast eine Stunde sah er ihr zu – unbemerkt. Bis sie langsam zur Strasse ging und in einen schwarzen Wagen stieg, den ein graulivrierter Chauffeur lenkte. – Lukowsky hatte sich die Autonummer

eingeprägt, eine Wiesbadener Nummer. Er hatte diese Frau später in einer anderen gefunden und geliebt. Sie hatte haselnussbraune Augen, und ihre schönen langen Haare waren von derselben Farbe. Kaum zwei Monate hatten sie sich gekannt und waren auch schon verheiratet gewesen. Doch der Tod nahm diese Frau aus dieser Welt, noch ehe sie vierundzwanzig Jahre alt werden konnte. Danach hatte er die Lust am Leben verloren, die Freude an der Arbeit – und für eine lange Zeit die Fähigkeit, zu träumen. Wer aber keine Träume mehr hat, der ist bei lebendigem Leibe tot. Das hatte sein Freund Georg aus Wien einmal gesagt, und Lukowsky musste oft daran denken. Manchmal waren dann doch wieder Träume zum Vorschein gekommen, ganz zaghaft. Sie hatten keinen Bestand.

Kratzen oder Klopfen an der Tür riss Lukowsky aus seiner Grübelei. Aber seine Gedanken waren noch nicht wieder vollends in der Gegenwart. Erneut das sonderbare Pochen an der Tür. - Es kostete ihn Mühe, die Lage sofort wieder voll zu erfassen. ‚Polizei!' dachte er, oder ‚Beekns Feinde?' – ‚Nur der Etagenkellner?' – Er verschränkte die Arme. Dabei umspannte seine rechte Hand unwillkürlich das Griffstück des Revolvers links unter der Jacke, der Daumen lag am Hahn. Lukowsky wunderte sich im Bruchteil einer Sekunde, weil er keinerlei Anspannung verspürte. Überhaupt kein Gefühl regte sich in ihm. Allein die verblassenden Umrisse der Erinnerung, die er gerade empfangen hatte. - Die Tür öffnete sich. Lukowskys Rechte lockerte den Griff um Stahl und Holz. Im Türrahmen stand die schlanke Silhouette einer Frau. Sie näherte sich grusslos. Trotz der Abenddämmerung wurde ihr Gesicht erkennbar. Ein schönes Frauengesicht, beschattet von der Krempe eines Hutes und umrahmt von dunkelbraunen Haaren, die vor der linken Schulter zu einem langen, starken Zopf geflochten waren, dessen Spitze die Hüfte berührte. Lukowsky stockte für einen halben Augenblick der Atem. Diese Frau war sehr schön – traumhaft schön. Die Farbe des Abendrots schimmerte auf ihren geflochtenen Haaren. Die Spitze des langen Zopfs wurde von drei Kornblumenblüten aus Seide verziert. An Hals und Handgelenken blitzte wertvoller Schmuck. Die Frau trug ein elegantes hellblaues Jackenkleid, dazu passende Handschuhe und zierliche mattglänzende Schuhe mit nicht allzu hohen Absätzen. Auch die kleine rechteckige Handtasche war hellblau. Die Augen der Frau blickten gross und dunkel unter langen Wimpern hervor und sie spiegelten das Violett des Abendhimmels wider. Das Auftauchen der Besucherin verwirrte Lukowsky. Sie strahlte etwas aus, dass ihm Angst einflösste – mehr Angst als alle Waffen und Armeen der Erde zusammen hätten bewirken können. Diese Frau war etwas Besonderes. Er spürte es sofort: Hier stand eine jener Frauen, denen ein Mann gänzlich verfallen konnte. Dennoch versuchte er, seiner Stimme einen neutralen Klang zu geben: „Sie haben sich im Zimmer geirrt." Er wandte der Frau den Rücken zu und sah sie doch innerlich vor sich. Anfang zwanzig mochte sie sein. Vielleicht einen-Meterfünfundsiebzig gross, Konfektionsgrösse zwischen 36 und 38 in vollendeten Ausformungen. Ein packend schönes Gesicht, ein

Frauengesicht, wie er es erst zweimal in seinem ganzen Leben gesehen hatte. Unglaubliche Augen, ein unglaublicher Mund. Dazu wunderschöne Haare, lang, kräftig, vollkommene Natur. Doch Ernst Lukowskys Blick war aus dem Fenster gerichtet. Ein Schmerz brannte in ihm, der Schmerz versäumten Lebens; denn jeder Augenblick, in dem er diese Frau nicht ansah, war vergeudetes Leben, das wusste er genau. Aber es war nicht die Zeit, sich zu verlieben – schon gar nicht in eine solche Frau, die alles verdiente und alles verlangen würde, was ein verkrachter Flieger nicht geben konnte. Es tat weh. Er hörte, wie sich die Tür schloss. Doch die Besucherin hatte das Zimmer nicht verlassen. Sie sprach Lukowsky mit ihrer hellen und wunderbar weichen Stimme an, in der verhaltene Ungeduld mitschwang: „Ich bin durchaus richtig, Herr Weiss!“ Lukowsky verharrte. Er sah die Frau innerlich vor sich, diese unfassbar schöne Frau. Ein Gedanke sprach zu ihm: ‚Ihr Name ist: Schicksal! Drehst du dich nicht um, so schmerzt es, aber du entgehst ihm. Schaust du sie an, lässt sie dich nie wieder los.’ Er drehte sich um und sah die Frau an. Er sagte: „Mein Name ist Ernst Lukowsky.“ Die Frau trat näher. Ihr Wuchs war perfekt, jede ihrer Bewegungen von geschmeidiger Anmut. Lukowsky richtete den Blick abermals aus dem Fenster. Ein stiller Schmerz durchzuckte seinen Körper: Es war vorbei, er war nicht mehr der Mann, an eine solche Frau denken zu dürfen, denn dies war eine Frau für die Ewigkeit, die Frau, die ein Mann heiraten und nie wieder loslassen wollte.

Der Himmel überzog sich purpurrot, dunkelblau und violett. Die Stimme der Frau hatte einen melodischen Klang: „Wollen Sie sich nicht setzen? Dann spricht es sich viel angenehmer. Welchen Namen Sie wählen, ist mir gleichgültig. Der meine ist Vera Jörgens!“

Lukowsky sah sie abermals an. Sie musste spüren, was in ihm vorging, es war gar nicht anders möglich. Aber sicher war sie an ihre Wirkung auf Männer gewöhnt. Sie strahlte einen natürlichen Stolz aus, der nichts mit Überheblichkeit zu tun hatte. Vera Jörgens hatte auf einem der beiden Stühle an dem kleinen Tisch des Raumes Platz genommen. Nun nahm sie den Hut ab, als möge sie ihn nicht allzu gern. Ihre Haare waren seitlich gescheitelt und mit kleinen hellblauen Kämmchen zurückgesteckt. Vera Jörgens legte den Hut auf das nahestehende Bett und sagte wohlwollend: „Nun? Herr Lukowsky!“

Er verschränkte die Arme: „Was kann ich für Sie tun – falls ich etwas für Sie tun kann?“ - Die junge Dame zeigte ein liebenswertes Gesicht. Ihre Worte kamen langsam und freundlich: „Klären wir vielleicht zuerst, was ich für Sie tun kann: Von mir hängt es ab, ob Sie dieses Haus unbehelligt verlassen. Ich habe Sie während der albernen Modenschau gesehen. Auch, wie Sie geschossen haben. Natürlich achteten während dieser wahnwitzigen Minuten alle Leute nur auf sich selbst. Ich bildete da eine Ausnahme.“ Sie sah Lukowsky erwartungsvoll in die Augen. Er stützte den linken Ellenbogen gegen die

Fensterleiste und wies zur Tür: „Laufen Sie und holen Sie die Polizei. Das hätten Sie schon längst tun können."

Vera Jörgens stand auf, machte einige Schritte im Zimmer, kehrte dann zu dem Sessel am Fenster zurück und setzte sich wieder. Ihre dunklen graublauen Augen wurden grösser: „Es ist nicht meine Absicht, Ihnen Schwierigkeiten zu bereiten!" Ihr Blick nahm einen melancholischen Ausdruck an, ihre Worte wirkten wehmütig und entschlossen zugleich: „Manchmal geschieht im letzten Auflodern einer Flamme etwas Grosses. Es gab Künstler, die viel schufen, aber nur ein einziges grosses Werk darunter – ihr letztes, schon im Angesicht des Todes. So etwa Offenbach mit ‚Hoffmanns Erzählungen.' Er stammte aus Köln, darum fällt er mir gerade ein. Vielleicht sind auch meine Kräfte auf ein ganz bestimmtes Ziel ausgerichtet?"

Lukowsky erkannte einen still verbissenen Schmerz auf dem schönen Frauengesicht, das so jung war und doch nicht frei vom Ernst wahrscheinlich schlimmer Erlebnisse. Ihr Blick, der so viel Sicherheit ausgestrahlt hatte, wirkte auf einmal beinahe flehend. Lukowsky überlegte. Er ging zum Nachttisch und telefonierte: „Hier 412. - Bitte bringen Sie zweimal Kaffee. Danke." Er legte auf und fragte: „Ist es recht?" Vera Jörgens nickte leicht. Sie legte ihre Handtasche zu dem Hut aufs Bett und liess sich nieder. Lukowsky nahm ihr gegenüber Platz: „Ich kann Sie verstehen – zumindest von ferne. Also? Was könnte ich für Sie tun!"

Die junge Dame rückte auf dem Stuhl zurecht, als sei er ihr unbequem. Sie gewann ihre bemerkenswerte Souveränität zurück: „Da ich Sie anfänglich verwechselte – ich hielt sie für einen Herren namens Hugo Wiess, den ich gegebenenfalls für gewisse Hilfsdienste hätte engagieren wollen, - möchte ich zunächst fragen, wer Sie sind." Sie lächelte verbindlich: „Falls Ihnen das nicht zu unbescheiden vorkommt!" Sie zog die Handschuhe aus. Zwei kostbare Ringe funkelten an ihren schlanken Fingern mit langen spitzen Fingernägeln.

„**A**lso gut," begann er: „Ich bin eine verkrachte Existenz, ein Mann, der einmal Berufsoffizier der Luftwaffe gewesen ist, dann zu besseren Tagen einmal eine eigene Rockwell besass - das ist ein kleines Flugzeug - und heute mit klapprigen Mühlen Transportfliegerei spielt oder im Notfall noch klapperigere Gebrauchtwagen verhökert. Zwischendurch war ich auch ein paarmal Söldner in Kriegen, von denen keiner wusste, warum sie geführt wurden. Das kann ein Leben sein. Aber immerhin: „Grau ist alle Theorie und grün des Lebens goldner Baum," wie schon Goethes alter Faust zu sagen wusste; „und mit grauer Theorie habe ich mich nie abgegeben." Er breitete die Hände aus: „Zufrieden?"

Vera Jörgens dunkle Augen tauchten in seinen Blick ein und drangen dabei tief vor: „Sie haben manches erlebt, aber nicht immer Glück gehabt in jüngster Zeit?" Lukowsky nahm sich zusammen, um unter dem Blick dieser Frauenaugen nicht den Verstand zu verlieren. Es gelang ihm halbwegs: „Es

könnte schlimmer sein. Ich erwarte von diesem Leben nicht, dass Sterntaler vom Himmel fallen.“ Die Frau sagte: „Es liegt wohl immer viel an uns selbst. Wir malen uns mit unserer Phantasie ein Bild von dem, was wir für das Leben halten. Es sind die von uns gewählten Farben, ist der von uns angesetzte Pinselstrich, der das Gemälde bestimmt.“

Lukowsky nickte: „Mag sein. Vielleicht gibt es den Sinn des Lebens auch gar nicht. Doch jetzt zu Ihnen: Worum geht es Ihnen?“ Seine Hand deutete auf den kostbaren Schmuck an ihrem Handgelenk: „Erzählen Sie mir bitte nicht, Sie gehörten zu den ganz armen Leuten und brauchten darum dringend Hilfe.“ Vera Jörgens’ Erwiderung wirkte beinahe traurig: „Das sind nur ein paar Erbstücke. Aber Sie haben recht, ich leide finanziell keine Not, nein, das ist nicht mein Problem.“ Ihre Lippen lächelten wieder. Dann auf einmal irrte ihr Blick weltvergessen in die Dämmerung vor dem Fenster. Eine Minute verstrich schweigend. Vera Jörgens war eine sonderbare Frau. Ganz plötzlich wandte sie sich Lukowsky wieder zu. Sie sprach nun frisch und unbetrübt: „Ich kenne Alfred Beekn. Durch meinen Vater, der mit ihm bekannt war. Es gab da ein paar Ideen, von denen zu sprechen jetzt zu weit führen würde. Falls Sie wollen, erzähle ich Ihnen später einmal mehr davon.“ Ihre Finger griffen spielerisch ineinander: „Während jener Zeit – es liegt nun ungefähr zwei Jahre zurück – wurde ich zufällig und durch ein bisschen Neugier Mitwisserin eines Geheimnisses und einer grossen Hoffnung, an die auch mein Vater glaubte. Sie wurde ihm zum Verhängnis. Nun lebt er nicht mehr.“ Sie schwieg einige Sekunden lang. Dann betonte sie: „Mir geht es, wie weiland meinem Vater, nicht um das Geld, das ist mir gleichgültig. Im übrigen, wie Sie schon feststellten: Davon habe ich genug.“ Sie beugte sich vor, ihre grossen Augen funkelten in der Dämmerung: „Wollte ich Ihnen jetzt alles erzählen...“ – Kopfschütteln – „Kein Wort würden Sie mir glauben!“ Ihre Stimme nahm einen geheimnisvollen Klang an: „Das ist ja alles so..., so...“ Ihre Hände pressten sich gegenseitig, als müsse sie damit Worte formen: „So unfaßlich! – Und dann wieder gar nichts! Verstehen Sie: Wenn man nicht daran glaubt, ist alles ganz... lächerlich, anscheinend nichts als ein grosses Hirngespinst! Weiss man jedoch ein bisschen Bescheid und glaubt daran, dann...“ Sie atmete seufzend aus: „Dann ist alles wirr und unbegreiflich – und dennoch zum Greifen nahe!“ Ihre Augen hatten einen bittenden Ausdruck angenommen. Die schönen Hände liessen voneinander ab und streckten sich. Lange polierte Fingernägel blitzten im Abendrot. Die Mittelfingerkuppen stiessen leicht aneinander: „Ich stehe in dieser Angelegenheit ganz allein da, kann kaum die Hälfte von dem tun, was getan werden müsste.“ Sie neigte den Kopf: „Ich brauche jemanden, der mir helfen kann und will, jemanden, der sich zu wehren versteht und Mut hat und auch – Phantasie, denn dies alles ist vonnöten.“ Ihre Hände neigten sich gegen Lukowsky, sie sagte: „Ich suche einen ritterlichen Helfer. Jenen Herrn Weiss, den ich zunächst in Ihnen vermutete, hätte ich gegen Geld engagiert. Sie aber sind anders. Sie waren Offizier, wie mein Vater, von Ihnen würde ich

Ritterlichkeit erwarten. Aber selbstverständlich sollten auch Sie eine Belohnung bekommen! Ich will nur den Tod des Drachens! Der Nibelungenhort gehört dann dem Drachentöter allein.“ Sie lächelte: „Das klingt recht verwirrend? Auch ein bisschen romantisch? Ich gebe zu, romantisch veranlagt zu sein! Beispielsweise Homer kann ich immer wieder mit Begeisterung lesen – sogar in Griechisch!“ – Lukowsky sah sie nur an: Sie war schön wie Helena in Troja.

Es klopfte an der Tür. Lukowsky rief. „Kommen Sie rein!“ - Der Etagenkellner servierte den bestellten Kaffee, empfing ein Trinkgeld und zog sich diskret zurück. Lukowsky knipste die kleine Stehlampe rechts des Tisches an. Er nahm wieder Platz und gab zwei Zuckerwürfel in seine Tasse: „Ich begreife noch immer nicht, was Sie nun wirklich wollen. Ich bin eher Don Quijote als Siegfried. Aber helfen Sie mir, zu verstehen!“

Löffel rührten in Kaffee und klimperten auf Untertassen. Jetzt, da das Licht eingeschaltet war, machte Fräulein Jörgens einen sachlichen und wieder sehr damenhaften Eindruck. Sie winkelte ihre langen schlanken Beine an, ohne dass es gewollt gewirkt hätte. Ihre Worte fielen nun nüchterner, als habe das Anschalten des künstlichen Lichts eine Veränderung in ihrem Wesen hervorgerufen: „Wie ich bereits sagte.“ - Sie trank einen Schluck und setzte die Tasse ab: „Es wäre zwecklos, Sie zu dieser Stunde mit Einzelheiten überhäufen zu wollen. Aber ich sitze hier und habe ein Gefühl von Vertrauen. Das ist sonst nicht unbedingt meine Art. Ich möchte nur wissen, ob Sie grundsätzlich bereit sind, mich in meinen Bemühungen zu unterstützen. Alle Details würde ich Ihnen dann bald in Ruhe darlegen. Ich wollte Ihnen nichts verschweigen. Von Halbheiten halte ich nichts. Entweder ich vertraue einem Menschen oder ich vertraue ihm nicht. Das ist bei mir in erster Linie Gefühlssache. Den meisten vertraue ich nicht.“ Sie neigte nochmals den Kopf, ihr Blick war fragend. Und die Schönheit dieses Frauengesichts verlor nichts unter dem klaren elektrischen Licht; im Gegenteil, es zeigte sich, dass dieses Gesicht nicht einmal Schminke brauchte.

Lukowsky zündete sich eine Zigarette an. Er betrachtete die schöne Frau und sagte schliesslich: „Ich kann nicht beurteilen, worum es Ihnen geht. Falls Sie vielleicht Schutz brauchen – selbstverständlich helfe ich Ihnen dann.“ Er lehnte sich zurück. Vera Jörgens hob die Augenbrauen und spitzte die Lippen: „Wie könnte ich Ihnen die Hintergründe so einfach auseinandersetzen...“ Ihre graziösen Hände kreisten wie hilfesuchend über der Tischkante: „Ich setzte voraus... Nun, Sie sind doch sicherlich der Flieger, der in Herrn Beekns Auftrag stand? Ich schliesse das aus dem, was Sie mir vorhin erzählten.“

„**D**as ist richtig,“ bestätigte Lukowsky: „Ich flog für Beekn. Ohne dass etwas Besonderes dabei gewesen wäre.“ - Vera Jörgens’ Miene verleugnete ihre Zweifel nicht: „Aber Sie haben ihm doch das Paket gebracht!“

Lukowsky nickte: „Ich habe ihm ein Paket gebracht – irgendein Paket. Mit korrekter Zollerklärung, die im übrigen keinen interessierte.“

Vera Jörgens deutete ein Kopfschütteln an: „Mit diesem Paket hat es eine Menge auf sich! Ich will es haben, damit es mein Todfeind nicht bekommt – nicht um des materiellen Wertes willen. Und ich will den Tod jenes Feindes. – Dies beides zusammen ist gewissermassen ein Vermächtnis meines Vaters.“ Lukowsky fragte: „Wer ist das, Ihr Todfeind? Wie heisst er?“ Sie antwortete gerade heraus: „Er heißt Mark Valtine. Meinen Vater trieb er in den Ruin und in den Selbstmord, und mich vergewaltigte er. Ich will seinen Tod!“ Vera Jörgens strich mit der rechten Hand an ihrem langen Zopf entlang und warf einen zerfahrenen Blick auf ihre schmale, brilliantbestückte Armbanduhr am linken Handgelenk: „Es ist schon spät.“ Ihre Stimme klang zerstreut: „Wollen Sie mir also helfen? Ihre Augen sahen ihn ruhig an, grosse graublaue Augen unter den Strahlen langer dunkler Wimpern. Es war, als ob Lukowsky von einem warmen Schauer durchrieselt würde unter dem Blick dieser unglaublich schönen Augen. Nach endlos währenden Sekunden sagte Lukowsky: „Falls Sie meinen, mich zu brauchen, melden Sie sich.“ Er reichte ihr einen Andruck seiner neuen Visitenkarte. Sie können mich in der Firma erreichen. Ich wohne auch dort.“ Vera Jörgens nahm die Karte an sich, betrachtete sie und steckte sie sorgsam in ihre Handtasche. Dann setzte sie den Hut auf und zog ihre Handschuhe an. Sie machte Anstalten, aufzustehen. Lukowsky drückte die Zigarette aus. Seine Stimme hob sich: „Haben Sie Schwierigkeiten? Laufen Sie vor irgendwem davon?“ Sie schüttelte nur nochmals den Kopf: „Ich werde mir überlegen, ob ich Sie anrufe. Womöglich rufe ich Sie an.“ Auf ihren Lippen zeigte sich wieder der Hauch eines Lächelns: „Ich bin heute nicht in meiner besten Verfassung.“ Dann sah sie ihn voll an und sprach: „Ich hatte gehofft, Don Quijote würde mich vor Drachen und bösen Riesen beschützen. Vielleicht wird er das ja auch tun!“ Sie reichte Lukowsky die Hand „Auf Wiedersehen, Herr Lukowsky.“

Sie gingen zusammen zur Tür. Lukowsky öffnete ihr und sagte: „Auf Wiedersehen, Dulcinea.“ Sie lächelte schwach, nickte scheinbar geistesabwesend und verschwand bald hinter der ersten Krümmung des Korridors. Lukowsky sah ihr noch nach, als sie längst nicht mehr zu sehen war.

Ernst Lukowsky stand wieder allein im Zimmer. Er trat ans Fenster und richtete den Blick nach draussen. Es war nun dunkel. Und soeben war ein Traum in diesem Zimmer gewesen, den auch das Dunkel nicht fortzunehmen vermochte: Dulcinea. (...)

(... Romanhandlung ...)

Er drehte das Autoradio an. Eine schmachtende Männerstimme besang die Strassen der Nacht. Lukowsky lenkte auf die Autobahn und gab ordentlich Gas. Der Wagen war flott. Die Tachometernadel kletterte wunschgemäss höher

und höher. Bunte Lichter huschten zu beiden Seiten vorüber. Aus dem Radio sang eine rauhe Stimme: „When a man loves a woman...“ Dazu brauchte Ernst Lukowsky gerade jetzt keiner etwas vorzusingen, er wusste es auch so. Er drehte das Radio aus.

Wie ein einziger grosser leuchtender Komplex erschien bald die nahende Stadt. Erst nach und nach schälten sich einzelne Gebäude heraus. Lukowsky fuhr in das Zentrum, lenkte am Bahnhof vorbei und zum Hotel Kaiserhof. Blitzsauber geputzte Wagen standen vor dem Portal, auf deren Lack reflektierten die Leuchtbuchstaben des Hotelnamens über dem Eingang. Lukowsky schritt über weichen Teppichboden. Aus nicht erkennbaren Lautsprechern tönte leise Tangomusik. An einem Fenstertisch des Hotelrestaurants wartete Fräulein Vera Jörgens. Sie trug diesmal ein Kleid in Altrosa. Es hob sich von der elfenbeinfarbenen Gardine ab, vor der sie sass. Schmuck glitzerte an ihrem schlanken Hals, auf dem grossen, spitz und tief zulaufenden Kragen, am rechten Handgelenk und an einer Hornspange im braunen Haar, das sie locker vor der linken Schulter zusammengebunden hatte. Ihr Mund lächelte, und ihre grossen graublauen Augen strahlten zwischen den geschwungenen Wimpern hervor – Dulcinea! Sie war unfassbar schön! Lukowsky trat an ihren Tisch.

„**G**uten Abend!“ wünschte Vera Jörgens und reichte die Hand: „Sie müssen geflogen sein! – Was ja auch Ihrem Beruf gemäss wäre!“

Lukowsky erwiderte den Gruss und fügte an: „Die Strecke war ziemlich frei.“ Er setzte sich: „Sie sind wunderschön, Dulcinea!“

Fräulein Jörgens, wusste das selber sehr gut, sie lächelte: „Das ist lieb, dass Sie das sagen, Don Quijote!“

Ein höflicher Ober kam. Lukowsky wollte Kaffee bestellen, doch Vera Jörgens verbesserte: „Nein! Bitte bringen Sie uns geschwind eine Flasche Heitzig!“ – Der Kellner entfernte sich.

Lukowsky sagte: „Ich weiss nicht, ob Sie was zu feiern haben. Ich jedenfalls nicht, ich habe gerade erst einen Freund verloren.“

Vera Jörgens deutete mit ihren schönen schmalen Händen eine Verlegenheitsgeste an, lange spitze Fingernägel blitzten dabei ohne Nagellack. „Das tut mir leid,“ sagte die Frau: „Das konnte ich nicht ahnen. – Wissen Sie, von Religion halte ich nichts. Aber vielleicht gibt es ja ein Jenseits – ich weiss es nicht. Meine Art ist es, den Toten alles Gute zu wünschen. So wie Menschen, die in einem fernen Land auf Abenteuer gehen. Ich betrachte den Tod auf meine eigene Weise. Vielleicht ist er das dunkle Nichts. Dann tut er nicht weh. Oder hinter dem Tod liegt ein grosses Abenteuer – ‚drüben’ in einer anderen Welt?“ Sie lächelte: „Ich bin ein bisschen verrückt. Verzeihen Sie mir! Doch dieses Thema hat mich schon sehr beschäftigt.“

Lukowsky staunte im stillen über diese wundersame Frau. Er sagte: „Vor Jahren probierte ich, ähnliche Gedanken zu finden. Aber ich kam nicht weiter damit.“

Vera Jörgens liess ihren Blick schweifen. Für ein paar Sekunden schien sie weit fort zu sein. Dann sah sie wieder Lukowsky an. Er empfand diesen Blick wie einen warmen Strahl. Die Frau sagte: „Es erscheint mir schlüssig, dass ebenso, wie aus Nichts nichts kommen kann, kein Etwas zu Nichts wird. Richard Wagner lässt seinen ‚Fliegenden Holländer’ singen: ‚Wenn alle Toten auferstehen, dann werde ich zu nichts zergehen.’ Doch die Handlung der Geschichte zeigt, dass der ‚Holländer irrt, weil es unmöglich ist, dass ein Etwas zu nichts zergehen kann – wie eben auch aus dem Nichts kein Etwas hervorgeht. Das war ja ein frühes Werk Wagners. Später, besonders im Tristan und im Parsifal, wurde er viel klarer.“ Vera Jörgens deutete ein Kopfschütteln an: „Bitte entschuldigen Sie, Herr Lukowsky! Es gibt einige Punkte, die mich leicht zu den weitschweifigsten Betrachtungen verführen können. Ich möchte Sie nicht langweilen!“ Sie legte die Hände aneinander und neigte sich ein wenig vor: „Lassen Sie uns von profanen Dingen reden: Sie sind mit Busch zusammengetroffen?“

Lukowsky musste sich erst auf diesen Gedankensprung einstellen. Er fragte: „Herrn Busch kennen Sie auch?“

Vera Jörgens nahm die Hände auseinander und zeigte eine Interesselosigkeit bekundende Geste: „Nicht allzu gut, aber ich kenne ihn.“ Ihr Blick wurde aufmerksamer: „Was hat er Ihnen angeboten? Nun? Verraten Sie’s mir, was hat er gesagt?“

„**V**on Millionen hat er gesprochen,“ erwiderte Lukowsky: „Es lohnt sich vermutlich nicht, sich darüber auszulassen.“

Der Ober kam mit dem Champagner. Vera Jörgens erhob sich von ihrem Sitz und gab dem Kellner ein Handzeichen: „Bitte auf mein Appartement, 112/113!“

Noch ehe Lukowsky etwas einwenden konnte, wandte sie sich an ihn: „Hier sind zu viele Menschen! Man findet einfach keine innere Ruhe.“ Sie ging voraus, ohne ihm Gelegenheit zur Gegenrede zu lassen.

Das Appartement 112/113 im ersten Stockwerk war lindgrün mit hellgrauem Arabeskenmuster tapeziert. Auch die Decken waren lindgrün, jedoch heller. Rechts und links eines graugrün bezogenen Sofas thronten mittelgrosse Lampen mit gelblich-grünen Schirmchen auf kleinen Podesten. Davor gab es einen Tisch mit dunkler Marmorplatte und einem Spitzendeckchen, auf dem eine mit weissen und rosa Nelken bestückte Vase stand. Ausser dem Sofa, boten sich zwei zu diesem passende Sessel als Sitzgelegenheit an. Grüne Vorhänge

verdeckten die beiden Fenster des Raums, von dem aus zwei Türen in ein Schlafzimmer und in ein kleines Bad führten. Die Tür zum Badezimmer stand offen. Vera Jörgens schloss sie schnell und machte es sich auf dem Sofa bequem. Die beiden Stehlampen verbreiteten ein trübes gelbes Licht, dessen Schein kaum zwei Meter weit reichte, jedoch das Sofa und den unmittelbaren Bereich des Tisches hinlänglich erfasste.

Vera Jörgens rückte ein wenig schräg auf dem Sofa zurecht, winkelte die Beine an und legte die Füsse hoch und streifte dabei die Schuhe ab, ohne dass dies aber so gewirkt hätte, als wolle sie provozieren. Sie zog auch die locker gewordene Zierspange aus ihren Haaren und löste sie auf. Auch dies tat sie in einer Weise, die eher den Wunsch nach persönlicher Behaglichkeit annehmen liess als gezielte Verführungsabsicht, obschon eine dementsprechende Wirkung auf einen Mann unmöglich ausbleiben konnte. Die Frau erklärte dabei mit souveräner Selbstverständlichkeit: „Ich fühle mich barfuss und mit offenen Haaren am wohlsten. Es stört Sie doch nicht?“ Lukowsky steckte sich eine Zigarette in den Mund: „Ganz und gar nicht. Stört es Sie, wenn ich rauche?“ Sie erwiderte: „Auch nicht!“ Sie schüttelte ihre wundervollen Haare locker und erklärte: „Hochgesteckt halten sie nicht, sie sind ziemlich dick und bei der Länge zum Aufstecken zu schwer. Ich habe alles Mögliche ausprobiert und es dann aufgegeben. Aber schneiden will ich sie nicht, ich will das nicht! Ich will nicht, ich will nicht! Eher würde ich sterben!“ Sie spielte graziös mit den Fluten ihrer Haare und sah ihn mit ihren grossen Augen an: „Meine Haare bedeuten mir sehr viel – nicht bloss aus Eitelkeit! Finden Sie das verrückt, dass eine Frau lieber sterben würde, als ihre Haare schneiden zu lassen? Denn das ist mein Ernst! Eher würde ich sterben!“

Lukowsky sagte: „Ich finde es wunderbar! So empfanden es die edlen Frauen der Antike – so empfindet eine wirkliche Frau, eine, die Stolz hat!“ Er las in ihren Augen, dass seine Worte ihr nahegingen – und dass sie zum Sterben ein ganz eigenes Verhältnis hatte. Ihr Blick drang tief in ihn hinein. Lukowsky sagte gefühlvoller als es klingen sollte: „Ich finde es wunderschön, dass Sie so sind wie Sie sind.“ Ein Hauch von Freude, ganz tief aus dem Inneren, trat plötzlich auf das schöne Gesicht der Frau, kaum erkennbar und doch deutlich wahrzunehmen – wie ein mildes Strahlen. Nach einer halben Minute des Schweigens begann sie zu erzählen: „Wissen Sie, wie sehr ich als Mädchen um meine Haare kämpfen musste? Ich hatte schon als Kind schreckliche Angst davor, dass mir die Haare geschnitten werden könnten, ich glaubte, es würde dann mein Blut herausfliessen und ich müsste sterben. Die Mutter wollte sie mir oft kürzer schneiden lassen, weil sie ein bisschen mühsam zu pflegen sind. Dann habe ich mich hinter meinen Vater geklemmt, und der hat mich jedesmal gerettet. Er hat gesagt: Das klassische Frauenbild braucht hüftlange Haare! Es gab regelrechte Verhandlungen deswegen. Aber bald starb mein Vater. Das war sehr schlimm für mich. Nur ihn hatte ich wirklich lieb. Und er war der einzige Mensch, der mich wirklich liebte. Die Mutter zwang mich dann, mir die Haare

schneiden zu lassen, aber Sie versprach, nur ein Stück, bis knapp an die Hüften. Meine Haare waren früher noch viel länger als jetzt. Die Mutter schleppte mich zu ihrem Friseur. Die Atmosphäre dort war abscheulich. Ich musste meinen Zopf aufmachen und mich gerade hinstellen. Eine Friseuse kämmte mir die Haare glatt und machte sie dann mit einem Kamm nass. Die Mutter stand neben mir. Später erinnerte ich mich, ihre Handbewegung im Spiegel gesehen, aber nicht verstanden zu haben. Ich vertraute ihr ja. Sie hatte auf meinen Rücken gezeigt und liess mir fast die Hälfte meiner Haare abschneiden. Sie gingen dann nicht einmal mehr ganz bis zur Taille. Mein Herz raste, wie ich das Knirschen der Schere in meinen Haaren spürte. Ich zitterte am ganzen Leibe. Und dann – ich schrie in einem unbeschreiblichen Schmerz. Ich hatte das Gefühl, riesige Mengen unsichtbaren Blutes flössen aus mir heraus: Seelenblut! Es war schrecklich. Dann sah ich so viel von meinen Haaren auf dem Boden liegen – so viel von mir! Ich geriet in Panik. Ich entriss der Friseuse die Schere und stach auf sie ein, dass sie überall blutete. Ich raste, ich wusste nichts mehr, nur noch: Schmerz! Schmerz! Schmerz! Ein Entsetzen, von dem ich mich nie wieder ganz erholt habe.“ Ihre Augen glühten vor rasendem Zorn, ihre Stimme bebte, ohne sich dabei zu heben: „Ich hasste meine Mutter dafür, ich habe es ihr niemals verziehen. Sie tat das nicht bloss gegen mich, sondern auch gegen den verstorbenen Vater, der genau das nie gewollt hätte. Ich bin entschlossen, meine Haare immer lang bis an die Hüften zu haben, so, wie es meinem Vater gefiel!“ – Ihre Stimme gewann nun einen anderen Klang, wurde leise, beinahe tonlos, sie glich einem eisigen Hauch: „Das war mein erster Tod. Damals verlor ich das Blut meiner Seele und bekam ein steinernes Herz. Noch zwei weitere Tode bin ich später gestorben, Tode anderer Art. Und jedesmal wurde der Stein, der nun anstelle eines Herzens da war, noch mehr gehärtet. Schliesslich gewann er die Fähigkeit, eiskalt zu erglühen.“ - Vera Jörgens’ Augen funkelten unter ihren halb gesenkten Lidern hervor – wie Feuer und Eis in einem. Es war ein Blick, der Lukowsky rührte und doch zugleich erschauern liess. Es war der Blick schöner graublauer Augen unter sanften dunklen Wimpern – und doch hart wie Kristall, nicht der Blick eines menschlichen Wesens in diesem Moment. Es war, als streiche während einiger Sekunden des Schweigens ein eisiger Nordwind durch den Raum.

Nach dieser winzigen Pause, die Lukowsky endlos vorkam, sprach Vera Jörgens weiter, ihr Blick entkrampfte sich, ihre Stimme gewann wieder den weichen melodischen Klang, der charakteristisch für sie war: „So ist es gekommen, lieber Don Quijote, dass ich kein Herz zum Lieben besitze.“ Sie senkte die Augenlider, und als sie sie wieder aufschlug, waren die Augen feucht und an den geschwungenen Wimpern glitzerten kleine Tränenperlen. Die Frau merkte, dass Lukowsky zu einem Wort ansetzen wollte, doch sie schüttelte abwehrend den Kopf. Sie schob ihre schönen Haare auf einer Seite hinter die Schulter, stützte sich mit einem Ellenbogen auf die Sofalehne und sah Lukowsky mit einem zaghaften Lächeln an: „Das wollte ich Ihnen gar nicht

alles erzählen! Aber Sie kennen auf diese Weise schon eine ganze Menge von mir. Ich schäme mich dessen nicht, denn es ist wahr.“

Es war etwas wie eine tiefe Erschütterung, die Lukowsky während ein paar Sekunden zu überwinden hatte. Dann sagte er: „Sie haben Charakter. Das gefällt mir sehr. Und Sie sind sehr schön. Warum das so ist, weiss ich jetzt: Weil eine besondere Kraft in Ihnen lebt, die das Äussere zur Vollkommenheit bringt. Damit mache ich Ihnen kein besonderes Kompliment, Sie wissen selbst, dass Sie eine ganz aussergewöhnlich schöne Frau sind – eine Frau, die ganz bestimmt ein Herz zu lieben hat!“ Vera Jörgens deutete ein kaum merkliches Kopfschütteln an. Sie hob einen Zeigefinger, streckte ihren Arm aus und legte Lukowsky sachte den Finger auf den Mund. Eine halbe Minute verstrich in Schweigen, eine halbe Minute, in der die Augen einer jungen Frau und die eines Mannes zu einem einzigen Blick wurden. Dann sagte Vera Jörgens: „Ich hielt Sie anfangs bloss für einen aufrechten Haudegen. Aber in Ihnen steckt sehr viel mehr. Ich glaube, es ist gut, dass wir uns begegnet sind, Don Quijote. Vielleicht war es sogar eine Fügung jener namenlosen Vorsehung, die es vielleicht in irgendeiner Weise gibt.“ Sie senkte den Blick. Lukowsky tat es ebenso, er nickte verlegen seiner Zigarette zu und sagte: „Ja, vielleicht, Dulcinea.“ –

Momente des Schweigens breiteten sich zwischen ihnen aus, als würde gerade jetzt eine schicksalhafte Entscheidung getroffen. Sie spürten es beide. Und das Schicksal entschied, dass sie an jenen Punkt zurückkehren sollten, der vor jenem Blick lag, in dem zwei Blicke zu einem geworden waren – jedenfalls vorerst. Dann sagte die Frau unvermittelt: „Es gibt nur einen einzigen Gott, der heisst Schicksal und kennt seinen Namen nicht. Das ist meine ganze Religion, daran glaube ich. Wir sind einsam und allein einer wesenlosen Vorsehung ausgeliefert, die von sich selbst nichts weiss und darum sinnlos wirkt. Vielleicht ist es ja auch so, dass manches sich von ganz alleine zusammenfügt? Nach einem Prinzip der Affinität von Schwingungen?“ Sie deutete abermals ein Kopfschütteln an und schob vorgleitende Haarwogen zurück: „Es ist nicht wichtig!“ Ihre Miene zeigte, dass sie im Augenblick nicht weiter philosophieren mochte. Vera Jörgens setzte sich auf und zeigte mit einer Geste ihrer rechten Hand auf die Flasche. Lukowsky öffnete sie, schenkte ein und reichte der Frau eines der beiden Gläser. Sie nahm es und wartete, bis auch er das seine erhoben hatte. Sie sprach mit fester Stimme: *Trinken wir einen Schluck auf Ihren verstorbenen Freund – und auf sein grosses Abenteuer, dort drüben in der andern Welt!“ - Lukowsky hob sein Glas und sagte: „Felix!“ –

Auch die Frau sagte: „Felix!“ Dann sprach sie mit einer sonderbaren Entschiedenheit im Klang ihrer Stimme: „Mach’s gut dort drüben, Felix! Und grüsse mir meinen Vater, bitte.“ Vera Jörgens stellte ihr Glas auf den Tisch und sinnierte: „Felix, dass heisst: Der Glückliche.“

Lukowsky konnte sich einer merkwürdigen Stimmung von Ergriffenheit nicht erwehren; seine Stimme klang ein bisschen belegt, als er sagte: „Und Vera, das heisst: Die Wahrhaftige."

„**J**a," sie nickte: „Vera, die viele Fehler haben mag, jedoch stets wahrhaftig zu sich selber steht. Und Ernst Lukowsky – der Ernst des Lebens..?" – Jetzt lächelte sie. Lukowsky sagte: „Sie können mir vertrauen!" – Ihr Blick senkte sich noch tiefer in den seinen: „Ich weiss." Ihre Augen blieben sinnierend in die Lukowskys gerichtet, und ihr Blick drang tief in ihn ein, in sein Herz, sein Blut, in seine Seele, ergriff Besitz von allem, was Ernst Lukowsky war.

Die Frau wiederholte langsam und betonend ihre Worte: „Ja, ich weiss!" Es folgte Schweigen – nur für wenige Sekunden, und doch: Ein heiliges Schweigen. Als sei damit ein stiller Pakt geschlossen worden, ein Pakt auf alle Zeiten, in diesem Leben und über den Tod hinaus: Don Quijote würde Dulcinea dienen. (...)

(... Romanhandlung ...)

Der Himmel war bedeckt, aber die von ferne drohenden Regenwolken verzogen sich. Schüchterne Sonnenstrahlen kamen zwischen den Wolken hervor.

Sie fuhren über die Autobahn. Vera sprach von Dingen, die sie liebte: Richard Wagner, besonders ‚Liebestod' aus Tristan und Isolde sowie ‚Wotans Abschied' aus der Walküre; aber auch den 2. Satz von Rodrigos Concierto de Aranjuez und die Dichtungen Homers, namentlich in der alten Voss-Übertragung aus der Schiller-Zeit. Bei einer Autobahnraststation legten sie eine Pause ein. Nicht, weil das nötig gewesen wäre, sondern weil sie Lust dazu verspürten. Noch nie hatte Lukowsky die schöne Frau namens Vera so unbeschwert erlebt wie jetzt, und auch er fühlte sich leicht, wie seit sehr vielen Jahren nicht mehr.

Als sie das Restaurant der Raststätte verliessen, holte sie die rohe Gegenwart ein. Vera streckte den Finger möglichst unauffällig in eine Richtung aus und sagte mit plötzlich belegter Stimme: „Da!" Ein dunkelblauer Pontiac wartete in reichlich hundert Metern Entfernung mit laufendem Motor. Lukowsky deutete ungeniert auf die grosse Limousine: „Der hat Heinz umgebracht?" Vera zuckte ein wenig zusammen: „Ja." Lukowsky sagte: „Setz Dich ins Auto!" - Er wartete keine Widerrede ab. Er zog den Reissverschluß seiner Jacke auf, um schnell zur Waffe greifen zu können, und ging geradewegs auf den dunkelblauen Wagen zu. Zwei Männer sassen darin. Der Fahrer und ein zweiter Mann im Fond. Die mittlerweile freigewordene Sonne strahlte hell aber noch kraftlos über die Landschaft. Lukowsky hörte hinter sich Vera aufgeregt rufen: „Nicht! Geh nicht hin!" Er ging weiter.

Der Fahrer im Pontiac gab Gas und liess den Wagen langsam anrollen. Ein orangeroter Kleinwagen kreuzte den Weg, verschwand dann in Richtung Autobahn. Das Feld war wieder frei. Lukowsky schritt weiter. Die Frauenstimme in seinem Rücken rief etwas. Er achtete nicht darauf.

Auf dem dunklblauen Lack des Pontiac reflektierte Sonne. Der Fahrer hatte wieder gebremst. Die Sonnenreflexe blendeten von Mal zu Mal. Die Vorderräder des Pontiacs wurden eingeschlagen, aber er verharrte an seinem Platz. Nur das Motorengeräusch wuchs zu dumpfem V8-Blubbern. Lukowsky war bis auf etwa dreissig Meter herangekommen: Reifen kreischten – Motorengebrüll – der Pontiac schoss vor wie ein blindwütig angreifendes Tier, er stürzte auf Lukowsky zu. Lukowsky sprang zur Seite. Doch auch der Wagen wich aus und raste bis dicht an den weinroten Mustang heran. – Vera floh ins Rasthaus. Die rechte Fondstür des Pontiacs wurde aufgestossen. - Ein gellender Knall durchschlug den Morgen, dann noch ein zweiter. Auch Lukowsky hatte seinen Revolver gezogen und schoss. Glas splitterte an dem Pontiac, von irgendwo tönte ein Schrei. - Mit offener Tür stob der dunkelblaue Wagen davon. Nach einigen Metern Fahrt klatschte die Tür von alleine zu. – Lukowsky rannte zu seinem Auto und sprang hinein.

Während er den Zündschlüssel ins Schloß steckte, kam auch Vera. Ihre Hände gestikulierten temperamentvoll, sie rief mit geweiteten Augen: „Don Quijote! Was tust Du?!“ –

Lukowsky trat das Gaspedal durch. Der Mustang beschleunigte. Von der dunkelblauen Limousine war aufgrund der kurvenreichen Strecke und den rechts und links stehenden ersten Häusern des nahen Ortes nichts mehr zu sehen. Lukowsky blieb auf der Hauptstrasse. Vera schalt ihn noch immer. Er hörte nicht hin, sondern sagte nur: „Jetzt ist Schluss! Erst Felix, dann Heinz!“ Er wandte sich Vera zu: „Ich muß die jetzt kriegen! Es geht dem Dachen ans Fell!“

Der Blick der Frau wurde ruhig, der Hauch eines Lächelns trat auf ihre Lippen, ihre Stimme klang kühl und bestimmt: „Gut! Dann beginne heute das Jüngste Gericht!“

Mit hoher Geschwindigkeit fuhr Ernst Lukowskys weinroter Ford Mustang durch die kleine Ortschaft. Eine unübersichtliche von Wald gesäumte Landstrasse schloss sich an. Lukowsky erhöhte das Tempo. Das bei ‚Wellmeyers 1A-Gebrauchtwagen‘ erstandene Auto made in Detroit bewährte sich, trotz abgefahrener Reifen und mancher Roststellen, von denen auch die Auspuffanlage nicht frei war. Lukowsky dachte jetzt nichts ausser an sein augenblickliches Ziel, nur die dunkelblaue Pontiac-Limousine schwebte vor seinem inneren Auge. Technisch gesehen war es ein amerikanisches Duell: Ford gegen General Motors.

Grasfetzen und kleine Steine flogen bei jeder zu scharf genommenen Kurve auf. Die Landschaft hastete in verzerrten Bildern an den Autofenstern vorbei. Lukowsky wurde heiss. Er überholte einen Lastzug, einen Personenwagen und einen Bus. Erdbrocken wirbelten hinter dem Mustang durch die Luft. Eine gerade Strecke kam. An deren Ende bewegte sich etwas, das ein dunkelblauer Pontiac sein konnte. Der Mustang schoss voran. Das dunkle, bläuliche Etwas voraus wurde grösser, deutlicher, die Formen erkennbar – es verschwand hinter einer Kurve. Im Anschluß an diese Biegung erstreckte sich eine lange Gerade, von einem Güterweg gekreuzt. - Der dunkelblaue Wagen war nicht mehr da.

Lukowsky hielt auf offener Strecke an: Er verschränkte die Arme über dem warmen, schweissnassen Lenkrad und sagte zu sich selbst: „So weit kann der noch gar nicht sein!“ Er wendete den Blick und sah die Frau auf dem Beifahrersitz an: „Vielleicht ist der abgebogen, aber wo? In den Wald hinein kaum. Da käme der mit seiner Schüssel nicht weit.“

Vera berührte sachte seine Schulter. Ihr Gesicht war ein wenig bleich, doch ihre Stimme klang fest: „So geht es nicht! Man muss ihn anders packen, mit Raffinesse im richtigen Augenblick!“ – Lukowsky sah sie an und erwiderte schnell: „Es geht nur so, Vera! Du wirst sehen! - Irgendwo müssen die hier abgebogen sein, so unwahrscheinlich es auch aussieht!“ –

Er rangierte zurück, bremste wieder, stieg aus und überblickte das Gelände. Kopfschüttelnd stieg er wieder in den Wagen: „So was gibt's nicht!“ - Er fuhr noch ein Stück rückwärts, hielt an und sah sich um. Vera Jörgens schöne schmale Hände mit den langen spitzen Fingernägeln verkrampften sich still im Stoff des türkisfarbenen Rocks. Sie sagte halblaut: „Merkst Du denn nicht, dass alle denken, Du hättest das geheimnisvolle Paket? Das zeigt sich doch jetzt ganz klar! Sie kennen Dein Auto. Darum lauerten sie Dir auf. Ja, ich glaube, sie haben Dir aufgelauert! Aber jetzt wollen sie noch keinen Zusammenstoss mit Dir, sie wollen Dich nur beobachten weil sie denken, irgendwann führtest Du sie zu dem Paket.“ – Er sagte laut: „Das ist mir ganz egal! Und ich will aus Gründen des guten Benehmens nicht näher äussern, *wie* egal mir das ist! Jetzt werden die Burschen lernen, was der Ernstfall mit einem alten Soldaten heisst!“ Er drehte sich um und stützte die Ellenbogen auf das schwarze Kunstleder der Rückenlehne des Fahrersitzes: „Wo sind die nur hin! In die Erde gefahren sein können sie nicht – dahin bringe ich sie erst noch persönlich!“ Er dachte laut nach: „Aber ich sehe hier keinen Weg, der breit genug wäre.“

Vera meinte: „Vielleicht haben sie sich ja einfach nur in dem Waldweg versteckt, haben uns vorbeisausen lassen und sind dann umgekehrt? Valtine ist auch nicht der Mann, der selber herumschiesst wie im Wilden Westen, das lässt er andere tun. Ich nehme an, es war so: Sie haben uns vorbeigelassen und sind dann umgekehrt. Wahrscheinlich ist Valtine sogar inzwischen ausgestiegen und fährt per Taxi zum nächsten Bahnhof. Er riskiert nicht einmal, wegen zu

schnellen Autofahrens bei der Polizei aufzufallen. Man kennt seinen Namen an höheren Stellen. Er ist sehr vorsichtig.“ - Lukowsky nickte: „So könnte es sein!“

Der Wagen schwang tief in den Federn, als er die Böschung hinab auf die Wiese rollte. Tatsächlich fanden sich dort Reifenspuren. Sie folgten. Das friedliche Bild der Landschaft und die nun beinahe warm strahlende Sonne verliehen dieser Fahrt auf einmal eine geradezu ferienhafte Stimmung. Eine grosse Ruhe breitete sich auf einmal in Ernst Lukowsky aus. Die Verfolgung des dunkelblauen Autos empfand er plötzlich wie eine lästige Pflicht. Auch Vera schien von dieser merkwürdigen Stimmung erfasst zu sein. Sie sprachen nicht. Langsam rollte ihr Wagen über das Gras. Die Spur, der sie folgten, schlug einen Bogen um ein kleines Waldstück herum, um danach wieder auf der Strasse zu münden. Lukowsky hielt noch vor der Strasse an und stieg aus. Auch Vera Jörgens stieg aus. Sie sahen sich über das Autodach hinweg an. Vera fand zu einem Lächeln. Lukowsky stützte einen Arm auf das Wagendach und das Kinn in die Hand: „Lach' mich ruhig aus! Die Burschen haben 'ne Runde gedreht, haben uns vorbeirasen lassen und sind dann zurückgefahren, genau wie Du vermutet hast. Ich bin der Idiot! - Aber immerhin: Der Drache hat ‚Notung' fürchten gelernt.“ Dabei klopfte er auf seinen schweren Single-Action-Revolver. Vera lächelte still, der Vergleich mit dem Schwert des Drachentöters schien ihr zu gefallen. (.....)

Sie blickte auf: „Fahren wir weiter?“ - Lukowsky ging auf die andere Seite des Wagens: „Soll ich Dich jetzt nach Essen zu Deinem Hotel bringen? Oder was möchtest Du?“ Sie überlegte ein paar Sekunden, sagte dann: „Doch, bringe mich zum Kaiserhof. Ich werde nicht dort bleiben, aber meine Sachen holen. Ich habe eine Wohnung, direkt am Rhein. Niemand weiss das. Alle denken, ich lebte ständig in Hotels und sonst in dem Lande Nirgendwo. Aber Dir werde ich meine Anschrift geben.“

Sie stiegen ein und fuhren weiter, wieder in Richtung Autobahn. Sie fuhren gemächlich, ohne Eile. Das Wetter war angenehm, die Landschaft malerisch.

Eine Tankstelle kam in Sicht - und eine dunkelblaue Pontiac-Limousine, die von dort aus auf die Landstrasse rollte. Jetzt verwandelten sich die Dinge innerhalb von Augenblicken. Vera sagte kühl: „Laß’ ihn. Valtine ist nicht im Wagen, das ist nur einer seiner Schläger-Heinis.“ Lukowsky erwiderte: „Aber vielleicht führt ja der Heini zum Heinrich!“ Vera sagte noch etwas, doch diese Worte gingen wie bizarre Geräusche im Lärmen des Motors und einer nicht ganz einwandfreien Auspuffanlage des alten Mustangs unter. Lukowsky schnitt die nächste Kurve, zog an einem Kleinbus vorbei, jagte zwischen einem zu überholenden und einem entgegenkommenden Wagen hindurch, er fegte über Randstreifen und Grasnaben, so dass die Fetzen flogen – und die Sonne strahlte dazu heiter vom Himmel. Der Mustang überholt einen Bus und war nun schon verhältnismässig dicht hinter der dunkelblauen Limousine. Die Jagd

führte an Feldern vorüber und an Äckern, durch ein Stück Wald und an Rapsfeldern entlang – wie die Strasse ihren Weg nahm: Wiesen, wieder ein Waldstück. Wieder Felder und Äcker. – Eine kleine Ortschaft kam in Sicht. Den Namen auf dem Ortsschild verzerrte die Geschwindigkeit und machte ihn unleserlich. Reflexhaft duckte sich die Frau auf dem Beifahrersitz, als Bahnschranken kamen - doch die Schranken senkten sich nicht. Mit einem kurzen Holpern sprang der Mustang über die Gleise und stiess in die Ortschaft hinein, dem grossen dunkelblauen Pontiac schon dicht auf den Fersen. Häuserfronten schienen entgegenzurasen, Reifen quietschen, eine Frauenstimme rief etwas. –

Lukowsky verspürte Schweiss auf der Stirn. Sein Wagen schoss durch die kleine Stadt, einer dunkelblauen Limousine folgend. Fussgänger hasteten erschrocken nach allen Seiten auseinander; Autos bremsten ruckartig, gerieten ins Schleudern, stiessen gegeneinander, hielten am Strassenrand. Der dunkelblaue Wagen wich einem entgegenkommenden Porsche über den Bürgersteig aus und schlitterte funkensprühend an Hauswänden entlang. Eine Schaufensterscheibe zerklirrte, Hupen gellten; ein aus der Auslage hinter dem zersplitterten Schaufenster eines Spielwarenladens gepurzelter mechanischer Stoffhase hoppelte ungerührt über das Schlachtfeld der Strasse. Die kleine Innenstadt war durchquert, es ging durch die Randbereiche. Der dunkelblaue Wagen nahm ein offenstehendes Vorgartentor mit; die hoch aufwirbelnden Lattensplitter trafen auch noch Lukowskys Auto. Abermals hasteten Menschen kopflos auseinander, eine Einkaufstasche fiel hin und verstreute ihren Inhalt auf das Pflaster, und wieder splitterte irgendwo Glas. Dann kündigte ein gelbes Schild endlich das Ortsende an. Aber während der Fahrt durch die Stadt hatte der Pontiac ein paar Längen Vorsprung gewonnen. Hinter dem Ortende kam eine Gruppe Kinder auf Fahrrädern. Der Pontiac raste mitten hinein, rammte zwei Radfahrer nieder, geriet kurz ins Schleudern und setzte die Fahrt fort. Lukowsky lenkte im Slalom zwischen den stehenden und gestürzten Radfahrern hindurch. Hühner hüpften auf die Strasse, wo der Pontiac abermals ein Stück Gartenzaun mitgenommen hatte, und entkamen aufflatternd der Gefahr.

Auf einmal überlegte es sich der Fahrer des dunkelblauen Wagens anders. Er versucht eine 180-Grad-Wendung aus voller Fahrt. Das Manöver missglückte. Der Pontiac geriet ins Schleudern, jede Kontrolle versagte – er prallte voll gegen ein Transformatorenhäuschen am Strassenrand. Dem Krachen des Aufpralls folgte eine sofortige Explosion. Der verunglückte Wagen ging in lodernden Flammen auf. Lukowsky trat auf die Bremse, gab dann wieder etwas Gas, zog die Handbremse leicht an und vollzog das Wendemanöver auf der Stelle erfolgreich. Er lenkte ein Stück zurück und bog dann in einen schmalen Weg, der zu Schrebergärten führte. Er stieg aus und ging an dem brennenden Pontiac vorbei zu dem Unfallort der Radfahrer. Es hatte sich noch kein Menschenauflauf gebildet. Ein Kind lag auf der Strasse, rappelte sich aber

gerade ohne nennenswerte Verletzungen auf. Ein Huhn gackerte dazu. Ein zweites Kind sass weinend, aber unverletzt am Strassengraben. Lukowsky verscheuchte das Huhn und trug das Kind von der Strasse. Jetzt kamen auch andere Leute, unter ihnen eine zweite Radfahrergruppe und ein Mann im Laufschritt mit Arzttasche. Von ferne wurde schon das Heulen der Sirenen eines Krankenwagens vernehmbar. Lukowsky ging zurück. Niemand achtete auf ihn. Schaulustige umringten das mittlerweile ausglühende Wrack einer ehemals dunkelblauen Limousine des Typs Pontiac Grand Prix.

Der Mustang stand für all jene Menschen unsichtbar hinter der hohen Hecke des Schrebergartenwegs verborgen. Lukowsky gelangte zum seinem Wagen. Er parkte in der Sonne auf dem Weg, der kaum mehr als ein erweiterter Trampelpfad war. Die Beifahrertür stand offen. Vera war nirgends zu sehen. Lukowsky schaute sich um. Von der Frau keine Spur. Er ging sie suchen. Nach ein paar Schritten bemerkte er ein Rascheln im Heckengesträuch. Vera kam vorsichtig um sich blickend aus ihrem Versteck. Lukowsky sah sie an: „Es ist alles in Ordnung." Sie kam hervor und setzte sich in den Wagen. Sie sagte ohne Betonung: „Ich sollte doch die Pistole meines Vaters mitnehmen." Lukowsky stimmte zu: „Das wäre keine schlechte Idee. Auch ohne Z-Pläne leben wir leider in einer Zeit, in der eine Frau eine Waffe gebrauchen kann. Falls Du die Pistole Deines Vaters nicht findest, besorge ich Dir eine." Vera sah ihn an: „Danke. Aber wenn, dann nehme ich meines Vaters Pistole. Eine Walther PP. Es war seine Dienstwaffe. Er hat mir gezeigt, wie man mit ihr schiesst. Ich kann es und werde, wenn nötig, auch treffen." Abermals meinte Lukowsky zu spüren, wie alles, was mit ihrem Vater zusammenhing, für Vera Jörgens von ganz besonderer Bedeutung war. Die gedankliche Berührung mit dieser Erinnerung schien ihre Verfassung verändert zu haben. Sie sagte trocken: „Das hat nichts eingebracht."

Lukowsky wunderte sich über Veras kühles Verhalten. Sie sah ihn an: „Allerdings war es auch nicht schade um den Strolch. Wahrscheinlich hat er den alten Mann in der Werkstatt umgebracht. Doch Herrn Valtine, den muss man sich anders holen." Lukowsky versicherte: „Das kommt auch noch. Du wirst den Kopf des Drachens bekommen!"

Vera richtete den Blick nach vorn und schwieg. Lukowsky überlegte, ob sie enttäuscht darüber war, dass ihr alter Feind Valtine nicht in dem verunglückten Wagen gesessen hatte und mit verbrannt war. Ihr Gesicht hatte einen strengen Zug angenommen, sie schien auf einen Moment mit ihren Gedanken allein sein zu wollen. Womöglich waren es Gedanken der Rache – oder auch völlig andere. Es wollte Ernst Lukowsky nicht gelingen, diese Frau vollends zu begreifen.

Er fuhr weiter die Landstrasse entlang, um die nächste Autobahnauffahrt zu nehmen. Nach einer Weile sprach die Frau, als hätten ihre Gedanken einen Kreis vollzogen: „Wenn es mit dem grünen Paket so wäre, wie Du es für

möglich hältst, wenn das Paket praktisch nicht mehr auffindbar wäre... Es würde mir nichts ausmachen. Dann kriegte es ja auch Valtine nicht.“ Lukowsky sah zu ihr hinüber. Ihre Art wirkte auf merkwürdige Weise verändert. Die Wärme, die noch vorhin von ihr ausgegangen war, schien verschüttet zu sein. Das Gefühl der Nähe war noch da - und doch auf eine ganz andere Weise. Vera kam ihm in diesem Augenblick vor wie ein wunderschönes Geschöpf aus weissem Marmor, mit roten Lippen und grossen graublauen Augen und langen braunglänzenden Haaren. Aber die Schwingung der persönlichen Wärme war nicht mehr da. Sie schien das gleiche zu spüren. Ihre Blicke trafen für eine Sekunde aufeinander. Vera sagte: „Du wunderst Dich? Du findest mich verändert im Vergleich zu den Stunden, als ich Dir erzählte?“ Er erwiderte: „Ich bin mir nicht sicher.“ Sie schloss die Augen: „Doch. Dein Gefühl ist schon richtig. Aber ich kann Dir nicht erklären, was es in mir ist. Das verstehe ich selbst nicht.“ Sie schlug die Augen wieder auf und strich mit einer Hand an ihrem vor der Schulter hängenden Haarschweif entlang bis hinunter zu den Spitzen, die sich in ihrem Schoss stauten. Sie wendete den Blick abermals zu Lukowsky und sagte mit ruhiger Stimme: „Du liebst mich. Das ist etwas Wunderbares. Ich möchte Dich auch gerne lieben. Es gibt Stunden, da kann ich so etwas empfinden. Und dann wieder kann ich mich nur ganz tief im Inneren darüber freuen – es aber nicht erfühlen.“ Ihr Blick senkte sich wieder: „Ich wünschte so sehr, es wäre anders. Ich wünschte, ich wäre noch einmal jung genug, um rechtzeitig meinem Bruder davonlaufen zu können, ehe er mir Gewalt antat, um rechtzeitig der Mutter weglaufen zu können, ehe sie mir die Haare schneiden lassen konnte, um rechtzeitig auszureissen, ehe Valtine im Suff über mich herfiel. Denn das habe ich Dir noch nicht erzählt, weil ich in der Stimmung von vorhin nicht näher darüber sprechen mochte. Die Natur hat mir viel geschenkt. Ich weiss, ohne Eitelkeit, dass sie mich schön geformt hat, so, wie eine Frau aussehen soll. Aber das Herz, das hat mir mein erst zweiundzwanzigjähriges Leben gegen einen Stein ausgetauscht. Ich wünschte, es wäre anders.“ Sie blickte abermals zu ihm und dann gleich wieder weg: „Immer, wenn es mir bewusst wird, möchte ich nur noch schnell sterben.“

Ihre Worte stachen Lukowsky in sein Herz, das nicht aus Stein war. Er bremste, fuhr rechts ran und stellte den Motor aus. Er sah die Frau an. Sie starrte geradeaus. Lukowsky sagte: „Du hast kein Herz aus Stein, Vera! Du!“ Sie wendete den Kopf zu ihm. In ihren graublauen Augen standen keine Tränen, aber ihre Mundwinkel bebten. Sie zog das Band aus ihren Haaren und reichte es ihm: „Ein Talisman, Don Quijote. Bitte lass uns jetzt weiterfahren und nicht mehr sprechen. Ich kann jetzt nicht!“ Sie wendete den Kopf und versteckte ihr Gesicht hinter vorgleitenden braunen Haaren. Ihre Hand tastete auf einen kleinen Augenblick nach seinem Knie. Lukowsky war, als zerspringe ihm das Herz im Leibe und zerrisse seine Seele in tausend Fetzen. Sehr leise hörte er es: Vera weinte.

Bis nach Essen und vor das Portal des Hotels Kaiserhof hatten sie kein Wort mehr gesprochen, und Vera hatte ihre Körperhaltung nicht verändert. Jetzt richtete sie sich im Sitz auf, strich ihre Haare zurück und sah Lukowsky an. Ihre Augen waren feucht. Sie neigte sich zu ihm, und ihre weichen Lippen berührten hauchzart die seinen. Sie sagte: „Auf Wiedersehen, Don Quijote, und vielen Dank. Wir sehen uns bald wieder - wenn die Götter es wollen. - Bitte steig jetzt nicht mit aus.“ (...)

Auf der Fahrt von Essen nach Düsseldorf konnte er nichts anderes denken, als: ‚Dulcinea – Vera!’ Und von ganz alleine formten diese Gedanken jenen einen Satz immer wieder, den er noch hatte sagen wollen: ‚Dulcinea, Vera – Du bist das Leben, Du bist der Himmel über dieser Erde.’ Und doch wusste Lukowsky, dass er es in diesen Worten nicht ausgesprochen haben würde. Sie hatte auch wahrlich besseres verdient als ein altes Schlachtross, das heute nicht wusste, wo und wie es morgen leben würde. Eines aber blieb wahr, das, was er vom ersten Augenblick an gewusst hatte: Sie war das Schicksal! – Jedoch eines, auf dass er kein Anrecht besass. Doch er konnte versuchen, es sich zu verdienen! Der Weg dorthin hiess: Den Drachen besiegen. – Für Dulcinea. – Vera. -

In dieser Nacht liess eine innere Unruhe Lukowsky nicht gut schlafen. Es war nicht Sorge um die persönliche Zukunft. Irgendwie würde er das schon alles hinkriegen. Es war der Gedanke an das unbegreifliche Wesen der Frau, die ihm nicht aus dem Sinn ging. Ihre Augen sahen ihn von innen her an – sehr still – und dieser Blick war nie frei von Traurigkeit, von der Ahnung eines tragischen Schicksals. So sehr hätte Ernst Lukowsky sich da ein Lachen gewünscht, zumindest ein Lächeln, einen Hauch von Zuversicht. Doch es gelang ihm nicht, diese Vorstellung herbeizuzwingen. Kein einziges Mal hatte er Vera lachend gesehen. (...)

(... Romanhandlung ...)

Vera. Er musste an Vera denken. Was war Sie? Das unergründliche Schicksal! Und dieses Schicksal hatte den Gedanken gespürt, die Stunde geahnt. Vera rief an und sagte: „Ich bin in Essen, im ‚Kaiserhof’. Bitte komm.“

Er fuhr so schnell von Düsseldorf nach Essen, wie man nur irgend von Düsseldorf nach Essen fahren kann. Eventuelle oder sogar höchst wahrscheinliche Anzeigen wegen Geschwindigkeitsüberschreitung bekümmerten ihn nicht, das alles war ihm jetzt vollkommen gleich – Vera! –

Er war in Essen und hielt vor dem Hotel Kaiserhof, ohne irgendwelche Eindrücke von der Fahrt im Kopf behalten zu haben. Er liess den Wagen stehen und ging zur Rezeption. Vera hatte dort die Nachricht deponiert, er möge hinauf in ihr Appartement kommen. Er eilte hinauf. Messingzahl 112 hielt Lukowsky inne. Er dachte: Blumen hätte er mitbringen sollen! Aber dann klopfte sein

gekrümmter Zeigefinger auch schon gegen die Mahagonitür. Lukowsky meinte, Veras Stimme rufen zu hören – er trat ein. Vera stand in einem langen Morgenmantel mit betonter Taille aus elfenbeinfarbener Seide vor dem Fenster im Gegenlicht. Ihre hüftlangen braunen Haare waren offen und mit zwei kleinen Elfenbeinkämmen aus dem Mittelscheitel zurückgesteckt. Der Brillant eines Weissgoldrings blitzte an ihrer linken Hand. Vera blieb still stehen und sah Lukowsky an. Aus einem Grund, den er nicht kannte, blieb er in der Mitte des Zimmers stehen, ging nicht ganz bis zu ihr hin. Es war ein unbestimmtes Gefühl in ihm, als sei das ihr Wunsch. Er sagte: „Es ist schön, Dich zu sehen, Vera." Und ihre sanfte Stimme klang: „Ich freue mich auch, dass Du hier bist." Jetzt erst ging er bis zu ihr hin und nahm ihre Hand, ihre schöne schmale weisse Hand mit den langen spitzen Fingernägeln. Vera lächelte, aber es war ein sehr sonderbares Lächeln. Sie sagte: „Bitte setz' Dich ruhig. Ich möchte hier stehenbleiben." Lukowsky hockte sich auf eine Sessellehne und sah die Frau an. Nichts auf der Welt schien mehr Bedeutung zu haben ausser ihr. Veras grosse graublaue Augen unter den dunklen Strahlen der geschwungenen Wimpern sahen ihn mit einer eigenartigen Ruhe an. Vera sprach: „Heute möchte ich Dir etwas sagen – zwei Dinge – und etwas zeigen! – Und ich bitte Dich: Unterbrich' mich nicht." Lukowsky nickte nur. Das Empfinden einer besonderen Merkwürdigkeit beschlich ihn immer mehr. Die schöne Frau dort im Gegenlicht vor dem Fenster wirkte wie eine Herrscherin, eine unumschränkte Monarchin, oder mehr noch wie eine antike Göttin – allein ihr Wort galt.

Sie sprach: „Ich habe etwas für Dich vorbereitet, was Dir helfen wird. Nimm das Kuvert dort vom Tisch und stecke es ein. Du kannst es später in Ruhe anschauen." Lukowsky steckte das bereitliegende DIN-A5-Kuvert ein und richtete seinen Blick wieder ganz auf die Frau. Sie sagte: „Jetzt will ich Dir von meinen Plänen für die nächste Zeit erzählen. Ich werde für eine längere Weile fort sein. Fern, in einem anderen Land, an einem Ort, den niemand kennt ausser mir. Ein Erbe meines Grossvaters in Südschweden. Es wird mir dort gut gehen, ich werde mich wohl fühlen – ohne Menschen. Allein ein altes Ehepaar wird dort sein und sich um alles kümmern, was ich brauche. Ich werde für niemanden erreichbar sein, keiner wird mich finden können. Auch Du nicht, obwohl ich Dich sehr gern habe." Sie wendete den Kopf um einige Grade und sprach weiter: „Ich habe mich entschlossen, das Projekt, das ‚Z-Plan' genannt wird, nicht selbst weiter zu verfolgen. Du wirst es an meiner Stelle tun – und besser als ich, eine Frau, es vermöchte. Du wirst den Erfolg herbeizwingen, wirst das Nötige tun. Ich vertraue Dir damit viel an, mehr als je zuvor einem Menschen. Du wirst in meinem Namen und Sinn tun, was sich mein Vater gewünscht hätte – von dem Mann seiner Tochter. Denn mein Vater war ein lieber, grosser Idealist. Er hatte einen Glauben, den er niemals verlor, wie schwer es auch war." Sie legte eine kleine Pause ein und fuhr dann in dem gleichen ruhigen Tonfall zu sprechen fort: „Du wirst auch meinen Todfeind für mich vernichten. Du wirst es tun – ich bin sicher. Dir vertraue ich vollkommen."

Sie zog den Ring vom Finger und die beiden Elfenbeinkämme aus den Haaren und steckte die Gegenstände in eine Tasche ihres weiten seidenen Morgenmantels. Dann sprach sie weiter: „Ernst Lukowsky, Don Quijote, mein Freund, jetzt möchte ich Dir etwas zeigen. Du sollst es sehen, damit Du mich ganz kennst. Zuvor aber möchte ich Dir sagen: Ich werde Dir keine Geliebte sein können wie Du, wie ein Mann, sie sich wünscht, nicht die Frau, die Du brauchst. Daran, bitte, denke nicht. Etwas hat mich krank gemacht vor langer Zeit – meinen Geist, meine Seele, meinen Körper. Vielleicht bin ich auch bloss irrtümlich in diese Welt geboren worden, gehörte aber eigentlich einer anderen an. Mitunter kam es mir so vor auf rätselhafte Weise. Das alles aber weiss ich nicht genau. Doch es hat mich oft geschmerzt. Jetzt ist der Schmerz vorüber, mir kann nichts etwas anhaben, alles ist gut. – Du wirst das später verstehen. – Ich habe Dich sehr gern – mehr als jeden anderen, vielleicht liebe ich Dich – auf meine Art. Doch Deine Geliebte, Deine Frau, kann ich nicht sein – denn auch die ewigen Götter des Olympos vollbringen auf dieser Welt keine Wunder.“ Sie senkte für einen Augenblick den Kopf, ihre braunen Haare glitten vor. Lukowsky war, als sei seine Stimme vertrocknet. Er sah die Frau nur an und er wusste, dass er sie mehr als alles liebte. Sie hob wieder den Kopf und sprach weiter: „Ich will aber, dass Du ein gutes Leben lebst! Ich will, dass Du eine schöne Geliebte hast, die Dir gibt, was ein Mann braucht. Ich will es so! Ich weiss, Du liebst mich. Diese Liebe, die ich warm erfühle, bricht dadurch nicht. Du sollst Dir aber eine schöne Geliebte nehmen! Eine, die Deiner und meiner würdig ist! Vielleicht eine, die mir ein wenig ähnlich sieht. Dann hast Du auch mich in ihr – dann ist es gut.“ Veras Augen glänzten nun feucht. Lukowsky sah es, und ein unbändiger Schmerz riss in seiner Brust. Er hätte laut aufschreien mögen und brachte doch keinen Ton hervor. Er spürte nur, dass auch seine Augen feucht wurden, die das Weinen längst verlernt zu haben glaubten. Vera stand aufrecht, sie blickte ihn stolz an. Sie sprach: „Ich weiss, dass ich schön bin. Und ich will, dass Du mich siehst – vollkommen siehst – und dieses Bild in Dir festhältst. Wenn Du es gesehen hast, dann bitte sage nichts, dann bitte drehe Dich um und gehe schnell fort. Warte auch nicht hier in der Stadt, fahr sofort weiter. Ich reise in einer Stunde. – Wir sehen uns wieder – noch einmal. Wenn die Wintersonne aufgeht, in einem halben Jahr, werde ich Dich rufen – auf einen Tag. Dann sollst Du zu mir kommen. Mit mehr rechne nicht.“ – Sie sah ihn fest an und liess den seidenen Morgenmantel von den Schultern gleiten. Nackt stand sie vor ihm – strahlend schön, schöner, vollkommener, als jede andere Frau. Lukowsky sah sie an wie in Trance. Er nahm dieses Bild in sich auf – wie sie es wollte. Ein heisses Beben durchfloss seine Seele. Vera blickte ihn an – schön und stolz – doch ihre Augen füllten sich mit Tränen und baten: ‚Jetzt geh! Bitte, jetzt geh schnell!’ (...)

Er sass hinter dem Lenkrad seines Wagens, der noch auf dem Parkplatz stand, und wusste nicht genau, wie er von Veras Hotelzimmer bis hierher gekommen war, wie er durch den Korridor gegangen war, in den Fahrstuhl

hinein, dann durch die Halle hinaus und hier bis zum Parkplatz. Er hatte an diese Minuten keine greifbare Erinnerung. Irgendwie musste er den Weg zurückgelegt haben, denn sonst sässe er ja nicht in seinem Wagen. Er hatte das Gefühl, einen gellenden Schrei ausstossen zu müssen. Doch noch immer war er zu keinem Laut fähig. In diesem Augenblick hätte er sich gewünscht, zu irgendeinem Gott, gleich welchen Namens, beten zu können. Und er dachte nur noch eines: ‚Schicksal, du einziger Gott: Beschütze Vera, meine Dulcinea – oder lass mich sterben vor ihr, nimm mein Leben für das ihre, lass sie Freude finden und Lust am Leben.'

Er griff nach dem Lenkrad, und seine Hände zitterten, es war ihm, als vibriere die Haut an seinem ganzen Körper, und zugleich schüttle ihn eine glühende Kälte. –

Er war einfach darauflos gefahren, immer geradeaus, bis die Stadt zurücklag, die Häuser weniger wurden und offenes Land kam. Wahllos hielt er am Chausseerand, stellte den Motor aus und zündete sich eine Zigarette an. Die Finger, die sie hielten, zitterten. Er öffnete das Kuvert, dass Vera ihm gegeben hatte. Der erste Blick auf den gemischten Inhalt machte ihn ruhiger. Zwei zusammengefaltete Fotokopien von irgendwelchen Plänen waren darin. Auf einer befand sich ein alter Stempel aus der Kriegszeit mit dem Wort ‚Geheim!' Dann ein kleines Büchlein, wie ein Taschenkalender, dicht vollgeschrieben. Ausserdem noch die Kopie eines Briefes des Bundesministeriums für Verteidigung. Lukowsky legte das alles beiseite und nahm das kleinere Kuvert, das in dem grösseren steckte. Seine Hände begannen wieder stärker zu zittern. In dem Kuvert war ein Foto von Vera. Es mass nur sechs mal sechs Zentimeter, aber es war sehr schön. Dann war da ein Verrechnungsscheck über eine sehr hohe Summe, von Vera unterschrieben. Dazu eine Karte, auf der ein paar Zeilen in ihrer grosszügigen Handschrift standen, mit umbrabrauner Tinte geschrieben:

Lieber Don Quijote,
Du wirst bestimmt alles richtig machen.
Wenn die Wintersonne kommt, rein und klar,
wirst Du es mir erzählen.
Falls Du an mich denkst, werde ich es fühlen und mich freuen,
aber tue es nicht zu oft, ich will, dass Du
ein schönes Leben hast.
Deine Vera

Er las diese Zeilen zweimal, dreimal. Er betrachtete das Foto und strich zärtlich mit einem Finger an den vier Kanten entlang. Endlich gab er Brief und Foto in das kleine Kuvert zurück und steckte es zu seinem Pass. Das andere tat er wieder in das grosse Kuvert. Er würde das später anschauen, jetzt nicht.

Er war noch planlos umhergefahren, wie lange, das wusste er nicht. Irgendwann hatte die Armatur angezeigt, dass das Benzin ausging, und der

Reservekanister war leer. So hatte er bei der nächsten Tankstelle angehalten, um den Wagen auftanken zu lassen. Über die Frage, wo er sich befinde, hatte der Tankwart sich gewundert und zur Antwort gegeben: „Fünf Kilometer vor Aachen."

Es war inzwischen auch kühler geworden, obwohl die Sonne noch schien. Nun fuhr er wieder durch die vertrauten Strassen von Düsseldorf.

Der Abschied von Vera, das empfand er ganz tief, war ein unwiderruflicher gewesen, auch wenn sie sich noch einmal wiedersehen würden – auf einen Tag, so hatte es Vera gesagt. Im Grunde, auch das war ihm klar, hatte er auf viel mehr nie wirklich gehofft. Die Unerreichbarkeit hatte in Veras Augen gestanden – schon seit dem ersten Moment ihrer Begegnung. Dulcinea und Don Quijote – es konnte kein besseres Sinnbild geben. Und doch war er, der so manches schon hinter sich hatte, gefangen von diesem Traum. Der stellte nun seine Forderungen. Es war, als gelte es ein Vermächtnis zu erfüllen: Das von Vera Jörgens und ihrem Vater. (...)

(... Romanhandlung ...)

Als Lukowsky den Mustang beim Jürgensplatz parkte, ausstieg und zum Hauseingang schritt, taumelten auch hier die ersten Schneeflocken des Jahres aus den Wolken. Er sah zum Himmel auf. Da strahlte sie auf einmal hervor, die Wintersonne, und Lukowsky überkam ein sonderbares Gefühl. Er beschleunigte seine Schritte, eilte die Treppe empor, schloss die Tür auf und schaute in den Briefkasten. Es stak einiges an Post darin, so auch ein Schreiben von Wenzel, der einen Auftrag nach Turin ankündigte. Aber kein Brief von Vera.

Von diesem Tag an wartete er jeden Vormittag auf die Post, und immer hoffte er auf eine Botschaft von Vera. So vergingen die Tage. Lukowsky stand am Fenster und sah den Schneeflocken zu, die immer häufiger und dichter vom Himmel fielen. Es war, als würde alles Gewesene von diesem Schnee bedeckt und seinen inneren Blicken entzogen. Allein der Gedanke an Vera blieb, und dieser wurde von Stunde zu Stunde grösser und stärker.

Er wusste nicht mehr, wie viele Tage lang er schon die meiste Zeit so am Fenster stehend zugebracht hatte und dem Schnee zusah. Und immer hoffte er, dass die Sonne sich zeigen möchte. Doch die tat es nicht, der Himmel blieb grau. Dann aber erstrahlte sie schon am frühen Morgen. Und es kam Post von Vera! – Es war ein hellbraunes Kuvert, Veras Handschrift in umbrabrauner Tinte darauf und eine schwedische Briefmarke. Lukowskys Hände zitterten. Er ging zum Schreibtisch und öffnete das Kuvert. Es war ein einziger Briefbogen darin, und auf dem standen die Worte: ***Jetzt komm!*** Dazu als ein P.S. (Post Scriptum) die Wegbeschreibung und dass er von ihrem Fahrer mit einem alten Mercedes 300 übermorgen Mittag beim Bahnhof der Ortschaft abgeholt werden würde.

Er lenkte seinen Wagen durch die südschwedische Winterlandschaft. Das Ziel lag nicht mehr weit. Ein Verkehrsschild an der vorigen Kreuzung hatte angezeigt: 14 km. Von den Zweigen der Bäume rieselte unter dem Hauch eines leichten Windes frischgefallener Schnee. Der Himmel war hell, aber die Sonne, die Wintersonne, von der Vera an jenem Tag im Hotel Kaiserhof gesprochen hatte, schien nicht – noch nicht. Doch das Wetter war klar. Möglich, dass die Sonne bald hervorbrechen würde mit freundlichen Strahlen. Lukowsky hoffte darauf, damit es so sein sollte, wie er es sich so oft ausgemalt hatte.

Er fuhr zum Bahnhof des kleinen Orts, wie Vera ihn geheissen hatte, und wartete. Es war noch nicht ganz Mittag. Um die Mittagszeit sollte ein Wagen kommen und ihn abholen, hatte Vera geschrieben, ein alter, rundlicher dunkelblauer Mercedes. Lukowsky rauchte eine Zigarette, er wartete. Bei abgestelltem Motor wurde es im Wagen schnell kalt. Doch es dauerte nicht lange. Ein grosser dunkler Mercedes 300, der vielleicht 1953 oder 1954 gebaut worden sein mochte, kam und hielt direkt auf den weinroten Ford Mustang zu. Vera musste ihn dem Fahrer beschrieben haben. Lukowsky stieg aus. Der rundliche Mercedes bremste. Der Fahrer war ein alter Mann mit einem faltenzerfurchten aber freundlichen Gesicht. Er begrüsste Lukowsky auf Deutsch und hielt ihm die Beifahrertür auf.

Die Fahrt führte tief in die verschneite Landschaft hinein, durch Wälder, an einem See vorüber und abermals durch dichten Wald. Der Motor des grossen Wagens lief so leise, dass nur das Geräusch der rollenden Reifen und des unter ihnen knirschenden Schnees zu vernehmen war. Nach einer guten halben Stunde bog der Wagen in eine schmale Nebenstrasse ein. Der Wald lichtete sich. Am Ende der Strasse wurde ein Gebäude erkennbar, ein grosses schönes Haus mit vielen Giebeln und Erkern, gewiss hundert oder mehr Jahre alt. Dort fuhren sie hin – dort lebte Vera. – Und am Himmel erschien auf einmal eine klare, kühle Sonne – die Wintersonne!

Der Fahrer hielt unmittelbar vor der hohen, mit reichem Schnitzwerk in nordischer Ornamentik versehenen Tür, stieg aus und geleitete Lukowsky ins Haus. Er nahm ihm die pelzbesetzte Fliegerjacke ab. Eine alte Frau begrüsste ihn ebenfalls in Deutsch und mit einem herzlichen Händedruck. Sie führte ihn weiter. Das alte Ehepaar, erinnerte Lukowsky sich Veras Worten, das sich um ihre Erfordernisse kümmerte. – Es ging über Perserbrücken durch einen kühlen Marmorflur, an dessen Wänden grosse Gemälde von Segelschiffen hingen. Hinter einer hohen zweiflügeligen Tür, die wiederum mit altgermanischen Schnitzereien verziert war, lag ein weiterer Flur. Hinter diesem kam ein grosses, hohes warmes Zimmer mit einer intarsienverzierten Holzdecke. An den Wänden hingen Jagdtrophäen, Geweihe von Hirschen, Rentieren, Elchen und ein mächtiger Keilerschädel, dazwischen alte Waffen, Perkussionsgewehre, Radschlosspistolen, gekreuzte Saufedern. Es gab einen grossen offenen Kamin, in dem ein Feuer prasselte. Auf dem Kaminsims stand das Modell eines

Kreuzers mit drei Schornsteinen. Die Möbel waren aus dunklem Eichenholz, abermals reich mit Schnitzwerk verziert. Den Boden bedeckten Orientteppiche. Die nette alte Frau sagte etwas in gutem Deutsch. Lukowsky verstand es dennoch nicht. Seine Gedanken waren bei Vera. Dann begriff er. Essen sei vorbereitet – ob er nicht essen wolle? Nein, Er dankte, nein, essen wollte er nicht. Einen Kaffee höchstens, nichts sonst. Die freundliche Frau versicherte, gleich Kaffee zu bringen und entfernte sich. Lukowsky stand in dem grossen Zimmer und wartete – hoffte: Vera sollte doch kommen! Aber zuerst kam die nette alte Frau wieder und servierte Kaffee und dazu Gebäck. Sie stellte auch eine polierte Holzschachtel mit Zigaretten, ein Tischfeuerzeug und einen bronzenen Aschenbecher bereit. Lukowsky hatte für das alles keinen Sinn. Sein Herz schlug heftig, rief nach Vera.

Endlich: Eine dunkle Tür öffnete sich. Sie kam! Sie lächelte. Vera trug einen bodenlangen Rock aus viel hellbraunem Stoff, einen dunkelbraunen Gürtel und eine beige Bluse mit Spitzenaufsatz. Ihr Gesicht war ungeschminkt, die grossen graublauen Augen leuchteten unter den dunklen Wimpernstrahlen hervor. Ihre glatten hüftlangen Haare waren offen. Nur zwei Hornspangen hielten sie hinter den Schläfen aus dem Scheitel zurück. Um Veras schlanken Hals lag ein schmales braunes Kehlband. Sie trug keinen Schmuck ausser einem Barockring mit einem Diamanten und zwei Perlen am Ringfinger ihrer linken Hand. Ihre Lippen lächelten.

Ernst Lukowsky sah diese Frau, und sein Herz begann zu rasen, er fühlte sich plötzlich klein und unbedeutend gegenüber diesem wundervollen Wesen, das einer höheren, edleren Art angehörte.

Vera ging auf ihn zu, reichte ihm die Hand, und ihre weiche Stimme klang: „Willkommen in meiner heimlichen Burg, Don Quijote!“ Sie hielt seine Hand fest und deutete ihm so, auf einer hochlehnigen gepolsterten Bank beim Kamin Platz zu nehmen. Als er es getan hatte, liess sie seine Hand los und setzte sich neben ihn. Erst jetzt fand Lukowsky Worte. Er sagte schlicht: „Es ist schön, Dich zu sehen, Vera!“ Sie deutete ein Kopfnicken an: „Ich freue mich auch!“ Sie sahen einander still an. Wieder war es, als ob ihrer beider Blicke zu einem einzigen würden, wie es bereits in der Vergangenheit geschehen war, ohne aber bestehen zu bleiben. Dann brach Vera das Schweigen, Sie bat: „Erzähle mir, was war!“ Er erzählte es ihr. Ohne viele umschreibende Worte. Sein Bericht endete in dem Satz: „Dein Feind ist in die Hölle eingegangen. Das wolltest Du. Und Du wolltest es durch mich.“ Sie sah ihn wieder schweigend an, ehe sie sagte: „Das wollte ich! – Durch Dich! Der Ritter hat für seine Dame den Drachen erlegt. Und dafür danke ich ihm – danke Dir – sehr!“ Ihr gertenschlanker Körper rückte näher an ihn heran. Die Lider mit den langen dunklen Wimpern senkten sich über ihre Augen, Veras Gesicht nahte sich dem seinen, ihre weichen warmen Lippen küssten ihn. Zugleich tasteten ihre schmalen Hände nach seinen Schultern, sie neigte sich zu ihm hinüber. Er

umgriff ihre Taille, zärtlich, vorsichtig, wie bei einem hochzerbrechlichen Wesen. Und er spürte im selben Moment, wie ein leises Zittern den biegsamen Frauenkörper durchlief. Vera öffnete die Augen. Ihr Gesicht war dem seinen ganz nahe. Sie sprach – leise aber sehr deutlich: „Es ist gut. – Jetzt ist es gut!“ – Lukowsky sagte: „Du hast mir ein wunderbares Gedicht geschrieben. Ich habe es wieder und wieder gelesen und doch, das gestehe ich, noch nicht alles darin verstanden. Es bezieht sich auf die alten germanischen Mythen?“ Sie sah ihm in die Augen: „Das ist der Boden. Du wirst es verstehen!“ Er griff behutsam in ihre Haare: „Und Du hast mir eine Locke geschenkt. Es muss Dir weh getan haben. Mir hat es auch weh getan, als ich es sah.“ Sie drehte ihm den Rücken zu und fragte: „Fällt Dir auf, dass etwas fehlt?“ – „Nein,“ antwortete er, denn in ihren dichten Haaren war der Verlust der grossen Locke tatsächlich nicht feststellbar. Die Frau wandte sich ihm wieder zu und sprach: „Ich wollte, dass Du ein Stück von mir hast. Alles an mir gehört Dir. Der Ritter hat seine Dame erobert! Ich gehöre Dir – so weit ich es vermag.“ Abermals liess sie sich von ihm in die Arme nehmen, und es war wunderschön. Durch die hohen Fenster fiel helles Licht – die Strahlen der Wintersonne.

Es war abend geworden. Lukowsky hatte inzwischen manches in Einzelheiten erzählt von alledem, was er erlebt hatte und was nicht zuletzt das Vermächtnis ihres Vaters berührte. Und Vera hatte ihm zugehört, als durchlebe sie das ganze Geschehen in seinen Worte mit. Eine besondere Art von Fröhlichkeit war aufgekommen, jene Fröhlichkeit, die um ihre Endlichkeit weiss und darum nie völlig unbeschwert ist. Aber sie fühlten sich wohl, alle beide, freuten sich jeden Augenblicks. Dann waren sie nach draussen gegangen, unter den freien Himmel, spazierten durch die klare nordische Landschaft, bis schon das Abendrot aufzog und die Wintersonne versank.

Vier Kerzenleuchter gaben das Licht. Sie sassen auf Elchfellen am Boden vor dem Kamin eines anderes Zimmers, das ganz fraulich gestaltet war: Hell die Wände mit schmal gerahmten kolorierten Kupferstichen von Blumen. Auf Podesten zwei antiken Statuetten: Paris und Helena. Alles beherrschend jedoch war das grossflächige Gemälde an der gegenüberliegenden Wand. Eine Illustration zu Wagners Tristan und Isolde: Liebestod. Diese Musik liess Vera auch spielen – aus einer irgendwo versteckten Anlage, ein eigens angefertigtes Tonband: Vorspiel und Liebestod. Leise und doch laut genug erklang diese Musik, wie Grüsse aus einer anderen Welt, als Walhall – aus Veras Welt.

Sie trug den weiten seidenen Bademantel, in dem sie sich ihm schon einmal gezeigt hatte. Und auch diesmal war offenkundig kein weiterer Stoff darunter. Sie hatte die Spangen aus den Haaren genommen und den Ring vom Finger gezogen – wie schon einmal. Sie liess sich erzählen. Viele belanglose Dinge, sie wollte nur zuhören. Und er erzählte ihr, erzählte von Abenteuern, von Gedanken, Hoffnungen und Träumen – und immer wieder mündete dies bei ihr, bei Vera – Dulcinea! Doch dann trat plötzlich ein bitterer Zug auf ihr schönes

Gesicht. Sie wollte nicht, dass er von ihr sprach, nicht von seinen Träumen im Bezug auf sie. Sie lag da, die Ellenbogen auf mehrfach geschichtete Felle gestützt und den Kopf in die Hände. So sah sie ihn an, so liess sie sich ansehen. Er lag neben ihr auf dem von Fellen bedeckten Boden. Die Finger seiner rechten Hand strichen sacht an ihrer Schläfe entlang und über ihren Kopf und versanken in den Fluten ihrer rötlich-braunen Haare. Sie drehte sich langsam auf den Rücken. Sein Gesicht war nun über ihr. Vera blickte ihn an. Die Lippen ihres schöngeformten Mundes bebten. Sie sprach, und ein leises Zittern durchklang ihre Stimme: „Ich kann nicht! Don Quijote, ich kann nicht! Ich möchte so gern, ich wünschte mir so sehr ein Kind! Und doch kann ich nicht. Etwas hat mich für dieses Erdenleben untauglich gemacht, Du weisst es.“ Sie richtete sich ein wenig auf und sprach fest: „Darum will ich, dass Du Dir eine andere Frau suchst, eine, die mir ähnlich sieht, die meine Grösse hat und solche Haare wie ich und bei der Du an mich denkst! Du kannst sie finden – und in ihr auch mich! Und Du sollst Kinder haben!“ Sie sah ihn plötzlich mit einem strengen Blick an: „Das ist es, was ich nun von meinem Ritter verlange, hörst Du? Es ist mein Wille!“ Er hielt ihrem glühenden Blick stand und sagte: „Ich liebe Dich, Vera, ich liebe Dich! Dich! Dich! Über alles – unvergänglich.“ Sie forderte: „So erfülle meinen Willen! Und ich verspreche Dir: Solltest Du mich in keiner anderen Frau finden – dann werde ich zu Dir kommen! Auf eine Weise, die Du begreifen wirst, wenn Du mein Gedicht ganz verstehst. Denn wir, das weiss ich längst, gehören einander aus ewigem Recht.“ Die langen geschwungenen Wimpern über ihren graublauen Augen begannen kaum merklich unruhig zu werden, ihr Blick sprach von Qual. Sie sagte leise: „Jetzt ... Ich kann nicht! – Wenn wir uns in der anderen Welt sehen, im Reich der ewigen Morgenröte ... Nicht hier.“

Tränen traten in ihre Augen und rannen über ihre Wangen, ganz still, lautlos, ohne ein Schluchzen. Sie senkte langsam die Lider, auf ihrem Mund lag ein Zug tiefen Schmerzes. Lukowsky nahm sie in seine Arme – nun ganz fest. Er fühlte unter sich ihren Leib. An seinen Schultern spürte er lange spitze Fingernägel, die sich ihm tief ins Fleisch schlugen und Wunden rissen, wieder und wieder, so dass warmes Blut strömte; und es war ein süsser Schmerz. Umhüllende Stoffe fielen, Körper berührten einander, Lippen und Hände und warme Haut. Und von irgendwo klang herbei: Tristan und Isolde – Liebestod – Liebestod. – Ein Schrei brach aus Vera hervor, ein Schrei – nicht laut und doch fürchterlich. Mit einer plötzlichen Bewegung von enormer Kraft richtete sie sich halb auf. Ihre Augen sahen den Mann verwirrt an, ihre Mundwinkel zitterten, ihr ganzer Körper erschien wie zu Marmor erstarrt. Lukowsky sagte leise: „Vera! Dulcinea!“ Die Spannung in ihr löste sich. Vera senkte den Blick. Sie sah ihre Hände und das Blut, dass von ihren Fingernägeln troff. Ein starres Entsetzen ergriff sie. Sie war scheinbar unfähig, sich zu rühren. Lukowsky beugte sich zu ihr, er nahm liebevoll ihre Hände und befreite die Fingerspitzen mit seinem Mund von dem Blut. Ein leiser, unendlich gequälter Schrei entfuhr Veras Kehle,

und Tränen flossen in Strömen aus ihren Augen. Lukowsky wollte sie in die Arme nehmen, doch sie zuckte vor ihm zurück. Sie sah ihn an und stammelte: „Siehst Du denn nicht...?“ Dann wurde ihre Stimme fest, und sie wiederholte: „Siehst Du denn nicht!“ Sie senkte den Kopf und versteckte ihr Gesicht hinter den Wogen ihrer rotbraun schimmernden Haare. Ganz leise sprach sie und doch klar, nicht flüsternd, wieder völlig beherrscht: „Bitte verlaß’ mich jetzt – und komm’ niemals wieder. – Wenn Du mich lieb hast – geh! Ich werde zu Dir kommen – auf meine Weise. Ich verspreche es.“ Sie hob den Blick. In ihren Augen loderten Feuer. Und Ernst Lukowsky begann von ferne zu begreifen, was er doch nicht wahrhaben wollte: Vera gehörte nicht der diesseitigen Welt. – Von irgendwo her erklang: Liebestod. –

Sie war aufgestanden, souverän wie eine antike Göttin, hatte sich abermals anschauen lassen – für einen halben Augenblick – und dann war sie davongeeilt, in ein Nebenzimmer und hatte hinter sich zugeschlossen. Kein Laut war von dort zu hören. Nur Richard Wagners göttliche Musik ertönte noch: Liebestod. –

Lukowsky sah Vera nicht wieder. Es war nun der dritte Tag, den er in dem einzigen Gasthof des winzigen Ortes zubrachte und Qualen litt, die namenlosen Qualen von Sorge und Ungewissheit – Angst um Vera, um Dulcinea. Immer wieder hatte er angerufen, und immer wieder von der alten Schwedin, der das Haus versorgte, gehört, Fräulein Jörgens gehe es gut, doch sie wolle niemanden empfangen noch sprechen. Da Lukowsky keine Ruhe liess, kam Vera schliesslich doch selbst ans Telefon. Er war erleichtert, ihre Stimme zu hören, er begann wieder zu leben. Sie sagte nur: „Don Quijote, Lieber, lass’ mich. Es ist gut! In der nächsten Welt sehen wir uns ja ganz sicher wieder. Da werden wir dann auch zusammensein. Für immer! Auf dieser Welt aber lass mich – und tue, um was ich Dich gebeten habe. Du wirst bestimmt alles richtig machen, Du bist ja tapfer. Wenn Du mich aber wirklich brauchst, komme ich Dich besuchen, wo Du auch sein magst, wie ich es Dir versprochen habe. Ich lasse Dich ja nicht allein. Lebe wohl nun – auf Wiedersehen!“ – Sie legte auf.

Ernst Lukowsky sass in Düsseldorf hinter dem Schreibtisch seines neuen Büros am Rathausufer, das Fischer ihm in der Aurora GmbH eingerichtet hatte, mit Blick auf den Rhein. Der Himmel vor den Fenstern war grau. Lukowsky drehte die Trommel des schweren Revolvers. Fünf Kammern waren leer, in der sechsten steckte eine .44 Magnum-Patrone. Lukowsky spannte den Hahn, führte die Mündung des Laufs an den Kopf und drückte ab. Es machte nur: ‚Klick’. Schon zum siebten oder achten oder zwölften mal – er hatte nicht mitgezählt. Es gab kein Gefühl mehr in ihm, weder Furcht noch Hoffnung – nichts Lebendiges. – Vera hatte sich umgebracht. Sie war heimgegangen durch das Licht der ewigen Morgenröte – nach Walhall.

Ihr Bruder war sehr offen am Telefon gewesen, ganz ehrlich. Drei Menschen hätten Vera auf dem Gewissen, sagte er: Valtine, ihre eigene Mutter –

und er selbst, ihr Bruder. Doch er habe sie bis zum Irrsinn geliebt; unstatthaft, aber ehrlich geliebt. Deshalb habe sie ihm auch verziehen. Es gab keine zweite Frau wie Vera, hatte ihr Bruder gesagt, keine zweite Frau war so schön, so klug, ja weise, und so berückend wie sie – wie ein Zauberwesen aus einer anderes Welt, das bloss durch ein Versehen des Schicksals auf diese rohe Erde gelangt war. Und, so sagte er noch, Vera habe die Macht des Unvergesslichseins. – Lukowsky wusste, dass es so war. Er hatte aufgelegt und seinen Revolver geholt. Er wollte den Schmerz des Sterbens spüren. Zum ungezählten mal drehte er die Trommel, und – ‚klick'. Dann war ein Eilbrief aus Schweden eingetroffen. Ein Brief von Vera, nur wenige Zeilen:

Lieber,
nun bin ich in der Heimat. Es ist gut.
Sei Du nicht traurig, ich bin ja nicht tot,
die Kraft der Liebe macht unsterblich.
Bitte besuche nicht das Grab, dort fändest
Du nichts von mir, ich besuche Dich.
Wenn Du an mich denkst, werde ich es
wissen und mich freuen.
Lebe nun ein gutes Leben!
Wenn die Zeit kommt, sehen wir uns wieder –
dann für immer.
Auf später,
Deine Vera

Es war inzwischen Abend geworden und dann Nacht. Der Revolver lag auf dem Schreibtisch. Lukowsky blickte mit leeren Gedanken zum Fenster hinaus. Einsame Lichter spiegelten sich im Wasser des Rheins.

Dann – nach langen ungemessenen Stunden – hatte er auf einmal das Gefühl, den Blick nach rechts wenden zu sollen, zur Tür hin. Und dort stand sie, still lächelnd: Vera! Er konnte sie ganz deutlich sehen, vollkommen körperhaft. Sie hatte ihre rötlich schimmernden Haare offen, und diese waren noch länger, als er es je an ihr gesehen hatte. Auch solch ein rosafarbenes Kleid hatte er noch nie an ihr gesehen. Doch es war ganz gewiss Vera. Und sie lächelte, lächelte mit roten Lippen und sah ihn aus ihren grossen, stillen graublauen Augen an. Sie nickte ihm zu und strich mit der gewohnten Handbewegung die schwer aus dem Scheitel vorgleitenden Haare zurück. Vera! Sie war so wunderschön! – Er stand auf, um ihr entgegenzugehen. – Doch nun war da nichts mehr als der leere dunkle Türrahmen. Aber er meinte tief in sich Veras Stimme zu hören, die sprach, deutlich, klar, voller Gewissheit: „Später!"

Als der Morgen graute, rief Georg an. Ein alter Freund und Kamerad aus Wien, von dem er nur alle Jahre einmal hörte. Gerade jetzt war er mit seinem Flugzeug auf Zwischenlandung in Düsseldorf, ausgerechnet jetzt rief er an und sagte: „Unser Leben, das von Männern wie Dir und mir, fliesst anders. Es

verläuft nicht zwischen den Hecken der Geborgenheit, wie das der meisten Menschen. Wir sterben weder im Bett noch hinter dem Schreibtisch – und auch nicht aus Wehmut um eine verstorbene Geliebte. Die Chinesen sagen: ‚Ein Mensch lebt so lange, wie jemand sein Bild anschaut.' Also vorwärts, alter Junge! So lange Du lebst und das Bild Deiner Vera anschaust – sei's als Foto oder als ihr Bild in Deinem Herzen – so lange ist sie nicht nur im Himmel, sondern sogar hier auf dieser Erde unsterblich!" –

Lukowsky hatte Veras Foto angesehen, dann wieder eingesteckt und war aufgebrochen. Er war fortgegangen, hatte sich einen zünftigen Krieg ausgesucht, wo die Aussicht zu fallen gut war, um auf anständige Weise zu Vera zu gelangen, so, wie ein Ritter zu seiner Dame geht – nach bestandenem Kampf. Aber er hatte überlebt – und mit ihm auf dieser Erde Veras Bild, das Foto wie auch das in seinem Herzen. Er hatte dann andere Frauen gekannt, die Vera ein wenig ähnlich sahen, hatte Vera in ihnen gesucht – und doch nicht gefunden. Vera, das hiess: ‚Die Wahrhaftige'. Es gab sie nur einmal. Und immer wieder dachte er: Vera, süsse Geliebte in jener fernen anderen Welt, in der ewiges Morgenrot herrscht, dort drüben sehen wir uns wieder, dort wird alles gut sein, alle Bitternis ist vergangen, überwunden ist jede Qual, und wir werden uns lieben. Falls es aber das dunkle Nichts ist, dort drüben, so werden wir dessen Dunkel besiegen und festumschlungen gemeinsam vergehen – ohne Furcht. – Er dachte an Vera, ganz gleich, wie viele Jahre verstrichen, mittlerweile Jahrzehnte – er würde immer an Vera denken. – Sie war ja das Schicksal.

(... Romanhandlung ...)

In den Feuern der Leidenschaft mag es manches geben, das werden wir Menschen mit unserem Verstand nie begreifen, so lange wir das Denken nur zum Verstehen diesseitsbezogener Logik verwenden und darüber hinaus nicht schauen. Die Macht der Liebe, die den Tod nicht fürchtet und das Sterben nicht kennt, wird kein Denker ergründen, kein Philosoph erfassen und ganz gewiss kein Psychologe je analysieren.

Und doch spielte in diesen Geschichten Esoterik keine Rolle noch Geheimwissenschaft oder Magie – wohl aber das Geheimnis der Liebe und die Magie der erotischen Anziehungskraft zwischen Frau und Mann, dieser Schlüssel zu allen Pforten und Toren. Die Brücke zum Leitthema unseres Buchs wird jedoch leicht erkennbar, wenn wir die Frauen betrachten, von denen wir sprachen: In ihnen war, beziehungsweise ist, ganz sicher jenes besonders starke astrale Licht, dass höchste Leidenschaft erst zu entfachen vermag. Ohne das Erleben solcher Frauen, hätten dieses Buch niemals geschrieben werden können, sie sind der leibhaftige Wahrheitsbeweis für seinen Inhalt.

Hildegard Knef sang einmal in einem hübschen Lied: „Das wird keiner dir geben, das musst du selber erleben ..." – Und damit wäre dazu alles gesagt.

*

„Der Sinn des Lebens
ist das leben.“
(Konfuzius)

19. Kosmisches Jahr und kosmische Monate - Zeitalter

Die Rechnung der kosmischen Zeitalter geht auf das altbabylonische Reich zurück. Sie setzt sich aus zwei Komponenten zusammen: Die astronomische Wanderung durch den Tierkreis aufgrund der Präzession, also der Neigung der Erdachse, und die Einwirkungen der „Grossen Zentralsonne“ in der Mitte unserer Milchstrasse, um welche sich unser ganzes Sonnensystem bewegt. Zumeist wird nur der erste Faktor erwähnt. Durch ihn ergibt sich das „kosmische Jahr“, welches sich in kosmische Monate – die Zeitalter – unterteilt. Der diesbezügliche Zeitraum wird mit 26’000 Jahren oder 25’200 Jahren berechnet. Da eine dieser Rechnungen auf sehr frühe Zeit zurückgeht, ist nicht auszuschliessen, dass eine kosmische Veränderung stattgefunden haben könnte (der babylonische Historiker Berossos beispielsweise, dessen Geschichtstafeln teilweise erhalten sind, erzählt die Geschichte der Menschheit über einen Zeitraum von 2,6 Mio. Jahren). Die allgemeine Zeitalterrechnung nimmt also auf jenes kosmische Jahr Bezug, das 26’000 Jahre umspannt. (Heraklid setzte das „Grosse kosmische Jahr“ mit 18’000 Jahren an, doch die babylonische Rechnung ist die zutreffende.) Die kosmischen Einflüsse, welche sich auswirken, werden auf die Strahlungskräfte der Sternbilder zurückgeführt. Nach babylonischem Glauben lagen hinter den Sternen die Eingänge zu den Welten der Götter. Der zweite Faktor, die Einflüsse der „Grossen Zentralsonne“, ist weniger bekannt, aber ebenso wichtig. Diese grosse Zentralsonne, die astronomisch bisher nicht festgestellt werden konnte, ist keine Sonne im herkömmlichen Sinne, sondern vielmehr der zentrale Durchlass des göttlichen Lichts (Ilu) vom Jenseits ins Diesseits. Ihre Farbe ist Indigo. In Indigo hat man sich auch die Ilu-Strahlung vorzustellen, das göttliche Licht aus den Allschöpferquellen Männlich und Weiblich, den Iluhe. Der Umlauf unseres Sonnensystems um diese unsichtbare Zentralsonne dauert rund 200’000 Jahre. Im Pariser Louvre ist eine altbabylonische Stele zu sehen, die König Naram Sin (Enkel und Nachfolger Sargon I.) am Fusse des „Mitternachtsbergs“, des Nordbergs, zeigt. Dieser gilt als der Bergs der Versammlung der Götter. Über diesem Götterberg zeigt jene Stele zwei Sonnen: Die diesseitige Sonne und die jenseitige, die grosse Zentralsonne. Im Indischen findet sich dazu eine vage Entsprechung in der Mythe von Pralada (oder Pralaya). Diese magische Sonne ist gelegentlich auch als Schwarze Sonne bezeichnet worden, weil sie für das menschliche Auge nicht sichtbar ist. Die Strahlung der jenseitigen Sonne und das Wandern der Erde durch den Tierkreis aufgrund der Präzession bestimmen also die Zeitalter, von den Babyloniern und Assyrern „Adu“ genannt.

Neben dieser babylonischen Zeitaltersicht, welche die allgemein übliche ist, besteht noch die der alten Arier Indiens. Dort werden die kosmischen Zeitalter „Yuga“ genannt. Die Unterteilung des kosmischen Jahrs erfolgt hier nicht in zwölf Zeitalter, sondern in vier grössere Einheiten, die wiederum

unterteilt sind, wodurch sich schliesslich weitgehende Deckungsgleichkeit mit der babylonischen Sichtweise ergibt. Insgesamt besteht also kein nennenswerter Unterschied – das gilt auch hinsichtlich der Ausdeutung. So befinden wir uns nach indischer Auffassung jetzt am Ende des Kali-Yuga, des Zeitalters der Sünde, nach babylonischer am Ende des Zeitalters der Finsternis (des Fischezeitalters). Das folgende lichte Zeitalter heisst bei den Indern das Karki-Yuga (oder Kalki-Yuga), bei den Babyloniern heisst es das Wasserkrugzeitalter, da die Göttin Ischtar die reinigenden Wasser sinnbildlich über die Welt ausgiesst. Die irrige Bezeichnung „Wassermannzeitalter“ stammt aus späterer, abendländischer Astrologie und ist de facto falsch.

Der Übergang vom Fischezeitalter zum Wasserkrugzeitalter ist aber nicht nur der Wechsel von einem kosmischen Monat in den nächsten, sondern zugleich der Übergang in ein neues kosmisches Jahr! Damit stehen Umbrüche massivsten Ausmasses bevor. Dies ist in den Überlieferungen der alten Hochkulturen verankert. Die Inder erwarten Kalki Avatara, die Babylonier und Assyrer den Dritten Sargon, die Germanen den Starken von oben (siehe Edda), im Neuen Testament der Bibel ist dies in die Wiederkunft Christi umgewandelt worden (siehe dazu die Parusie-Reden im Neuen Testament). Immer handelt es sich um einen schlagartigen Wandel, der auch mit gewaltsamen Veränderungen verbunden ist oder sein kann.

Das „Neue Zeitalter“ bringt die Rückkehr in eine Zeit der Reinheit, welche unter der Herrschaft der Göttin Ischtar steht. Die babylonische Ischtar entspricht der sumerischen Inin, der germanischen Freyja, der griechischen Aphrodite, der römischen Venus, der indischen Aramati et cetera. Durch die Herrschaft der Göttin kommt ein neues „Goldenes Zeitalter“, wobei hier nicht das materielle, sondern das geistige Gold gemeint ist, das Gold der Herzen. Dieses Neue Zeitalter bedeutet den vollständigen Sturz aller Systeme, die sich auf dem Gipfel des finsteren Zeitalters, im 20. Jahrhundert, entwickelt haben. Faschismus und Kommunismus sind schon gefallen, auch der Kapitalismus wird bald stürzen. Ebenso werden die monotheistischen, von männlichen Gottheiten gezeichneten Religionen fallen, auch die Kirche vergeht. In religiöser Hinsicht kommt es zur Regentschaft der Liebesgöttin. Damit werden die Frauen wieder hoch geachtet sein. Vermännlichung durch „Emanzipation“, etwa Frauen in Uniform oder männlichen Funktionen und mit kurzen Haaren, wird es nicht mehr geben. Die Frauen werden die neue Gesellschaft aus ihrer urweiblichen Perspektive dominieren. Aber auch „Hausmänner“ wird es nicht mehr geben, denn das Neue Zeitalter ist ein Zeitalter der Reinheit – insbesondere was die Klarheit der Geschlechter und deren göttliche Sinnbestimmung anbelangt. Politisch kommt es zu einer klaren Aufteilung der Aufgaben: Das Weltliche obliegt den Männern, das geistige den Frauen. Die höchste Priesterin wird noch über der weltlichen Macht stehen.

Das Neue Zeitalter wird eine Ära sein, die durch die weiblichen Kräfte der Liebe bestimmt ist. Es ist besonders die Liebe des Eros, nicht die abstrakte Nächstenliebe des Christentums, denn eine solche ergibt sich aus der Ganzheit von selbst. In erotischer Hinsicht wird das Neue Zeitalter freizügig und sinnenfroh sein. Die „heidnische“ Religion der Göttin wird eine theokratische Ordnung formen, die sich jedoch von unduldsamen monotheistischen Theokratien gänzlich unterscheidet.

Das Denken in den Zeitaltern ist ein zyklisches Denken, das heisst: Die Arten der Zeitalter kehren wieder. Deshalb wissen wir dank Überlieferung aus dem ersten Goldenen Zeitalter, derer er verschiedene gibt, auch in privaten Archiven, was uns erwartet. Die alten Inder nannten es das Satja-Yuga – wir sprechen von der Vollendung der Ära der Göttin.

Die Umformung in das Neue Zeitalter findet über einen gewissen Zeitraum statt, der auch durch die Menschen mitbestimmt wird. Denn deren Resonanz auf die nahenden „Ilu-Schwingungen“ wirkt sich aus. Da nun die Dauer der Zeitalter bis zu einem gewissen Grade von der Einflussstärke der jeweils dominierenden Macht – und auch von der entsprechenden Resonanz bei den Menschen – mitbestimmt wird, ist jede Zeitalter-Endzeit von einem Kampf der kosmischen Mächte gekennzeichnet. Je weiter ein Zeitalter voranschreitet, um so stärker wird noch einmal der Einfluss der dominierenden, aber nun bald stürzenden Macht. Dies ist mit einer spiralförmigen Bewegung zu vergleichen, bei der die Anziehungskraft des dominierenden Faktors zum Ende hin immer stärker wird. Der Umbruch wird aber um so plötzlicher und drastischer kommen, je weniger sich die Menschen dem neuen Geist zuwenden. Dies erklärt, warum das 20. Jahrhundert, das letzte Jahrhundert des finsteren Fischezeitalters, von extremster Grausamkeit und nie zuvor dagewesenen Massenmorden et cetera gekennzeichnet ist: Die finstere Macht, welche dieses „Adu“ dominiert, tobte sich noch einmal in all ihrer Grausigkeit aus. Möglich wurde dies erst, weil es der finsteren, nur männlichen und aber unfruchtbaren Macht gelang, die weiblichen Kräfte in schlimmster Weise zu schädigen. Als Folge des 1. Weltkriegs wurden erstmals den Frauen die langen Haare abgeschnitten und damit die astralen Schwingungsorgane genommen, durch welche sie das göttliche Licht anzogen. Erst als die weiblichen Kräfte durch das Abschneiden der langen Haare so sehr geschwächt waren, konnte die Finsternis ihre Hölle auf Erden voll ausbreiten.

Jetzt aber wirkt sich schon wieder das Nahen des göttlichen Lichts der neuen Zeit aus. Immer mehr Frauen lassen ihre Haare lang, die weibliche Schwingung wird stärker. Das erotische Bewusstsein sowohl bei Frauen wie auch bei Männern nimmt zu – nicht nur theoretisch. All dies gibt Hoffnung auf einen baldigen Sieg des Lichts, auf den Triumph des neuen Zeitalters. An den Frauen liegt es ganz wesentlich, denn das neue lichte Zeitalter ist ja das der weiblichen Gottheit!

Der Wiederaufstieg der weiblichen Kraft stärkt gleichsam die Männer in ihrem natürlichen Selbstgefühl. Sie werden in ihren Frauen wieder das Göttliche, das Ewig-Weibliche erkennen, jenen wunderbaren Schlüssel zum Licht und zur Magie der Sexualität. Die Harmonie der Lebensgefüge auf Erden wird wieder hergestellt werden – wenn das neue Zeitalter kommt, und es kommt gewiss! Und in diesem Neuen Zeitalter wird die Sexualität Religion sein. Die Zeitalter sind ja die Jahreszeiten des Kosmos. Und wie wir wissen, was Winter bedeutet und was der kommende Sommer bedeuten wird, so verhält es sich auch mit den Zeitaltern. Die alte vergehende Macht mag noch ein letztes mal um sich schlagen – aber ihr endgültiger Sturz ist gewiss. Nichts hält das Licht der göttlichen Morgenröte auf.

*

„Ein neues goldenes Zeitalter
wird zurückkehren zu seinem Ursprung,
zur Geisteskultur des alten Babylon."
(Hugo Winckler)

20. Die Parakosmologie

Die grossen Fragen des Woher, Wohin und Warum bewegen die Menschen seit jeher tief in ihrem Inneren. Es entstanden Mythen, Religionen und Philosophien als Versuche, auf diese Fragen Antworten zu geben. Schon die alten Arya Indiens grübelten darüber in ihren Upanishaden und Veden nach. Religiöse Glaubenslehren entstanden rund um den Erdball, mit der Ramayana und der Bhagawad Gita des Mahabharata, dem Inuma Ilisch, dem Avesta, der Bibel, den Schriften Gnosis, dem Koran und unzählbaren angeblichen Prophetien aus verwandten oder anderen Quellen. Griechische Philosophen rückten den grossen Fragen zu Leibe, gefolgt von den deutschen, besonders Immanuel Kant. Goethe hielt von alledem wenig, er glaubte bloss an den Allgeist der Natur. In jüngster Zeit probieren sogar moderne Naturwissenschaften, dazu mit „Feldtheorien“ und dergleichen einen Beitrag zu erbringen. Und es gibt wohl keinen einzigen unter uns, der nicht schon dieses oder jenes Mal über eben jene Fragen nachgesonnen hätte; sei es bewusst und zielstrebig – oder auch, dass nur von ungefähr Gedanken durch unsere Köpfe wanderten, um nach den letzten Dingen zu fragen. Dabei gibt es die Antworten längst, schon seit Jahrtausenden. Doch keine Religion, keine Glaubenslehre, spricht sie klar aus, wenngleich Spuren des Wissens überall noch da sind. Das hat seinen Grund: Denn diese eine alles erschliessende Weisheit passt keinem System, dass die Menschen beherrschen möchte! Schauen wir uns an, was im „Ilu Ischtar“ steht, der Offenbarung jener babylonischen Göttin, welche der Venus entspricht, der Göttin der Liebe, die das kommende Neue Zeitalter bestimmt. Fassen wir das wichtigste zusammen in einfachen Worten – denn wie sprach doch Goethe: Alles Grosse ist einfach! Öffnen wir also die Augen gegenüber der Botschaft der Göttin. Es heisst, eine Tochter König Sargon I. von Babylon habe sie einst niedergeschrieben. Doch keiner weiss genau, woher diese Texte nun wirklich stammen. Das ist auch gar nicht wichtig, was zählt, ist ihre unbestechliche Schlüssigkeit! Schauen wir uns das an. Wir werden dann bald vieles verstehen und uns selbst, unser Denken und Handeln, unser ganzes Leben in einem neuen Lichte erkennen.

Bei alledem geht es nicht um Religion – sondern um ursprüngliches Wissen, das uns Menschen nützlich ist. Keine Gebote werden da aufgestellt, keine Forderungen erhoben, keine Drohungen ausgestossen – es ist: Information.

Wir Menschen – wie auch alle anderen Lebewesen – sind nicht erschaffen worden. Kein Gott schuf uns, noch entwickelten wir uns aus dem Nichts und schliesslich durch eine nur theoretisch angenommene Evolution vom Einzeller bis hin zum Menschen. Es gibt eine göttliche Macht, doch diese hat keine Ähnlichkeit mit der Gottesvorstellung, wie sie etwa die Bibel beschreibt. Die

Gottheit ist etwas Absolutes an-sich. Das Gehirn der Menschen wird sie nie ganz begreifen. Aber dass diese höchste Gottheit aus zwei zusammenwirkenden Kräften besteht, aus den Kräften Weiblich und Männlich, das können wir sehr wohl erfassen, denn dies entspricht ja dem Urprinzip allen Lebens. Es ist nicht wichtig, dieser höchsten Gottheit einen Namen zu geben. Die Sumerer und die Babylonier sprachen von dem göttlichen Licht, dem „Ilu“, in zweifacher Form, einem weiblichen und einem männlichen.

Mit diesem Buch soll keine neue Religion gegründet noch eine uralte wiederbelebt werden. Die Religionen von heute verfliegen im Neuen Zeitalter ohnehin, nichts von ihnen wird bleiben. Es kommt ein neues Licht, das wahrhaft göttliche Licht, und das bringt die Erkenntnis in die Herzen der Menschen – auch ohne irgendein Glaubensbuch.

Wir Menschen sind mit und neben der Gottheit Wesen ewigen Seins. Doch dieses Sein nahm seinen Anfang nicht auf der Erde, nicht in dieser Welt. Diesen gesamten Kosmos gab es ursprünglich nicht. Der Anfang fand statt in der raumlosen Unendlichkeit und der zeitlosen Ewigkeit.

Dies ist die rein göttliche Seinsebene, die wir nicht begreifen können, weil wir ohne Raum und Zeit nicht zu existieren vermögen. Wir können uns daher eine raumlose Unendlichkeit und eine zeitlose Ewigkeit auch nicht vorstellen. Das ist auch gar nicht notwendig, weil die göttliche Macht Zeit und Raum geschaffen hat. Das war – für uns – der Anfang.

Seit aller Ewigkeit lagen unzählige „Samen“ kommenden Lebens bereit: Alle „Engel“, Menschen, Tiere und Pflanzen – desgleichen „Dämonen“. In diesem Stadium bestanden all jene Samen aus Schale und Kern. Die Schale entspricht der Seele, der Kern dem Geist. Die Seele (Schale) ist das (Astral-) Körperhafte, der Geist (Kern) ist das Wesen (der Charakter, die Begabungen et cetera). In diese noch leblose Zweiheit hinein gab die göttliche Macht ein Drittes: Die Kraft des Lebens! Und mit der Belebung der Samen wurde aus jedem Wesen die ewige Dreiheit Geist-Seele-Leben.

Da die Kraft des Lebens unverlierbar ist, gibt es auch keinen Tod. Das Sterben ist nicht mehr als ein Wechseln der Körperkleider, die nach dem inneren Muster unseres Astralkörpers erneut aufgebaut werden. Es gibt auch keine Auslöschung des Ichbewusstseins im Sterben, sondern ein sich selbst vollauf bewusstes Wiedererwachen in einer jenseitigen Welt. Bei jenen Menschen, die den magischen Liebesakt vollzogen haben, findet sogar ein müheloses Übergehen von dieser Welt in eine andere, jenseitige Welt statt. Dass es überhaupt ein Sterben (der Hülle) gibt, liegt nur daran, dass wir einmal den Weg durch die grobstoffliche diesseitige Welt zu gehen haben.

Wieso müssen wir das? - Weil wir einstmals unsere himmlische Urheimat, das Gottesreich des ewigen Lichts, verlassen haben. Die Ursache

dafür war, dass ein vermessener Engel sich gegen die Gottheit aufwarf und selbst ein Gott sein wollte. Dabei wurde er zum „Schaddain“, zum Verworfenen (linguistisch: Schaddai–Schadu–Schatten–Shaddow et cetera): El Schaddai-Jahwe. Dieser zog mit einer Schar Anhänger aus dem Himmelreich aus und baute aus untauglichen Stoffen, die er dort ausserhalb vorfand, sein eigenes Reich: Die Hölle. Viele der Engel im Reich des ewigen Lichts (so auch wir) glaubten den Lügen des Schaddain, der behauptete, eine neue und ganz grossartige Welt geschaffen zu haben. So zogen sie – wir – aus dem Himmelreich aus, um die Welt des Schaddain anzusehen. Dabei verloren wir aber unsere himmlischen Leiber, also die rein lichtstofflichen Umsetzungen unserer Astralkörper. Denn in der „Leerenendlosigkeit“ konnten wir nun nicht existieren. Wir verloren unser Bewusstsein und sanken in einen ohnmächtigen Samenzustand zurück. Wir sind in gewisser Weise alle „kleine gefallene Engel“.

Damit wir nun wieder zu uns kommen und uns erneut verkörpern konnten, schuf die göttliche Macht den diesseitigen grobstofflichen Kosmos mit der Erde. Dadurch wurde eine Schwingungsgrundlage hergestellt, die es uns ermöglicht, uns abermals aus dem Samenzustand zu entfalten (alle Einzelheiten, die zum näheren Begreifen sicherlich wertvoll sind, können im „Ilu Ischtar“ oder im „Karthager-Buch“ nachgelesen werden).

Während des Geschlechtsakts zwischen Mann und Frau wird eine Schwingung erzeugt und durch diese ein Same aus dem „Meer des Schweigens“ angezogen. Also aus jener Sphäre, in der sich die Samen befinden. Da auch hierbei die Gesetzmässigkeit der Affinität von Schwingungen wirkt, erklärt sich unter anderem die Familienähnlichkeit.

Unser Weg durch die grobstoffliche Erdenwelt ist also vor allem nötig, um unsere Wiederverkörperung zu ermöglichen. Ausserdem ist es unsere Aufgabe, durch das Zeugen von Kindern auch anderen diese Möglichkeit zu geben – denn es liegen noch viele Samen im „Meer des Schweigens“. Dies ist jedoch nicht die alleinige „Funktion“ unserer Sexualität! Beim Liebesakt zwischen Frau und Mann wird göttliches Licht gezeugt – und darin liegt sein höchster Sinn.

Es gibt keinen Tod! Nach unserem irdischen Sterben verlieren die einen ihr Bewusstsein gar nicht, andere verlieren es zweiteilig. Dabei ist das Potential an astralem Licht ausschlaggebend. Frauen und Männer, die ihrem jeweiligen Geschlecht nach eine reine Schwingung haben und daher einen lichtvollen Astralkörper, lernen das leidvolle Sterben im eigentlichen Sinne nicht kennen, ihre Neuverkörperung und ihr Weiterleben erfolgt unmittelbar. Andere werden eine kleine oder auch grössere Weile der Ohnmacht durchmachen müssen und erst allmählich zu ihrem Bewusstsein zurückfinden. Wir alle aber werden von einer der zahlreichen Welten des Jenseits angezogen; und zwar von jener, die der Schwingung unseres Geistes entspricht. Insofern hat die Art, wie wir uns im Erdenleben verhalten, Einfluss auf die Art unseres Weiterlebens in der nächsten

Welt. Dort können wir uns dann geistig weiterentwickeln und durch eine alles umspannende Jenseitssphäre in lichtere oder auch dunklere jenseitige Welten weiterbewegen. Unser Wille ist diesbezüglich völlig frei. Denn es gibt zahlreiche jenseitige Welten. Diese alle haben eine eigene Stofflichkeit. Das Leben nach dem irdischen Sterben geht also in keiner uns allzu fremden Weise weiter. Bloss dass es kein Altern und kein Sterben mehr gibt. Die Neuverkörperung geht nach dem Muster des Astralkörpers vonstatten. Wir werden uns „drüben“ auch äusserlich ähnlich sein, jedoch stets wie in einem Alter von etwa Anfang zwanzig nach irdischem Massstab.

Verwandtschaften zu dieser Parakosmologie finden sich, mehr oder weniger deutlich, in vielen alten Glaubenslehren.

Da wir unsere „Persönlichkeiten“ von Anfang her haben und also auch in diese Welt mitbringen, sind unsere Aufgaben für die Gesamtheit unterschiedlich. Von vielen wird nur erwartet, dass sie ihren unmittelbaren Weg anständig gehen, von anderen hingegen, dass sie Dinge für die Gemeinschaft leisten. Denn bloss wenn diese Welt in einem brauchbaren Zustand erhalten bleibt, können auch die anderen „gefallenen Engel“ ihre Chance zur Heimkehr wahrnehmen.

Und es gibt auch die negative Kraft des Widersachers (den Satan) auf Erden, da El Schaddai-Jahwe, der Fürst der Hölle, es schaffte, sich mittels finsterer Medien (wie Moses) den Erdenbewohnern als „Gott“ offenbaren zu lassen (die sprichwörtliche „Alttestamentarische Grausamkeit“ kommt nicht von ungefähr, denn all dies stammt ja aus dem Ungeist der Hölle).

Das Ziel des Schaddain, des Teufels, ist es, alles Schöpferische zu vernichten und die Erde in ein Abbild der Hölle umzuwandeln. Der Schaddain ist die Macht des Bösen, der Zerstörung und der Unfruchtbarkeit. Der Teufel ist prüde. Er verdammt die Sexualität, weil sie Licht bedeutet und zeugt – und vor allem hasst er das weibliche Geschlecht und fürchtet es zugleich. Schon seit jeher wissen die Völker, dass die Frau den Satan besiegen wird. Davon ist sogar im Christentum noch eine Spur erhalten; oft wird die Jungfrau Maria dargestellt, wie sie die Schlange, das Sinnbild für den Teufel, zertritt. Denn zwar sind die beiden Geschlechter, Frau und Mann, trotz aller Verschiedenheit von gleichem Wert, doch im göttlichen Licht steht das Weibliche höher, denn es ist zarter, sanfter und reiner, Frauen können daher mehr göttliches Licht anziehen – dies ja auch, um davon an ihre Männer einiges zu übergeben.

Der Kampf zwischen den Mächten des Lichts und den Mächten der Finsternis währt schon sehr lange und wird andauernd überall ausgetragen. Der Gott des Lichts, der All-Christ (Christ-All/Kristall/Kristallisation der Schöpfung) kam in Gestalt des Jesus Christus auf die Erde, um den Menschen zur Erkenntnis zu zeigen, dass die Anbeter des Schaddain sogar den Gott des Lichts töten wollten. Doch sein wahres Evangelium wurde bald vollkommen

verfälscht; denn noch herrscht ja das Zeitalter der Finsternis. Schliesslich aber siegt ganz sicher das Licht, denn die Gottheit ist mächtiger als der Teufel! An uns Menschen liegt es, die Schwingung des Lichts in uns zu stärken und somit den Triumph des göttlichen Lichts auf Erden zu fördern, den Sieg des Neuen Zeitalters, zu beschleunigen.

Den diesseitigen Kosmos mit der Erde haben wir uns wie eine verhältnismässig kleine Insel inmitten eines weiten Ozeans jenseitiger Sphären vorzustellen. Durch diese Welt müssen wir einmal gehen. Das Ziel ist die Heimkehr in das Reich des ewigen Lichts, dass – für uns noch sehr fern – hinter allen jenseitigen Welten liegt. Unsere Eigenschwingung bildet gewissermassen den „Leitstrahl“ auf diesem Weg. Das höchste Licht entsteht in uns durch die Liebe, sie ruft die Anziehungskräfte der lichten Welten hervor. Es ist hier ausdrücklich nicht von einer mehr oder minder abstrakten „Nächstenliebe“ die Rede, sondern von der eindeutig personifizierten Liebe zwischen Mann und Frau. Es ist die erotische Liebe zwischen den Geschlechtern, welche uns die höchsten Pforten öffnet. Es kann jedoch auch die verehrende Liebe zwischen einem Menschen der Erde und einen andersgeschlechtlichen Wesen des Jenseits sein – also sozusagen zu einem göttlichen Wesen, das zum „spirituellen Eros“ fähig ist.

Der freie sich selbst bestimmende Mensch braucht keine ihn gängelnde Religion. Er ist der Gottheit stets nahe – im magischen Eros der ewigen, alles übersteigenden Kraft der Liebe.

*

21. Quellen und historische Hintergründe

Viel an bemerkenswertem Wissen liegt still in privaten Archiven und in den Bibliotheken so mancher Universität. Es bedarf des Erkennens und Zusammenfügens, um solche Schätze zu heben. Als nächstes ist Kenntnis der alten Sprachen notwendig, um diese Schätze in eine für alle Menschen verstehbare Form zu bringen. Und schliesslich bedarf es der kulturellen wie geistigen Vorbildung, um all dies tun zu können.

Die wichtigsten Quellen hier sind sumerischen, babylonischen und assyrischen Ursprungs, also viele Jahrtausende alt. Dazu kommen römische Quellen aus der Ära des Kaisers Augustus. Unter diesen befinden sich wiederum römische Übersetzungen von Texten, die auf Babylon und Karthago zurückgehen, in einigen Fällen mit der Zwischenstation griechischer Übertragungen. Ferner finden in einzelnen Punkten Motive aus der germanischen Glaubenswelt Niederschlag.

Der grosse Zusammenhang geht also bis auf das alte Babylon zurück. Römische Geheimbünde, namentlich im Rahmen des Venus-Kults, gaben dem eine neue Form – denn im Mittelpunkt steht ja Ischtar, die Liebesgöttin, also die Venus. Sie ist den Liebenden zugetan – und sie wird das kommende Neue Zeitalter regieren.

*

„Die faszinierendsten Geheimnisse
und Wissensschätze
schlummern in privaten Archiven."
(Friedrich Delitzsch)

Persönliches Nachwort

Warum schreibt ein Mann ein solches Buch? Weil er meint, der Welt etwas sagen zu müssen? Es ist nicht seine eigene Weisheit. Auf das Wertvolle, das diese Seiten enthalten mögen, darf er nicht stolz sein, er hat sich zuvor selbst erst belehren lassen; insbesondere von zwei klugen Damen aus Wien. Auch der Panbabylonische Arbeitskreis um Rüdiger Lenzen trug viel bei. Dazu kam einiges aus eigenem Erleben. Schliesslich drängte Melissa darauf, dass dieses Buch fertig werde. Auch das war ein wichtiger Grund. Um des Geldverdienens willen, entstand es ganz sicher nicht.

Also ist da doch das Gefühl, anderen etwas sagen zu sollen? Ja! Im wesentlichen war es das wohl. Dabei gibt es kaum jemanden, der weniger Anrecht darauf hätte, sich anderen Menschen als Vorbild hinstellen zu wollen, als der Schreiber dieses Buchs. In seinem nun fünfzig Jahre währenden Leben reihen sich die Fehler aneinander wie Perlen eines unheiligen Rosenkranzes. Aber immerhin: Er hat gelebt! Gelebt und geliebt, gekämpft und auch gelitten, dies alles in reichlichem Ausmass und dabei nichts ausgelassen. Insofern hat er etwas zu sagen, denn er weiss, wovon er spricht.

Der Schreiber dieser Blätter ist ganz gewiss kein Weiser, kein Philosoph noch Esoteriker. Sein Wissen kommt viel mehr aus einem wechselvollen Leben, als aus Büchern, und danach ist auch sein Schreiben. Die Leserinnen und Leser dieser Blätter sollen wissen, wer sie schrieb. Das ist wichtig, um das beurteilen zu können, worauf es dem Schreiber ganz besonders ankommt: Das ehrliche Gefühl. Manche mögen unverständig grinsen oder lachen – das stört ein altes Schlachtross nicht. – Jene aber, die ihn als Menschen verstehen, die werden auch erfühlen und erfassen, was er ihnen gerne sagen möchte – aus ehrlichem Herzen und so mancher lebensvollen Erfahrung, deren Wert und Bedeutung er selbst erst spät richtig zuzuordnen lernte, weil klügere, wissendere Menschen ihm dazu verhalfen. Dies weiterzugeben, wäre sein Wunsch.

Alle, die dies mit Zuneigung wahrnehmen, seien herzlich gegrüsst!

Ralf Ettl

Starnberg, den 23. Mai 1998

Darstellung der Liebesgöttin.

(Ischtar/Inanna/Inin/Venus/Aphrodite/Freyja/Aramati/Aschera et cetera)

Die Herrin des Neuen Zeitalters.

Die Perle auf der Stirn symbolisiert ihr drittes Auge, das in die Menschen hineinschaut.
Über ihrem Kopf schwebt die magische Sonne, die Quelle des göttlichen Lichts Ilu.
Die langen Haare der Göttin sind ausgebreitet wie magische Schwingen,
durch sie sendet und empfängt sie Botschaften und Gebete und bewirkt Wunderkräfte.
In den Händen hält sie die Spitze von Marduks (Odin / Jupiter) Speer zum Zeichen dafür,
dass sie die Jenseits/Diesseits-Grenze durchschreiten kann, und in der anderen Hand einen Spiegel,
der sie alles erschauend macht. (Darstellung babylonisch, circa 1600 vor Christus, zur Zeit Bagdad).
Die Form auf der Lilie ist eine Adaptation der Templer-Sektion Augsburg-Wien-Genua (um 1220).

*

Inhalt

Vorwort
1. Vom Sinn
2. Das Geheimnis der Liebe
3. Im Sonnenaufgang des Neuen Zeitalters
4. Die Magie der Sexualität
5. Die kosmische Macht der Sexualität
6. Der doppelte Sexus
7. Frau und Mann
8. Der vollkommene Liebesakt
9. Der Liebeskosmos
10. Die erste Pforte (Akt)
11. Schwingungsorgane und Astralkörper
12. Magische Saiten (Frauenhaare)
13. Die ewige Liebe
14. Welten und Wesen des Jenseits
15. Die Purpurwelt
16. Einherier und Venustöchter
17. Sexualmagie und Baphomet
18. Feuer der Leidenschaft
    Marion
    Vera
19. Kosmisches Jahr und kosmischer Monat, Zeitalter
20 Parakosmologie
21. Quellen und Hintergründe
Persönliches Nachwort

Ein gutes Stück Wegs sind wir nun zusammen gegangen, auf einem Weg offener Worte und klarer Gedanken. Die Schwelle der Pforte zur magischen Liebe ist erreicht, sie zu überschreiten ist nun nicht mehr schwierig, wenn Geist und Seele, Leib und Astralkörper richtig miteinander in Einklang stehen. – Dies ist das eine.

Da ist aber noch ein andres, das ist die offene Bereitschaft gegenüber dem Schicksal, der Mut zum vollen Leben, worüber wir sprachen. Denn es gibt keine Zufälle (ausser, irgendwo fällt eine Tür zu). Unser Schicksal mag nicht organisiert ablaufen, nicht nach dem Plan einer Prädestination; es bietet uns vielmehr Wegkreuzungen an, die sich aufgrund unseres eigenen Wesens ergeben – das aber ist in uns hineingelegt.

Alle Sinnhaftigkeit dieses unseres Lebens besteht in der Paarsamkeit von Frau und Mann. Alle Geheimnisse, die des Diesseits wie auch die des Jenseits, liegen darin!

*

Das Geheimnis der Liebe
ist grösser als das
Geheimnis des Todes.

Wie das Wasser eines Stromes dahinfliesst, so ist das Leben, es hält nicht inne, kennt kein Verweilen, der Mündung fliesst alles entgegen.
Seid bereit zu durchtauchen die Schnellen des Stroms. Erleben und Erkennen ist euer Lohn, heisst euer Erdensinn.

(Karthager-Buch)

*

Das Schnellste von allem was fliegt,
ist der Gedanke.
(Rg-Veda)

Ralf Ettl * Enzianstraße 4b * D-82319 Starnberg * RalfEttl@Compuserve.com

Wichtige Quellen:

Das Karthager-Buch

Ilu-Ischtar

Das Gilgamesch-Epos

Homers Ilias und Odyssee

Vergils Aeneis

Die Edda

Rg-Veda

Das Nibelungenlied

Dantes Göttliche Komödie und Vita Nova

Goethes Faust

Schillers Geisterseher

Hagakure

Antonietta Contenta, Briefe

Spiritus Eros (Archiv Bucintoro)

Der Weg ins Neue Zeitalter (Melissa v. E.)

Einblick in die Magische Weltsicht (Templergesellschaft)

Die Geheimnisse der Frauenhaare (Charlotte H.& Melissa v. E.)

Hinweise für magisch interessierte Frauen und Mädchen (Panbabyl. Ges.)

Die Figura Baphomet (Templer-Erbengemeinschaft)

Die doppelt Unsterblichen (Templer-Erbengemeinschaft)

Die babylonische Geisteskultur (H. Winckler)

Roman «Z-Plan» (Ralf Ettl)

***